This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50513.19

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

THE GIFT OF
HERMANN HAGEN HOWARD
Class of 1916

IN MEMORY OF
HIS MOTHER
ANNA H. HOWARD

RECEIVED FEBRUARY 9, 1933

Arnold H. Howard

Und sie kommt doch!

Erzählung
aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts

von

Wilhelmine von Hillern.

Fünfte Auflage.

Drei Teile in einem Bande.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1903.

3 50513.19
HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF
HERMANN HAGEN
FEB 9 1933

Alle Rechte,
vornehmlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Ihrem edeln Freunde

Julius Rodenberg

widmet

dies Buch
zum Pfand unvergänglicher Freundschaft

die Verfasserin.

Freiburg im Br.
März 1879.

Ein Wort zur fünften Auflage

Meinem Freund Rodenberg, widmete ich vor fast einem Vierteljahrhundert dies Buch. Ist es Sitte, daß bei silbernen Jubiläen feierliche Erneuerungen alter Bündnisse stattfinden — warum nicht auch in literarischen Freundschaftsbeziehungen? Lang, lang ist's her — könnte mich nicht seitdem die vorstehende Widmung gereut haben? Wie oft geschieht es, daß ein Buch den Namen eines Freundes an der Stirn trägt, den wir längst verloren — oft schon nach kurzer Bekanntschaft. Es ist nicht richtig, daß wir Ältern mehr Menschenkenntnis hätten als die Jungen! Wir verlieren im späteren Alter durch allerhand Wahrnehmungen und Erfahrungen beirrt die Sicherheit der Diagnose, mit der wir in der Jugend unsre Freunde wählen und meist sind, wenn wir zurückblicken, die verlorenen auch die am spätesten gefundenen. Dann stehen wir verlegen vor einer neuen Auflage mit einer Dedikation, die nur noch eine leere Formel ohne Inhalt ist. Wir wollen sie nicht geradezu herausreißen, das sind wir dem Andenken des ehemaligen Freundes schuldig — und doch gilt sie nicht mehr. Wir zucken schließlich die Achseln und trösten uns damit: „Sie ist ja doch verjährt!"

Mit diesen Gedanken betrachtete ich heute die Widmung, die ich meinem Freund Rodenberg vor fast fünfundzwanzig Jahren schrieb. Die könnte wahrhaftig verjährt sein, dem Alter nach, aber — als wär's gestern — steht der Jugendfreund vor mir, wie ich das Manuskript in seine Hände legte und sagte: „Das gehört Ihnen." Und noch ein Name schaut mir unten am Titelblatt vertraulich entgegen, der Name derer,

die es uns möglich gemacht, unsere Ideale zu verwirklichen — „die Paetels“, die großdenkenden und feinsinnigen Verleger, mit denen ich als älteste Mitarbeiterin der Rundschau vor drei Jahren unser silbernes Jubiläum feierte. Da quoll mir's warm vom Herzen: „Gott sei Dank, wir haben uns einander noch.“ Und so bestätige ich denn aufs neue diese verjährte Widmung! Wenn man sagen könnte es gäbe stolze Tränen, so wär es das, was mir in dem Augenblick die Wimpern feuchtet, denn auf nichts in der Welt darf man sich so viel einbilden wie auf einen alten Freund! Und als wirke das geistige Band, das uns miteinander verbunden, lebendig in dem Werke fort, das unter des Freundes Auspizien erschien — so ist es als gewänne das Buch immer neue Kraft, die Auflagen folgen sich jetzt nach der langen Zeit rascher als im Anfang — welch ein wunderbarer Zusammenhang dreier Menschenseelen ist es, der solch weiter wirkendes Leben schafft. — Aber noch Eines möchte ich in diesem Augenblick stiller Erinnerungsfeier gedenken — Eines, der es vielleicht selbst nicht ahnt, in welch engem Zusammenhang er mit uns — Autorin, Herausgeber und Verleger steht — eines unbekannten bescheidenen Priesters im fernen Bregenzerwald, dem dieses Werk seine Entstehung verdankt. „Aha, der hat ihr die Geschichte erzählt“ — höre ich manchen meiner Leser sagen, — hat doch bei Besprechung der vorigen Auflage des Buches ein hochgeschätztes und mir wohlwollendes Blatt sich trotz aller Anerkennung dahin geäußert, daß ich „dieser gewaltigen Klostersage nicht völlig gerecht geworden sei!“ — Es handelt sich aber hier weder um eine Überlieferung aus einer alten Chronik, noch um eine mündliche Erzählung — denn die fragliche „Klostersage“ habe ich selbst erfunden, — auch mit dem geistlichen Herrn im Bregenzerwald nie ein Wort gesprochen — ja ich weiß nicht einmal seinen Namen. Dennoch verdanke ich ihm allein die Anregung zu diesem Werk. Das ging so zu:

Es war an einem glorreichen Herbstabend des Jahres 1875, als ich mit meinem Freund, dem verstorbenen Professor Funke und dessen Gattin den Gebhartsberg bei Bregenz hinauffuhr. Immer sanft ansteigend zwischen Wiesengründen und üppigen Kornfeldern hindurch führte unser Weg bergan. Wir plauderten

und scherzten, wir atmeten die von der drückenden Sonne entlastete Herbstluft mit vollen Zügen. Der lichtblaue Himmel schien sich auf den schwanken Halmen der Ähren zu wiegen, so leicht saß das duftige Gewölbe auf, wo der Saum der hochgelegenen Felder die Horizontlinie überschnitt. Immer weiter und lachender breitete sich unter uns die Ebene hin, abwechselnd mit den waldigen Höhenzügen, Flüssen und Seen, Dörfern, Ruinen und Schlössern jenes gottgesegneten Landstrichs. Schönheit, Leben und Genuß — weiter gab es in diesem Augenblick nichts auf der Welt. — Da, auf der Anhöhe, umsäumt vom goldenen Abendlicht tauchte etwas Schwarzes vor uns auf. Jetzt verdunkelt es uns wie ein Schatten die untergehende Sonne — ein Schlagschatten, wie ihn Schmerz und Verhängnis oft gerade in den lichtesten Stunden vor sich herwerfen. — Eine jugendliche Gestalt war's, hochgewachsen und schlank, fast unheimlich groß, von den edelsten Konturen und ein Kopf von unbeschreiblicher, ernster Schönheit, — trauernder Hoheit. Eine lange schwarze Soutane bekleidete ihn und ein runder Hut überschattete das bleiche wundervolle Gesicht. Es war ein junger Priester. Wir drei im Wagen verstummten alle zugleich, wie wenn ein Leichenzug an uns vorbei käme oder ein Unglück, das Ehrfurcht heischt! Und doch ging neben dem Mann ein liebliches Kind einher, ein Mädchen von kaum siebzehn Sommern — ein Bild blühenden Lebens, das führte ihn sorgsam ängstlich an der Hand, — denn der Mann war blind! —

Sie kamen beide den Berg herab, den wir hinauffuhren. An einer Stelle wo sie vorbei mußten, wurde der Weg schmal. Das Mädchen schob den Blinden möglichst weit hinaus und stellte sich zwischen ihn und den Wagen wie schützend. Im Bemühen des Ausweichens hatte sie ihre Hände fest in die seinen verschlungen — ihr ganzes Sein war holde, lächelnde Fürsorge und Hingebung. Ihn schützen, ihn führen! Ob diese Seele je etwas anderes denken, fühlen könnte? Die zwei Worte umspannten ihr ganzes Leben! Als wir herankamen flüsterten ihm ihre frischen roten Lippen etwas zu und der Blinde nahm mit einer unsicheren Bewegung den Hut ab, und grüßte höflich — in seiner Nacht! Wir erwiderten den Gruß laut und in unsern Stimmen zitterte unwillkürlich das Gefühl, das uns

bei dieſem Anblick ergriff. — Dann fuhren wir vorbei. Ich ſah den Beiden lange nach, wie die Kleine den blinden Mann in ſeiner Ohnmacht ſtützte, wie ſich die zarte Geſtalt an ihn ſchmiegte, wo es galt ſeinen Fuß vor einem Stein, einem falſchen Tritt zu bewahren, während ihre eigenen kleinen Füße nackt und roſig neben ihm hertrippelten. Seltſam beklommen ſagte ich: „O Gott, was wird das werden — wenn, ja, wenn —?“ Ein unbeſchreiblich ſchmerzliches Ahnen kam über mich um den jungen Prieſter und das ſüße Geſchöpf an ſeiner Seite. „Ach, dem wird die Liebe nicht gefährlich — er iſt ja blind!“ — tröſteten mich meine Freunde ohne viel nachzudenken. Ich ſchüttelte den Kopf: „Als ob das etwas hülfe!“ Und wieder vergingen ein paar Minuten ſchweigend — dann rief ich: „Funke, nehmen Sie Ihr Notizbuch heraus — ſchreiben Sie mir auf, daß ich's nicht vergeſſe: „Und ſie kommt doch! — Romanſtoff.“ — In dieſem Augenblick lag der Plan fertig in mir. — Ich habe dann wohl zwei volle Jahre, um das Milieu für dieſe Arbeit zu finden, Bände mittelalterlicher Mönchsliteratur ſtudiert, die mir von den Univerſitäts- und Staatsbibliotheken Freiburg, Straßburg, Heidelberg und Wien zur Verfügung geſtellt wurden, — aber keiner der vielen Folianten mit ihrer Weisheit und kein noch ſo ehrwürdiges Pergament konnte mich mehr lehren, als was der eine Blick in die blinden Augen des jungen Prieſters mich gelehrt, — konnte mir mehr erzählen, als was die ſtumme Sprache dieſer beiden warmpulſierenden jugendlichen Menſchenherzen mir vertraut! Das iſt die Quelle, aus der ich die „Sage“ geſchöpft, — die „gewaltige“ — vom Kampf zweier ewig unverſöhnlicher Weltprinzipe.

München, Januar 1903.

Wilhelmine von Hillern-Birch.

Einleitung.

St. Valentin auf der Heide.

„Alles, was mit der Zeit geschieht, geht unter mit der Zeit. Darum hat der Väter Vorsicht die Taten der Menschen aufgezeichnet für die Enkel."

Goswin.

Chronik von Marienberg 13 . .

Still, einsam, unabsehbar dehnt sie sich auf der Hochebene hin die Malser Heide. In ewiger Ruhe schaut das wolkenüberragende Haupt des Großortler auf sie nieder. Ein halb Jahrtausend ist es her — ein Augenblick in der Welt des ewigen Schnees. Gerade so, wie heute, wühlt frostiger Herbstwind in den grauen Halmen des rätischen Hederich, der Hainsimse und Spitzfahne, die ein zitternder Widerschein in Abendsonne gebadeter Firnen vergoldet. Gerade so, wie heute, weht er die jagenden weißen Wolken zusammen in das stille Hochtal, wie zum Ausruhen für die Nacht. Geräuschlos wallen sie herein und überziehen das verblassende Heidegras mit weißem, duftigen Gespinnst. Bleifarbig, mit erloschenem Spiegel liegt der Heidersee da, vom Nachtwind gekräuselt, und ergießt sein eisiges Gewässer in schmalen Rinnsalen über die kahle Ebene dem Tale zu. Alles wie heute noch! Allein das Leben fehlt, das warme, laute, das später Dörfer und Ortschaften auf dem weiten Plan geschaffen und die tote Heideerde urbar und fruchtbar gemacht hat. Tiefes Schweigen über der unermeßlichen Fläche, nichts Lebendes weit und breit, als wäre hier das Zwischenreich zwischen Himmel und Hölle, das ewig Leere! — Nur das eintönige Rauschen der Etsch, die kalte Lebensader der armen Heide, und das Brausen der Winde, die nächtlich über die Hochebene fegen, ist

die schaurige Melodie dieses Totenreichs. Wehe dem einsamen Pilger, der da irrt in der Nacht durch die unabsehbare Einöde in Sturm und Schnee, in undurchdringlicher Finsternis — er ist verschlagen in das Nichts! Weder Himmel noch Hölle weiß von ihm, und die Erde gibt keine Kunde von ihm. Kein Ohr hört seinen Hilfruf, er verhallt in das Leere, — die Raben und die Wölfe spähen ihn aus, aber die verraten keinem ihre stumme Beute! Zwar auch in diese Wildnis — auch in dies Reich des Todes ist die erbarmende Liebe gedrungen und breitet ihre Arme aus — soweit sie irgend reichen, — aber es sind doch immer nur Menschenarme — zu schwach und unzulänglich für den großen Gottesgedanken, der sie bewegt! — Mitten durch das Heulen des Sturmes und das Rauschen des Heidersees tönt allabendlich, wenn es dunkelt, wie der Schlag eines metallenen Herzens, leise durch die Nacht, Vespergeläut! Dann plötzlich taucht ein matter, rot flackender Lichtstrahl auf und zerteilt sich in irrende sturmverwehte Flämmchen, die sich allmählich zerstreuen über die Heide hin, bis sie verschwunden sind in Nacht und Nebel. — Es sind die Laienbrüder vom Hospiz des heiligen Valentin auf der Heide, das frommer Glaube dem verschlagenen Wanderer hierher gebaut in die Wildnis. Sie ziehen aus mit Fackeln und Bahren in den Kampf der Elemente, still ergeben und furchtlos, die Verirrten, Frierenden und Hungernden zu suchen und hereinzuholen an den warmen Herd der Menschlichkeit. — Wohl dem, den sie finden, er ist geborgen — aber die Heide ist so groß — und sie sind solch ein kleines, verlorenes Häuflein und nicht allwissend, noch allsehend! —

Die Sonne ist schnell und blutig erloschen. Dunkler und dunkler wird es. Schwere Wolken ballen sich am

winterlichen Horizont auf, auch der letzte Sternenschimmer erlischt, als gäb es kein Licht mehr im Himmel noch auf Erden. Einen Augenblick schweigen selbst die heulenden, pfeifenden Winde, die allnächtlich ihre unheimlichen Spiele hier treiben die Kreuz und Quer! Aber von ferne kommt's heran — ein unnennbares Etwas — ein Donner, erst leise, wie von langsam rollenden Wagen, dann näher und näher — ein Schrecknis, nicht sichtbar, nicht greifbar und doch erdrückend, die Erde erschütternd bis in den Grund. Langsam schwillt es an, ein Atemzug des Zornes, angesammelt in tiefster Brust, um desto furchtbarer auszubrechen in den Wutschrei der Vernichtung. — Der Schneesturm, der erste des Jahres, fährt vom Großortler her über die nackte bebende Heide, und als habe er den zahllosen Firnen da drüben den ewigen Schneemantel von den Schultern gerissen und mit sich geschleppt, so wälzt er eine gewaltige bewegliche Masse vor sich her, die immer zerstäubt und immer neu sich zusammen ballt — ein Riesenwall von der Erde bis zum Himmel! Schnee — Schnee überall! Unter dem eisigen Hauch gerinnt der flüssige Nebel über den Wassern und wird Schnee, — gerinnen die luftigen Abendwolken zu dichten Flockenmassen, — wirbelnde Säulen, die im wilden Tanz alles unter sich begraben! Die Luft wird zu Schnee, kein Raum zwischen Himmel und Erde, der nicht ausgefüllt von Schnee. Die ganze Heide ist verschüttet, nur noch ein weites weißes Bett, in dem die Nacht und der Sturm ihr wildes Wesen treiben! — —

Aber — horch — ein Weheschrei in der Gegend zwischen Mitter- und Heidersee, weit, weit weg vom rettenden Hospiz! — Es ist ein menschlich Wesen, das mit Nacht und Sturm das furchtbare Bett teilt — es

ist ein Weib, das da liegt eingesunken bis an die Knie unter der kalten, erdrückenden Decke, und auf ihrer Brust ein neugeborenes Knäblein, von den erstarrten Armen fest in den Mantel gehüllt und umschlossen. Die Milch, die der jungen Mutterbrust entronnen, den Säugling zu nähren, erkaltet auf dem zitternden Herzen und Eis wird die Träne der geschlossenen Wimper. So liegt sie da! „Arme Wöchnerin, wer hat dich hinausgestoßen in Nacht und Graus, daß du hier dein Kind mußtest gebären unter freiem Himmel?“ So fragt der Sturm, fragt der wilde Aufruhr ringsumher. Und als ob ihn des armen Weibes erbarmte, nimmt der Sturm selbst den Angstschrei der Mutter um ihr hungerndes Kind auf seine Flügel und trägt ihn dahin zu der weitverstreuten suchenden Schar der Erretter! „Eilt euch — macht schnell, ehe es zu spät ist!“ Und sie hören es, die todesmutigen Kämpfer, die selbst halbverschüttet sind, sie machen sich auf und waten und graben und schaufeln sich durch, daß der Schweiß von der Stirn in die bereiften Bärte läuft, immer lauschend, ohne ein Wort, ohne einen Laut, dem Klange nach, dem zitternd windverwehten. Und die wettergestählten Herzen erbeben in Angst und Erbarmen über das Elend, dem sie Hilfe zu bringen eilen. Mühsam dringen sie vorwärts auf dem tödlichen Pfad, keiner Gefahr, keiner Beschwernis achtend, nur den einen Gedanken, nur das eine Ziel vor Augen — ein Kampf auf Leben und Tod!

Und da, da ist es ganz nahe — endlich — endlich das Wimmern! Und auch das todesmatte Weib hört sie nahen, rafft die letzte Kraft zusammen und öffnet noch einmal die Wimpern, über die der rastlos niederfallende Schnee schon einen weißen Schleier gelegt. Da fällt ein

roter Schimmer hindurch, es knirscht wie von eisernen Schaufeln, die Last, die Brust und Füße beschwert, wird leichter und leichter — Licht und Menschenstimmen! — Ein Schrei der Erlösung, der Freude! Da steht sie um das geöffnete Grab die verschneite, sturmgepeitschte Schar, übergossen vom rotflackernden Licht der Fackeln, in den Augen den Gottesstrahl opferfreudiger Liebe, die gesiegt hat über Gefahr und Tod! — Und sie reichen ihr die rauhen Hände und heben sie heraus aus der kalten Gruft, sie hüllen sie und das nackte Knäblein in warme, härene Kutten und tragen sie heim unter das schützende Dach des heiligen Valentin! — —

„Salve, Frater Florentinus! Wir bringen köstliche Beute!“ spricht einer der Brüder frohlockend zu dem silberbärtigen Greis, der ihnen die schwere knarrende Pforte auftut: „Eine Wöchnerin und ein Knäblein — dem Tode entrungen!“

„Deo gratias!“ murmelt der Greis mit altersmatter Stimme: „Der Herr segne euer Werk! Kommt schnell, der Sturm wirft Flocken herein!“

Sie treten ein, und das Pförtchen fällt ächzend ins Schloß. Draußen schnaubt und tobt noch das Unwetter ihnen nach und schlägt an die Tür wie ein Raubtier, dem seine Beute entrissen, aber die Tür ist fest gefügt und da innen ist's warm und still. Ein rauchender Kienspan brennt im eisernen Halter an einem Pfeiler der Vorhalle und wirft zitternde Schatten und rote Lichter auf die grauen steinernen Wände und das schwarze hölzerne Kreuzlein, das dem Eintretenden zum Willkomm die Arme entgegenbreitet. „Komm, arme Schmerzensmutter, hier kannst du ruhen!“ sagt der Greis mitleidig und öffnet am Ende der Halle eine niedere eisenbeschlagene

Tür. Dahinein trägt sie schweigend der kleine Zug. Es ist zugleich die Gaststube, die Küche und das Refektorium der frommen Brüder, der einzige warme Raum in dem engen Hause, dessen Mauern fast dicker sind, als seine Kammern weit. Ein mächtiger Rauchfang ragt, wie ein Dach, in die halbdunkle Halle herein, unter dem ein prasselndes Feuer brennt und seinen breiten Schlagschatten an die gewölbte Decke wirft. Von dieser hängt ein eisernes, spinnenumwobenes Öllämplein herab, zu trüb und matt, um den ganzen Raum zu erhellen. Über dem Feuer brodelt in einem Kessel der Abend-Imbiß für die Brüder und für die, welche sie mitbringen, wenn sie halb erfroren aus der Wildnis heimkehren. Roh gezimmerte Stühle stehen um einen achteckigen Tisch. Der ist mitten im Raum auf starken Pfosten in den Steinboden eingerammt und kann nicht von der Stelle gerückt werden. Der einzige Schmuck der ganzen rauchgeschwärzten Halle ist ein Bild des hl. Valentin, wie er, riesengroß, Scharen winzig kleiner Andächtigen, auf der Heide das Evangelium predigt. Die dichten Rauchwolken, die der Sturm vom Kamin allwinterlich hereinweht, haben auch dies Bild geschwärzt, doch ist es des Stiftes höchster Schatz. Pater Columbanus aus dem Kloster Marienberg hat es gemalt, und Pater Columbanus war ein erleuchteter Mann, dem in nächtlichen Gesichten die Heiligen erschienen, auf daß er sie abkonterfeien konnte. Dieses Bild des heiligen Valentin war das letzte Gesicht, das er geschaut und gemalt, denn er ist bald darauf gestorben. So ist es doppelt wert! — Unter dem Bilde hängt ein Weihwassertröglein von gebrannter Erde. Auf dem schweren, rohgezimmerten Tisch stehen hölzerne Teller, in die ein Jeder seinen Teil aus dem Kessel geschöpft be-

kommt, und ein hölzerner Löffel liegt dabei. Das ist alles Hausgerät in dem schmucklosen Raum. Aber dem kranken, dem sturmverschlagenen Weibe ist er doch gegen die brausende Wildnis da draußen eine unnennbar trauliche Zufluchtsstätte. Stumm in überirdischem Glanze hängt ihr Auge an den rauhen verwitterten Gestalten, die sie zunächst an den Kamin tragen und ihr mit ungelenker Gastlichkeit ein weniges von dem fertigen Imbiß aufnötigen. Dann bereiten sie ihr still geschäftig ein Lager am wärmenden Feuer. Ein Strohsack, ein Pfühl gefüllt mit weichem Moos und als Decke ein wolliges Lammfell ist alles, was das Haus vermag, aber es ist ein lieblich Lager gegen das furchtbare Bett auf der Heide; es ist doch ein Lager, von sorgender, mildtätiger Menschenhand bereitet. Und sie lösen ihr mit schüchterner Unbeholfenheit das Gebände aus dem verwirrten Goldhaar, nehmen ihr die nassen Obergewänder ab und hüllen sie in eine warme, trockene Kutte, dann legen sie die zarte, zitternde Gestalt behutsam auf das Bett und geben ihr das todesbleiche, matte Knäblein in den Arm. Und der erstarrte Born der Mutterbrust taut auf unter der warmen Decke, und das Kind sucht und findet ihn und beginnt wieder zu atmen, zu leben. Die Brüder aber stehen stumm beiseite, und die Tränen rinnen ihnen über die hageren Wangen.

„Die heilige Mutter Gottes nehme dich in ihren Schutz, arme Mutter!“ spricht der greise Bruder Florentinus und legt der Wöchnerin ein kleines Marienbild von Metall auf die Brust: „Wir sind ungelehrte Männer, nicht geschickt zu kranker Frauen Dienst und unwissend, was deinem Siechtum könne frommen. Dies Bildlein ist gar stark und mag sich mancher Gnaden-Wunder be-

rühmen. Es wird auch an dir seine Kraft erweisen, so dich dein Lebenswandel dessen nicht unwert gemacht."

Die junge Frau sieht ihn an klar und ruhig: „Frommer Bruder, elend bin ich und arm und habe nichts mehr, darauf mein Haupt zu legen, als die Stätte, die der Himmel den Armen bereitet auf seinem heiligen Klostergut. Aber treu bin ich gewesen, ehrwürdiger Bruder, treu und gehorsam allezeit!" Sie drückt das Gnadenbild an die Lippen lange, inbrünstig und klagt still der Allerbarmerin ihr Leid. „Wenn sonst ein junges Weib seines Erstlings genesen ist, so beugt sich die Großmutter liebend über das Bett und sorgt für alles auf das beste, und der junge Vater schaukelt auf weichem Arm seinen Erstgeborenen. Ich aber, o Mutter aller Gnaden, bin verstoßen und heimatlos und habe niemanden als dich."

Und wie aus der erwarmenden Brust der nährende Quell für den Säugling erfließt, so taut auch in der Seele des verlassenen Weibes ein woltätiger Quell auf und bricht aus den gesenkten Lidern hervor in erlösenden heißen Tropfen. Da beugt sich die Himmelsmutter liebend und tröstend zu ihr herab. Die Bedrängte birgt ihr müdes Haupt an der unsichtbar allgegenwärtigen Gnadenbrust und entschlummert, überwältigt von Todesmattigkeit. Die Brüder aber ziehen die Holzschuhe aus und gehen barfuß auf den Steinfliesen umher, um den Schlaf der Erschöpften nicht zu stören. Wie eine Märtyrerin erscheint sie ihnen, als sie so ruhig daliegt und das Kind, an ihrer Brust mitentschlummert, gleicht einem verklärten Engel. Das flackernde Feuer webt wechselnde Lichter und Schatten in seine krausen Locken, daß sie einer Dornenkrone gleichen. Auch die Brüder sehen es und deuten stumm mit dem Finger darauf.

Der alte Florentinus vergißt indessen nicht des leiblichen Wohles über dem Ewigen. Er schleicht auf den Zehen still geschäftig umher und trägt die Kleider der Unbekannten an das Feuer zum trocknen. Jetzt erst schimmert im Scheine der Flamme köstlich golddurchwirkter Besatz von dem Saum der Gewänder, und die zerfetzten Schuhe sind mit kunstfertiger Hand gestickt. Er weist die Entdeckung schweigend den Brüdern, und diese schütteln verwundert die Köpfe. Dann nimmt er leise den Kessel vom Feuer und richtet das dampfende Mahl in die Schüsseln an, den Brüdern winkend. Sie folgen ihm nur ungern, es ist ihnen nicht ums Essen. Lautlos schleichen sie zum Tisch, verrichten ihr Gebet und nehmen stehend die einfache Richt von Wasser und Gerste. Der sorgsame Greis bewahrt einen Rest für die Wöchnerin am Feuer. Dann bekreuzen sie sich vor dem Bilde des heiligen Valentin und ziehen sich zurück in ihre Zellen, behutsam die ungefügige Tür hinter sich schließend. Der Greis aber bleibt, um bei der Kranken zu wachen, und setzt sich still auf die steinerne Fensterbank am äußersten Ende des Zimmers, seinen Rosenkranz betend. Der Sturm tost noch immer in langen mächtigen Stößen um das Haus, aber er kann ihm nichts anhaben, denn wie arm und nackt es auch sei, es ist gebaut aus hartem Gestein, eine Veste gegen Wind und Wetter, und die engen Luftlöcher sind so wohl verrammt in den tiefen Mauern, daß kein Luftzug durchzustreichen vermag. Nur zuweilen fährt er heulend durchs Kamin herunter und weht prasselnd Rauch und Flammen ins Gemach, daß die Wöchnerin aufschreckt aus dem bangen Schlummer; dann ist alles wieder ruhig und still. Das Kind seufzt leise im Schlafe, als träume es von zukünftigem Leid; die Atemzüge der

Mutter gehen gleichmäßig auf und nieder, und auch der alte Wächter lehnt das müde Haupt schlummernd in die Mauernische. Nur der große Heilige an der Wand predigt unermüdlich fort und fort seinen zwerghaften Heiden im Schein der ausgebrannten Lampe, und die kleinen Figuren verschieben und regen sich traumhaft in den wachsenden Schatten.

Da plötzlich ein Schmerzenslaut von dem Munde der Wöchnerin. Der Wächter fährt auf, er tritt ans Bett. Da liegt sie völlig verändert, fast unkenntlich, die Augen eingefallen, die Lippen blau; die Hand des Todes hat ihr Antlitz gestreift. Ein Schüttelfrost hat sie erfaßt, daß das Lager unter ihr zittert. „Was ist dir?“ fragt der Bruder erschrocken. „Willst du ein wenig Nahrung zu dir nehmen? Hier steht sie noch am Feuer! — Oder soll ich dir ein Tränklein bereiten von stärkenden Kräutern?“ und er wirft geschäftig neues Holz in die Glut. „Frommer Bruder!“ spricht sie, und die weißen Zähne treten seltsam unter der Oberlippe hervor, wie bei einer Leiche. „Mir hilft kein Imbiß mehr und kein Tränklein. Wie's kommen mußte, so kommt's — ich sterbe. Wenn ihr hört, daß ich zu Fuß mit der Frucht unter meinem Herzen von Görz bis hierher gewandert bin, wo ich das Knäblein gebar auf der Heide, allein und hilflos, so kann euch des nicht wundernehmen! Hört mir die Beichte ab und gebt mir die letzte Ölung!“ —

Dem Greis gehen die alten Augen über: „O du liebliche Blume, wer hat dich so ohn' Erbarmen gebrochen und weggeworfen, daß du verdorren und entblättern mußtest im Wintersturm. Und wir sind auch so ungeschickt in ärztlichen Künsten und müssen dich so elendiglich umkommen lassen, wo wir dir doch so gerne hülfen!“

„Weint nicht um mich, ehrwürdiger Vater“, ſpricht ſie ruhig — „mir wird ja wohl ſein, ich gehe in den Schoß der allerſeligſten Mutter ein. Aber mein armes Kind — es verliert die Mutter, indes ich die meine finde! Nehmt euch ſeiner an, ich bitte euch, es hat keinen Menſchen auf Erden — es iſt ganz verlaſſen!“

„Es ſoll geſchehen nach deinem Willen!“ ſpricht der Alte, „deſſ' magſt du dich in Frieden getröſten — auf daß du ruhig ſterben könneſt.“

„So bring mein Knäblein ſonder Verzug dem hochwürdigen Abt Konrad von Amatia auf Marienberg! Sage ihm, das verſtoßene Weib Swykers von Reichenberg ſchicke es ihm — als ihr letztes Vermächtnis — ſie habe es in ſchwerer Stunde der Kirche gelobt, und der hochwürdige Herr wird einer armen Seele helfen, ihr Gelübde zu halten!“

„Um aller Heiligen willen,“ ruft der Mönch, „vieledle Frau von Reichenberg, ihr ſeid's, ihr der ganzen Gegend Schutzgeiſt und guter Engel, ſeit neun Monden erſt vermählt, ſo uns rechte Kunde wurde? — Wie — ſaget mir — wie kommt ihr hierher in dieſe Einöde, ohne einen eurer Gefreundeten — verſtoßen wie die ärmſte Bettlerin, oder gar wie eine Miſſetäterin!?“

„Ihr ſprecht es aus, frommer Vater,“ ſagt ſie ruhig, und ein Strahl des friſchgeſchürten Feuers fällt verklärend auf ihre weiße Stirn. „Als Miſſetäterin bin ich verbannt und den Vögeln des Himmels preisgegeben, ich und das Kind, der Sproß eines edlen Hauſes. Und dennoch bin ich nicht ſchuldig, deſſ' ich geziehen ward, wenn es auch Gott ſelbſt gefiel, wider mich zu zeugen!“ Ein neuer Froſt überläuft ſie und rüttelt ſie, wie der Herbſtwind das welke Laub vom Baum ſchüttelt.

„Es ist hohe Zeit — ich will es kurz machen!“ spricht sie mit verfallender Stimme. „Heute sind es eben neun Monde, daß mich der edle Herr von Reichenberg, ihr wißt es, aus dem Hause der Ramüßer gefreit — und bald darauf zogen wir gen Görz an Albrechtens, des Grafen von Tirol und Görz, fröhlich Hoflager. — Egno von Amatia, meiner Kindheit Gespiele, zog mit uns. O hätten wir's nimmer getan — ich bin deff' keine Stunde froh worden! Die Gräfin von Eppan, ein schönes Weib von höfischen Sitten und Künsten, stahl mir des Gatten Herz und mit ihm sein Vertrauen. Hilflos mußt' ich's geschehen lassen, jeden Rates bar, ein einfältig schlichtes Weib, erwachsen auf der stillen Burg im Unter-Engadein — unkundig der Welt und ihrer Tücke. Und da — kaum vermag ich's zu sagen — da flüsterte sie dem Gatten ein — ich und Egno von Amatia —! O frommer Bruder erspart mir's — wär nicht mein Blut vom Hauch des Todes schon geronnen, es müßte mir purpurn in die Wangen steigen vor Scham —!“

„Ich verstehe euch, edle Frau,“ nickt der Greis.

„Mein Gemahl glaubt der Falschen und — o daß ich's sagen muß — verleugnet sein Kind. Verleugnet seinen Sohn. Er fordert Egno von Amatia zum Gottesgericht! Ehrwürdiger Vater, des Allmächtigen Wege sind unerforschlich und weise — warum er, der Herz und Nieren prüfet, die Unschuld verließ, ich kann's nicht fassen — aber es war sein heiliger Wille und so geschah's. Egno unterlag, erschlagen von der Hand meines Gemahls. Gott selbst hatte für meine Schuld gezeugt! — So verstieß mein getäuschter Gatte mich und seinen Erstgeborenen. ‚Zieh hin — gebier dein Kind den Vögeln und den Wölfen zum Fraß, und wenn sich milde Hände

seiner erbarmen, so sei's verflucht und die mit, die es retten. Sündiger Liebe ist es entsprossen und an sündiger Liebe soll's verderben!' So sprach er, indem er mich von dannen wies. Auf daß nun der Fluch nicht in Erfüllung gehe, frommer Vater, hab ich das Kind dem Kloster geweiht, noch eh' es der Welt Licht erblickt, denn wo wär es sicherer als hinter heiligen Klostermauern? St. Gertruden, dem Frauenkloster im Münstertale strebt ich zu — der trauten Heimat! Dort dacht ich des Kindes zu genesen. War's ein Mägdlein, so sollt es St. Gertruden gehören — war's ein Knabe, so wollt ich's gen Marienberg senden. Mein Bruder ist dort, und der Abt ist mir wohl bekannt und freundlich gesinnt — er ist ein Amatier und wird das Kind, das um seines Verwandten willen verstoßen ward, aufnehmen und erziehen zu einem heiligen Leben in Gott, daß es kein Fluch und keine sündige Liebe gefährden kann. — Schwört mir, daß ihr ihm all dies berichten wollt, treulich, wie ich's euch verkündet —!"

„Ich schwör's auf dies Bild der allerheiligsten Jungfrau, die deinem Schmerzenssohn von nun an Mutter sein wird. Dem Himmel hast du ihn geweiht — und der Himmel nimmt ihn an, denn die Gabe ist rein. Im Namen der Brüder von Marienberg gelobe ich dir, sie sollen dein Kind behalten und bewahren, auf daß der Fluch nicht in Erfüllung gehe!" Und der Greis besprengt das Knäblein mit Weihwasser und legt die welke Rechte segnend auf sein Haupt. Die Mutter aber streckt sich plötzlich mit einem wundervollen Lächeln aus, ihr Kind ist geborgen, jetzt kann sie ruhig sterben! „Eilt euch, gebt mir die Sterbesakramente, es geht zu Ende!" Der Greis eilt, die Brüder zu wecken. Erschrocken kommen

sie aus ihren Kammern und versammeln sich um das Lager der Sterbenden. Sie atmet nur noch kurz, und die Sprache versagt ihr. Aber die Lippen vermögen noch die heilige Wegzehrung zu empfangen und zu lächeln.

Totenstill ist es im Gemach. Die Brüder beten leise, der Greis beschließt die heilige Handlung und macht das Zeichen des Kreuzes über sie. Noch drei schwache Atemstöße — und es ist vorbei. Der Greis drückt die blicklosen Augen zu und nimmt sanft das schlafende Kind von der Leiche weg. „Komm, armes Kind, die Erde hat keine Heimat für dich — du gehörst dem Himmel!"

Er hüllt den Knaben in ein weiches Lammfell und entzündet an der rußigen Lampe eine Fackel.

„Wo wollt ihr hin, Bruder Florentinus? Wollt ihr allein in die Wetternacht hinaus und mit dem zarten Knaben?" fragt einer der Brüder: „Sollen wir euch nicht geleiten?"

„Nein! Mit mir ist des Kindes Schutzgeist — ich bedarf keines Menschen! Ihr bleibt, bei der Leiche zu beten."

„Wartet wenigstens bis zum Morgen," spricht selbst der rauhe Maier des Stiftes.

„Ein Gelöbnis duldet keinen Aufschub!" sagt der Greis und schreitet mit dem Neugeborenen aus dem Gemach, das die Leiche der Mutter birgt. — Losgerissen vom warmen Mutterbusen ist das Knäblein, losgerissen von allem Leben! Und als empfände das ahnungslose Kind den traurigen Abschied, zuckt es weinend auf und wehrt sich gegen den knöchernen Männerarm, der es trägt. So tritt der Greis hinaus. Zum zweitenmal empfängt die Heide mit wildem Sturmesjauchzen das ausgestoßene

heimatloſe Kind. Das Schneegeſtöber hat ſich gelegt, und eiſiger Winterhauch hat die unermeßliche Schneedecke hart gefroren, daß des Greiſes Tritte darauf kniſtern und die flimmernden Kriſtalle in Millionen Strahlen aufleuchten, wo der Schein der Fackel hinfällt. So wandelt der Alte in einer Glorie von Licht mitten durch die Finſternis. Ihm iſt, als wär es Chriſtnacht, und der Engel, der die drei Könige geführt, ziehe vor ihm her, das Kind zu geleiten zu ſeinem heiligen Geſpiel in der Krippe — zu dem Kind der Kinder, der Stätte des Heils! Mit ſanftem Schein erleuchtet ihm der Stern an des Engels Stirn den Pfad, er fühlt ſeiner Fittiche Wehen machtvoll um die weißen Schläfe rauſchen und er lobſinget dem Herrn fröhlichen Herzens, indes er rüſtig vorwärts ſchreitet durch die ſtürmiſche, herrliche Wundernacht.

Erſtes Buch.

Das Kind des Fluches.

Erſtes Kapitel.

Hoch oben am Felſen über dem Dorfe Burgeis ragt ſtolz weitſchauend mit himmelanſtrebenden Zinnen und Türmen eine Hochwacht des Glaubens, das Kloſter Marienberg in den düſtern Nachthimmel hinein. Zerriſſen, wie müde hängen die Wolken ringsumher an den Bergen, und mit erlahmendem Fittich ſchlägt der Schneeſturm an die mächtigen Mauern; er hat ſich ausgeraſt die Nacht über — ſeine Kraft iſt gebrochen. Durch das zerteilte Gewölk ſchimmert hin und wieder die bleiche ſinkende Mondesſichel. Unten im Tal kräht ein Hahn allzufrüh den nahenden Morgen an. Droben im Kloſter iſt alles noch ſchlafverſunken wie drunten im Dorf. Kein Lichtſtrahl erhellt die zahlloſe Fenſterreihe mit den kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben. Nur aus der Pförtnerſtube im Erdgeſchoß ſchimmert ein verlorener Strahl und hält Wacht für den ſchlafenden Pförtner. Da ertönen drei Schläge des mächtigen Eiſenringes an die hintere Mauerpforte. Der Pförtner fährt auf. Die ausgebrannte Lampe ſagt ihm, daß es ſchon gegen Morgen ſei. Er geht hinaus, den raſſelnden Schlüſſelbund in der Hand. Indeſſen wiederholt ſich das Klopfen raſch und dringend.

„Wer ist da draußen zu so früher Stunde?“ fragt er vorsichtig.

„Der Anfang und das Ende: ein Kind und ein Greis!“ ist die Antwort.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Mach auf — dann wird dir's kund werden.“

„Da muß ich zuerst den Prior holen. Zu so ungewohnter Stunde kann ich nicht öffnen, es sei denn, daß er es gutheiße!“ Und er geht in das Haus und weckt den Prior. Erschrocken sieht dieser nach der Sanduhr, er glaubt verschlafen zu sein. Ist es bald Zeit zur Frühmette?

„Kommt eilends heraus!“ ruft der Pförtner, „ein Fremder begehrt Einlaß — ich wage nicht zu öffnen ohn' Euer Geheiß!“

Der Prior erhebt sich vom Lager und tritt heraus.

„Ein Greis und ein Kind soll's sein,“ sagt der Pförtner, während sie über den Hof schreiten.

„Öffne!“ befahl der Prior, denn das Weinen des Kindes belehrt ihn, daß der draußen Wahrheit gesprochen. Der Pförtner schließt auf, und vor dem Tore steht, in einem Arm den Säugling, im anderen die Fackel, der Alte von St. Valentin.

„Gelobt sei Jesus Christus! Bruder Florentinus! Wo kommt Ihr her in der rauhen Nacht — und was bringt Ihr uns da für einen winselnden Gast?“ ruft der Prior und läßt den Greis eintreten.

„Ja, hätt's auch nicht gedacht, daß meine alten steifen Arme noch solch zerbrechlich zappelnd Ding umherschleppen sollten. — Aber laßt mich schnell zum hochwürdigsten Abt, auf daß Rat geschafft werde, denn das Knäblein ist hungrig und bedarf weiblicher Wartung.“

„Es wird gleich die Laudes matutinas läuten," sagt der Prior. „Wartet hier im Hofe bis zum ersten Schlag, so seid Ihr sicher, daß kein böser Geist mit Euch über die Schwelle schreitet. Indessen will ich gehen, dem hochwürdigsten Abt Meldung zu tun."

„Da habt Ihr recht, Bruder Prior, das Kindlein soll zur guten Stunde ins Kloster kommen, denn es soll darin bleiben für allezeit."

Der Prior fragt nicht weiter, — die Brüder sind gewöhnt, die Neugierde zu unterdrücken und Unerklärliches schweigend hinzunehmen. Er geht hinein, und der Pförtner bleibt draußen bei dem Greise. Die beiden stehen erwartungsvoll bis der erste Schlag ertönt, der das Heer der bösen Nachtgeister verjagen soll. — Der Greis verlöscht die Fackel, denn das Licht aus des Pförtners Fenster erhellt den engen Klosterhof.

„'s ist ein großer Festtag heute, und die Patres haben bis in die Nacht Zurüstungen gemacht," sagt der Pförtner, „Ihr habt wohl dessen gar nicht gedacht?"

„Weiß nicht, was Ihr meinet," sagt der Alte, „'s ist doch keines Heiligen Tag?"

„Heute vor hundert Jahren anno domini 1146 ward der Bau dieses unseres Gotteshauses durch Ulrich von Trasp begonnen, und ein großer Dankgottesdienst soll zu Ehren des edlen Stifters abgehalten werden."

„Wohl ja! Das hätte ich wissen können — Euer Haus ist sechs Jahre jünger, denn das unsere, auch wir haben vor sechs Jahren unserem Stifter Ulrich Primele ein Dankopfer gebracht!"

„Das müßt Ihr aber nicht vor den ehrwürdigen Brüdern verlauten lassen, daß unser Haus jünger als das Eure sei, denn solches könnt Euch übel vermerkt

werden. Ihr wißt ja wohl, daß unser Gotteshaus vor zweihundert Jahren zu Schuls erbaut und nur hierher verlegt ward, dieweilen es zu Schuls und zu St. Stephan zum öfteren von Feuer und Schneelawinen heimgesucht worden."

„Weiß wohl, weiß wohl," nickt Florentinus, „hab auch dem ehrwürdigen Alter Eures Stiftes nicht zu nahe treten wollen! Gott laß es wachsen und gedeihen! Ist es doch ein fest Bollwerk wider den Verfall klösterlicher Zucht jetziger Zeit, wo — Gott sei's geklagt — St. Benedikti Regel oft nur noch dem Scheine nach gehalten wird. Eurer Strenge Ruf aber widerhallet rühmlich allerorten!"

„Jetzt!" sagt der Prior und öffnet dem Greis die Pforte. Von dem Turme tönt silberhell und feierlich das Glöcklein zur Frühmette. Drinnen im Kloster wird es lebendig. Ein Fenster um das andere erleuchtet sich — doch alles ohne Geräusch — wie in einem Schattenspiel. Bruder Florentinus tritt in die Halle. Tür um Tür tut sich auf, und auf leisen Sohlen schlüpfen die dunklen Gestalten der Mönche heraus und gleiten unhörbar der Kapelle zu, den langen Kreuzgang hinunter.

Tiefes „Silentium" herrscht in den dämmerigen Gängen und Hallen — das heilige Schweigen, in dem die schlafbefangene Seele sich anschickt, zum Gebet zu erwachen. Aber das Weinen des hungrigen Säuglings stört die feierliche Stille, und erstaunt bleiben die Patres stehen und scharen sich voll Verwunderung und ratlos um das schreiende Kind. Indessen ruft der Prior den Greis mit dem Kinde in das Refektorium. Die Brüder gehen kopfschüttelnd über den seltsamen Besuch zur Mette.

Der Abt, ein ehrwürdiger Herr von nahe an siebzig Jahren, steht im Refektorium, als Florentinus eintritt.

„Was kündet mir der Prior für absonderliche Mähr? Du, Florentinus, bringst uns ein Kindlein — ein neugeborenes —! Wo in aller Heiligen Namen, hast du das aufgelesen und was sollen wir mit dem hilflosen Säugling?"

„Hochwürdiger Abt, wollet mir ein geduldig Ohr leihen — und dann werdet ihr Eurer Frage volle Antwort haben. Vor allem aber flehe ich Euer Gnaden, verstattet, daß ein Weib des Dorfes gerufen werde und dem Kinde Nahrung gebe, denn seit dreier Stunden muß es dursten."

„Das geht nicht an, Bruder Florentinus, ein Weib hier im Kloster, was kommt dir in den Sinn! Du weißt ja, daß unsre Ordensregel nur Fürstinnen den Zutritt gestattet!"

„Hochwürdigster — es muß sein," spricht Florentinus furchtlos. „Ich habe der sterbenden Mutter in Eurem Namen gelobt, daß das Kind heute noch in die schützenden Mauern von Marienberg aufgenommen werden sollte, und ‚er wird einer armen Seele helfen, ihr Gelübde halten', sagte die Kranke. Es ist das Kind der verstoßenen edeln Frau von Reichenberg!"

Der Abt schlägt die Hände zusammen: „Was — wo habt Ihr die gesehen?"

„Wir fanden sie nächtens auf der Heide, wo sie das Kind geboren hatte, im Schnee. Sie liegt bei uns auf St. Valentin — tot."

Der Abt greift sich an die Stirn, als glaube er zu träumen. „Die Reichenbergerin, der Engel von Ramüß? Was ist da geschehen?"

„Sie ward verstoßen von ihrem Gemahl um Eures Verwandten Egno von Amatia willen — er erlag im Gottesgericht. Dennoch war das Weib unschuldig, das Kind ist Swykers von Reichenberg! Aber er gab es den Vögeln des Himmels preis und belastete es mit schwerem Fluche. Daß der Fluch sich nicht erfülle, hat sie es dem Kloster vermacht."

Da nimmt Abt Konrad das Kind liebevoll in seine Arme: „Ja, arme Waise, hier sollst du die Heimat finden; auf Erden ist keiner mutterlos, den die Kirche aufnimmt in ihren Schoß." — Dann geht er zur Tür und ruft den Prior: „Sende sonder Verzug ins Dorf und schaffe ein braves Weib, das des Kindes leibliche Wartung übernehme — das Kloster wird sie reichlich belohnen. Im Fremdenhaus mag sie wohnen, im östlichen Turmkämmerlein Frauen Utas, dort ist sie verborgen vor der Brüder Auge. Auch magst du ihr die Truhe Frauen Utas öffnen zu ihrem und des Kindes Frommen. Bereite das Gemach, daß es wirtlich sei und wohnlich und das Weib sich nicht als Gefangene dünke!"

Der Prior eilt hinweg.

„Die Kirche muß einem jeden geben, was ihm zum Heile, — warum sollte sie den Säugling, der der Mutterbrust bedarf, darben lassen, sie, die Allernährerin — die Allmutter?!" fährt er fort und reicht dem Alten das Kind zurück. „In solch unerhörtem Falle ist es auch erlaubt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, um der Kirche eine Seele zu retten!"

„O Ihr seid groß und weise, frommer Abt!" ruft der Greis in dankbarer Freude und schaukelt das Kind auf seinen Armen, um es zu beruhigen. „'s ist seltsam, wie schnell man sich an solch kleines Ding gewöhnt; ich

hab schon förmlich mein altes Herz an das Knäblein gehängt, weil's gar so arm und verlassen ist!"

„Jetzt ist es nicht mehr arm, noch verlassen," spricht der Abt ernst. „Wenn die Mette vorüber und des Kindes gewartet ist, dann wollen wir es taufen. Indessen berichte mir des Ausführlichen, was sich zugetragen; denn das muß alles aufgezeichnet werden in den Chroniken des Klosters, wie sich gebührt."

Er setzt sich in den breiten Armstuhl am oberen Ende des Tisches und stützt sich auf die unförmigen Drachenköpfe, die des Stuhles Armlehnen bilden.

Bruder Florentinus erzählt gewissenhaft die traurige Begebenheit der Nacht.

„Die Leiche muß geholt werden und in der Kirche bestattet!" sagt der Abt, „jedoch ohne Inschrift, denn wenn wir der Verstorbenen Gelübde erfüllen wollen, so muß jede Spur von ihr verwischt werden. Ja, selbst der Knabe darf nie erfahren, wer seine Eltern sind, damit ihn uns niemand von der Sippschaft streitig macht."

„Ihr seid allezeit weise und wählet das rechte, hochwürdiger Abt," stimmt Bruder Florentinus wieder bei.

Da erklingen rasche Schritte auf dem steinernen Boden des Kreuzganges, und der Prior pocht an die reichverschnörkelte Tür.

„Herein, in Gottes Namen," ruft der Abt. Der Prior meldet, man habe eine Amme gefunden, sie harre drüben im Fremdenhaus. Die alten Männer eilen mit dem Kinde über den Hof nach dem östlichen Turm.

Im Sprechzimmer des Erdgeschosses steht ein schönes junges Weib, dessen voller stattlicher Wuchs nur schlecht von elenden Lumpen umhüllt ist. Bescheiden wartet es an der Tür.

„Da ist das Weib, aber sie will nur bleiben wenn sie — ihr eigen Kind mitbringen darf — sofern es Euer Hochwürden anstünde?“ sagt der Prior.

„Wie heißest du?“

„Berntrudis!“

„Sieh einmal, nach der frommen Magd, die Frauen Uta von Trasp — unserer edeln Stifterin — diente?“

„Sie war meiner Ahnmutter Schwester.“

„Von guter Art ist dein Stamm — so hoff ich, ist auch die Frucht von guter Art!“ sagt der Abt freundlich.

Die Frau schweigt schüchtern.

„Von Ansehen kannte ich dich schon. Du bist des Fischers Frau, der die Fische des Heidersees für das Kloster hereinbringt?“

„Ja!“

„Wie alt ist dein Kind?“

„Zween Wochen!“

„Ist's Mägdlein oder Knabe?“

„Ein Mägdlein!“

„Und du meinst, du könnest noch ein Kind dazu ernähren?“

„Sechse, wenn Ihr wollt“ — lacht die Frau und zeigt zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Gut, gesund und kräftig“ — sagt der Abt zum Prior — „aber“ — fügt er lateinisch hinzu und streift die blühende Gestalt mit bedenklichem Blick, „die Brüder dürfen nicht mit ihr zusammenkommen, du hafteſt mir dafür, auf daß kein Ärgernis geschehe!“ Dann spricht er zur Amme: „Nun, so nimm das Kind in Gottes Namen! Der Prior weiset dir dein Gemach an und wird sorgen, daß man dir dein eigen Kind nachbringe. Im Klostergarten magst du dich nach Gefallen ergehen,

so lange die Brüder bei der Vesper oder beim Mahle sind, doch nimmer darfst du das Kloster verlassen. Du stehst von jetzt unter des Ordens Regel und mußt dich drein fügen zu leben wie eine Nonne — willst du?"

Die Frau stutzt ein wenig, dann aber meint sie: „Nun, 's wird ja nicht ewig währen!"

Die alten weißbärtigen Männer schauen einander kopfschüttelnd an: „O Weiber, Weiber!"

„Führt sie hinauf," sagt der Abt zum Prior und legt ihr das Kind in die Arme. „Nun tue deine Pflicht, dann wird dir das Kloster reichen Lohn geben!"

Die Frau drückt den Knaben mitleidig an die volle Brust und will ihn küssen. Da wehrt ihr der Abt streng: „Du darfst das Kind nimmer küssen! — Höreſt du? Bei schwerer Pön! Auf daß der Knabe sich nicht schon in der Wiege an weibliche Liebkosung und üppig Zärtlichtun gewöhne; denn solches ziemt nicht für einen Sohn und künftigen Diener der Kirche. Keines Weibes Lippe soll ihn je berühren — auch nicht die seiner Amme!"

Die Frau schaut auf den Abt mit einem Blick, halb betroffen, halb unwillig. „O du armes Kind!" murmelt sie in ihrem rätischen Kauderwelsch. „Aber — wenn's niemand sieht, küß ich dich doch!" denkt sie dabei und folgt dem Prior hinaus. —

Die beiden Alten schauen einander wiederum kopfschüttelnd an.

„Wer uns das gesagt hätte, Bruder Florentinus, daß wir am Ende unserer Tage noch Ammenschau halten würden?" lächelt der Abt. „So dringt des Lebens unreine Flut auch in die festesten Klostermauern herein und bespült den Fuß der heiligen Altäre."

„Es ist des Starken Pflicht, daß er dem Schwachen

helfe!“ sagt Florentinus einfach. „Und solch niedrigen Liebeswerkes schäme sich keiner, sei er noch so hoch.“ —

Der Abt nickt beifällig. „Komm nun zum Chor, Bruder Florentin — wir versäumen sonst die Mette.“

Und langsamen Schrittes schlürfen sie über den Hof in den dunkeln Chor der Kirche, der nur von den einzelnen Wachslichtlein der Brüder erleuchtet ist, bei denen sie ihre geschriebenen Gebetbücher entziffern. Lieblicher Tannenduft durchzieht den geweihten Raum, und soweit es der spärliche Kerzenschimmer gestattet, sieht das Auge viel festlich Gewind von Tannen und rotbeerigen Stechpalmen um Säulen und Bildwerk, womit die Mönche nächtens die Kirche geschmückt für den kommenden Ehrentag. Und froh erhobenen Herzens knieen die beiden Greise nieder, mit doppelter Inbrunst das verspätete Gebet nachholend.

Indessen führt der Prior die Amme nach Frauen Utas Turmstüblein. Ein Schauder überläuft sie, als sie die enge Wendeltreppe hinauf tastet, denn der Kienspan des Mönchs, der sie vorausgehen läßt, wirft schwarze Schatten riesengroß auf die steilen Stufen und das dicke Mauerwerk vor und um sie her. Es ist so feucht und kalt, so unheimlich still, so beklemmend eng hier, — es schnürt ihr die Brust zusammen. Wo soll sie hin? Wie hoch wird sie hinaufgeführt? Ihr wird schwindlig. Immer wieder eine Wendung, sie dreht sich mit der Treppe — und die Treppe mit ihr, — sie glaubt sich auf einem Flecke zu drehen und doch kommt sie immer höher und höher hinauf, immer weiter weg von dem trauten Boden, auf dem sie gewandelt bisher, den sie mit ihren Händen bebaut in Armut und Dürftigkeit, aber arbeitsfroh und frei.

Mühsam klettert sie empor mit dem Kinde, sich oft auf das lose Gewand tretend, denn ihr Fuß hat noch nie eine Treppe erstiegen. In niederer Hütte unter leichtem Strohdach hat sie gelebt und auf Feld und Wiese. Daß der Mensch sich so hoch hinauf bauen könne, hat sie nie gedacht — und eine heimliche Angst erfaßt sie, eine wahre Herzensangst, daß sie nie wieder hier herunter könne!

Der Prior redet ihr zu: „Nur noch einige Stufen, dann ist's überstanden! Gleich sind wir oben — gleich!"

Aber die Staffeln scheinen immer wieder neu aus sich herauszuwachsen, und das „Gleich" des Führers ist der geängsteten Seele eine halbe Ewigkeit! — Endlich stößt sie fast mit dem Kopf an hölzernes Gebälk und Sparrenwerk. Sie ist unter dem Dach, und vor ihr liegt eine niedere Tür mit allerlei seltsamem Eisenbeschlag; dies ist das Turmkämmerlein, das sie bewohnen soll. Sie bleibt verzagt davor stehen, doch der Führer öffnet es, bückt sich und tritt ihr voraus hinein, — auch sie muß sich bücken, um nicht oben anzustoßen, als sie durch die Tür geht. Doch niedere Türen ist sie gewöhnt, es befremdet sie nicht, und innen im Kämmerlein ist es nicht so unwirtlich, wie auf der steinernen lichtlosen Treppe. Ein erster Schimmer des dämmernden Morgenhimmels scheint durch die brillenförmigen Scheiben des kleinen Turmfensterleins herein. Es ist nur ein schmaler Auslug, hoch oben in tiefer Mauernische, aber es führen drei steinerne Staffeln hinauf, und ein steinerner Sitz ist daran gebaut, auf dem man hinausschauen kann ins Weite oder hinab ins Tal, wie man mag. Eine schlichte, vom Alter angebräunte Bettlade mit schwerem hölzernen Dach, wie ein kleines Häuslein für sich, mit Vorhängen von verblichener byzantinischer Seide behangen, steht an der

Wand. So alt und ungefüg sie auch ist, dem armen Weib, das nur gewohnt war, auf Stroh zu schlafen, erscheint sie befremdlich schön und ihr ist, als läge jemand Vornehmes darin verborgen, vor dem sie sich ehrfürchtig neigen und leise sprechen müsse, um ihn nicht im Schlummer zu stören. An den vier Bettpfosten sind pausbackige Engelsköpfe geschnitzt, eigentlich nur Kugeln mit Gesichtern und ein paar Flügeln daran. Die Wände sind weiß getüncht und mit Heiligen bemalt. Auch das kleine elfenbeinerne Kruzifix über dem verschossenen, gestickten Betschemel grüßt sie vertraulich, und im Kamin prasselt ein gastlich Feuer. Es ist ein alt-ehrwürdig Kämmerlein, und es weht sie an beklemmend und andächtig wie aus einem Reliquienschrein, halb nach vertrockneten Rosenblättern und halb nach Moder. Der Prior zeigt ihr eine große wurmstichige Truhe voll köstlichen Linnens, Staub wirbelt auf, als er den schweren Deckel öffnet, und kleine Spinnen laufen heraus.

„Siehst du", spricht er freundlich, „du bist in dem Gemach, das Frau Uta von Trasp, unseres gebenedeiten Stifters Ehefrau, einst bewohnte, wenn sie von St. Gertruden zum Besuch herüber kam. Diese Truhe von Linnenzeug hat sie hier stehen gehabt zu ihrem Gebrauch und hat verfüget, daß, wer von Gästen hier wohne, sich dess' zu seinem Nutz und Frommen bedienen dürfe. So magst du nun dich und das Kindlein drein hüllen, es wird euch Segen bringen, denn Frauen Utas und ihrer Mägde reine Hände haben es gesponnen und haben sie manch brünstig Gebetlein dabei gesprochen." Berntrudis blickt sinnend darauf nieder. Es bewegt sie, daß ihrer Ahne, der frommen Berntrudis Finger diese Fäden schlingen halfen, in die sie sich jetzt hüllen soll. Aber

sie nimmt sich nicht Zeit, die Schätze auszupacken, es erbarmt sie des hungrigen Kindleins.

„Geht nun, ehrwürdiger Bruder," spricht sie, „daß ich dem Kind zu trinken gebe! Und wenn mein Mann kommt mit meinem Mägdlein, so schickt ihn gleich herauf."

Der Prior macht ein bedenkliches Gesicht: „Der Mann daherauf zu dir? Das wird nicht tunlich sein! Du hast's ja gehört, daß du nun unter der Klosterregel stehst!" —

Die Frau fährt erschrocken auf: „Was, mein Mann soll nicht zu mir kommen dürfen — ich soll ihn nicht mehr sehen? Dann nehmt nur Euer Kind wieder! Dann bleib ich nicht, dann geh ich fort auf der Stelle."

„O, du heftig wild Geblüt!" ruft der Prior erschrocken: „willst gleich oben hinaus? Denk doch an des Ortes Heiligkeit, da du dich befindest — willst du durch gattlich Beisammensein und minnig Getändel unsern keuschen Brüdern Ärgernis geben?"

„Das ist mir einerlei! Ich will meinen Mann hinwieder sehen, sonst sterb ich vor Herzeleid, hätt ich das gewußt, wär ich nimmer kommen — nimmer!"

„Denk an den großen Lohn — du wirst reich werden durch des Klosters Dankbarkeit, dein Haus erhöhet, dein Mann vielleicht frei, abgelöset von des Klosters Hörigkeit" —.

„Das ist mir alles eins," wiederholt die Frau immer heftiger: „Wenn ich meinen Mann nicht mehr sehen soll, so bleib ich nicht — macht, was Ihr wollt!" Und sie legt das Kind auf das Bett und will an dem Prior vorbei aus dem Zimmer eilen. Doch er hält sie zurück: „In aller Heiligen Namen — bleib! Willst du das arme Kind verhungern lassen? Ist ja weiter kein Weib

im Dorf, das es nähren und seiner warten kann. Bist du so grausam?"

Das Weib bricht in Tränen aus — und wendet sich wieder dem Bette zu: „Nein, du sollst nicht verhungern, arme Waise, du kannst ja nichts dafür!" — und sie setzt sich auf den Rand des Bettes, nimmt das Kind erbarmungsvoll in die Arme und legt es unbekümmert um den Mönch an ihre Brust. Das Kind trinkt mit Begierde, indes ihr Träne um Träne darauf niederfällt. Der Prior steht abgewandt ratlos da. Es gedenkt ihm noch aus seiner Kindheit, daß er die Mutter nicht erzürnen durfte, während sie den kleinen Bruder säugte, weil zornig schäumende Milch den Kindern nicht gedeihe. Was soll er tun, um sie zu beruhigen?

„Höre mich," spricht er endlich. „Ich weiß noch einen Ausweg für dich! Ich will dir erlauben, deinen Mann hinwieder außerhalb der Klosterpforte zu sehen, jeweils ein halb Stündlein, — das nehm ich auf mich. Ist dir das genug, so ist uns allen geholfen, dem Kind, uns, und dir!"

Das Weib atmet auf, sie nickt stumm mit dem Kopf. Es ist doch besser als nichts — und sie fühlt es, sie kann das Kind nicht verhungern lassen — sie könnte ihres Mannes doch nie mehr froh werden, wenn sie so schwere Sünde um seinetwillen auf sich geladen hätte.

„Bist du damit zufrieden?" fragt der Prior wieder, da er ihr Nicken nicht sieht. Das Kind hat sich satt getrunken und ist entschlummert. Sie legt es wieder auf das Bett, sie kann nicht reden, sie geht auf den Mönch zu und küßt ihm unter Tränen die Hände.

„So ist es recht!" sagt er, froh der glücklichen Wendung. „Ich will sehen, ob dein Mann schon mit deinem

Mägdlein harret, dann magst du hinter dem Pförtchen mit ihm sprechen, dieweil ich das Kind zur Taufe trage. So soll es dir allwöchentlich einmal gestattet sein. Will dir auch vom Bruder Zimmermann eine Wiege schnitzen lassen, darein du die Kindlein legen magst, und soll dir an nichts gebrechen."

Der Mönch hat die Tür hinter sich geschlossen, und die Frau steigt zum Ausguck hinauf und drückt ihre heiße Stirn gegen die runden Scheiben. Sie kann schon im Frühlicht die Dächer von Burgeis tief unten im Tale sehen und die zerstreuten Hütten rings am Abhang und jenseits an den frisch beschneiten Bergen. Auch die ihre ist darunter, sie unterscheidet sie ganz deutlich, denn ihr starker, ihr fleißiger Mann hat sie besser und größer erbaut als die anderen und das Strohdach mit wuchtigen Steinen beschwert. Das Krähen der Hähne von Nah und Fern dringt aus der Tiefe herauf, so heimatlich! Auch ihrer ist dabei — sie kennt seine Stimme! Sie legt die Hand über die Augen, ihr ist es wie ein Traum, daß sie da herauf gestiegen in die einsame Turmkammer, so allein, so hoch — hoch oben, wie gefangen. Ach wär's doch nur ein Traum und erwachte sie im Arm ihres Mannes in der heimischen Hütte, sie würde gewiß nimmer folgen, wenn sie einer hier heraufholte von dem warmen Herzen des Gatten weg! Wie hat sie's nur tun können — nur einmal tun können?

Zweites Kapitel.

Die Mette ist vorüber. Der Konvent ist in die unterirdische Stiftshalle hinabgestiegen, um vor den Bildern der Stifter ein Dankopfer zu begehen. Diese Halle ist die älteste des Klosters; in ihr hielten die Brüder vor hundert Jahren ihre Andacht, so lang der Klosterbau noch nicht vollendet war. Bischof Adelgott von Chur hat sie geweiht und ist im Bilde dort geblieben. Seitdem ist es Brauch, daß alljährlich am Stiftungstage ein Dankopfer hier vollzogen wird, zu Ehren des ehrwürdigen Bischofs und der edeln Patrone des Hauses, deren Bilder hier bewahrt werden, im sicheren Schutz der unterirdischen Gewölbe.

Auch hier hat der Brüder frommer Sinn heute schön gewaltet und die feuchten Mauern im dunkeln Erdreich, wo die Wurzel nistet, verkleidet mit dem frischen Grün der Wipfel, die oben lustig in den Lüften spielen. — Und als wäre der warme Sonnenschein, in dem die fleißige Klosterbiene ihren Vorrat gesammelt, in dem Wachs verborgen gewesen und habe nur der Befreiung geharrt, so strahlt von den dunkeln Wänden der Glanz der Kerzen wider, die in zwei siebenarmigen Standleuchtern brennen. Natürlicher Weihrauch, tannenwürziger, erfüllt die dumpfe unterirdische Luft; zähe durchsichtige

Tränen von Harz hängen gelb funkelnd an den frisch gebrochenen Reisern wie Tropfen von flüssigem Topas. Milde lächelnd schauen die Bilder Ulrichs von Trasp und seiner geschleierten Gemahlin Uta aus dicken Kränzen von Heidekraut und Raute herunter, und der Spruch: „Nur die leben, die der Welt gestorben", der auf goldenem Bande aus dem Munde des Stifters hervorgeht, leuchtet im Schimmer der Kerzen auf wie Flammenschrift. Darüber prangen als kostbare Heiligtümer die beiden Schilder Ulrichs von Trasp, der Schild des Glaubens mit goldenem Kreuz im weißen Feld, den ihm seine Glaubensgenossen im Sarazenenland geschenkt, und der Schild seines Hauses mit dem Regenbogen.

Der Opferdienst ist beendet. Der Abt jedoch hält die Brüder noch zurück zu eiliger Beratung. Die Patres sitzen schweigend in der Runde und lauschen aufmerksam der Erzählung des Abtes von dem Schicksal der unglücklichen Reichenbergerin. Es sind stolze Gesichter, die da gedankenvoll vor sich hinblicken, stolz auf übermenschliche Siege, stolz auf das Bewußtsein, einem Verband anzugehören, der aus den Trümmern des versunkenen Römertums, aus der greuelvollen Auflösung aller bestehenden Ordnung, der Völkerwanderung und Hunnenüberschwemmung mit eiserner Kraft die Würde der Menschheit, den weltüberwindenden Gedanken gerettet hat und ihn bewahrt in sicherer Klause für spätere gereiftere Geschlechter. — Nur ein einziges Gesicht paßt nicht in das stilvolle Bild und seinen düstern Rahmen. Es ist ein gutmütig verschmitztes, lächelndes Epikuräergesicht mit feisten Wänglein und durchdringend klugen blitzenden Augen unter grauen buschigen Brauen. Es ist Bruder Wyso, der Geschichts- und Rechtskundige des Klosters,

der lachende Philoſoph, der alles kennt und alles gehen läßt, wie es geht. Die Welt liegt unter ihm in der Vogelperſpektive, er ſieht ſie ſo klein, ſo winzig — das ganze Menſchengetriebe iſt ihm ein Ameiſenhaufen, gar kurzweilig und poſſierlich: wie ſie bauen, ſich bekriegen, ſich paaren und endlich ſich begraben — er beobachtet es vergnüglich, ohne Lieb' und ohne Haß, wie den Ameiſenſtaat oder den Bienenkorb. Er ereifert ſich nie darob, wie es ſein könnte und müßte; er begnügt ſich mit der Erkenntnis deſſen, wie es iſt. Sie feinden ihn an im Kloſter, um dieſer „Lauheit" willen. Auch hat er ein „wüſtes Maul" und führt jeweils loſe Reden, die den Brüdern Ärgernis geben; denn die ernſte Regel St. Benedikti verbietet unnütz und lächerlich Geſchwätz, es ſei denn zur Erluſtigung eines Kranken oder Traurigen. Aber ſie können ihm doch nichts anhaben, denn ſein Wandel iſt ohne Tadel in allen Hauptſachen, und ſeiner Gelehrſamkeit iſt auch manches zugute zu halten. Er muß gar viel leſen von unreinen Dingen, von dem Tun der Menſchen, was den andern Brüdern erſpart und verborgen iſt.

Bruder Wyſo iſt ein Mann zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren, wohlbeleibt und ein wenig kurz von Atem; denn obgleich Sankt Benedikt den Fleiſchgenuß beſchränkt, gibt es doch manch andere gute Gottesgabe, und Bruder Wyſo liegt gern erlaubten Tafelfreuden ob. — Er macht aber heute kein zu luſtig Geſicht, denn der Abt hat ſie alle verſammelt mit nüchternem Magen und ihnen nach der kalten Mette den Morgenimbiß nicht verſtattet. Er verſteckt unbehaglich fröſtelnd die kurzen dicken Hände unter die Ärmel des Cucullus und klopft ſich mit den Fingern der rechten auf den Rücken der

linken Hand. Dabei schielt er mit einer Art schadenfroher Neugier auf den Bruder Correntian neben ihm, ob er keinen Zug eines menschlichen Bedürfens auf dessen steinernem Antlitze zu entdecken vermöge; aber der scheint nichts davon zu merken, und das steinerne Gesicht ist mit vollster Aufmerksamkeit auf den Abt gerichtet. Dieser Bruder ist der strengste Gegensatz von dem behaglichen Mönchlein, neben dem er sitzt. Ein edles, aber von mancherlei Anfechtung gefurchtes Antlitz, von künstlicher Ruhe versteinert, — ein hoher hagerer von Cilicium, Geißelung und Kasteiung zermarterter Leib und tiefe, dunkle, grollende Augen, grollend über den geduldigen Himmel, der nie herabfällt, die Sünder zu zerschmettern, über das Licht, das Böse wie Gute bescheint, über rote Wangen und weiße Arme, denen man so oft in den Dörfern begegnet — über alles, was sich freut und gedeiht, genießt und genossen wird. Es ist, als wäre es dunkler um ihn her, als würfe er einen tieferen Schatten, denn die anderen, und ein weiterer Spalt ist zwischen seinem und seiner Nachbarn Stuhl als zwischen denen der übrigen. Auf seiner linken Seite sitzt Konrad von Ramüß, der verstorbenen Frau von Reichenberg Bruder, ein schöner Mann von etlichen zwanzig Jahren. Er ist erst seit kurzem im Kloster, denn er war Weltpriester und gar ein beredter Mund zum Ruhme des Herrn. Aber seines Leibes Schöne und seiner Stimme Wohlklang dienten dem bösen Feind als Waffe wider sein heilig Bestreben und verkehrten Gutes in Schlechtes. Törichter Frauen zu viele gab es, die in sündiger Liebe für ihn entbrannten und mehr des holden Mundes dachten, dem die heiligen Lehren entflossen, denn dieser selbst, mehr des Dieners, denn des Herrn. Solch Ärgernis verdroß

den redlichen Eifer Konrads. Es war ihm zu wiederholten Malen geschehen, daß Frauen ihn im Beichtstuhle zum Vertrauten ihrer sündhaften Gefühle für ihn selbst machten und ihm vor keuscher Scham darob das Blut in die Wangen stieg. Da entfloh er der Welt, legte die verhängnisvollen Gaben der Natur in frommer Demut auf den Altar des Herrn nieder und verbarg sich in Klostereinsamkeit. Seit einem Jahre ist er nun Mönch und hat die Zelle nicht verlassen, denn zum Gottesdienst und gemeinsamer Rekreation mit den Brüdern. Jetzt ist Friede in ihm, und ob er gleich weiß, daß er noch weit habe bis zur wahren Vollkommenheit, strebt er ihr doch freudig und hoffnungsvoll zu — seine Pflichten sind sein höchstes Glück. Was ist ihm alle Seligkeit der Erde gegen dieses Bewußtsein?

Das Auge des greisen Abtes hängt, während er spricht, mit besonderem Wohlgefallen an der reinen hohen Stirn, umwallt von blondem Gelock, die sinnend auf der weißen schmalen Hand ruht, und der alte Florentinus hinter dem Sessel des Abtes muß unwillkürlich der stillen, friedlichen Leiche denken, die oben auf St. Valentin liegt. Selbst im Tode ist die Ähnlichkeit der Geschwister zu erkennen, und die Träne, die dem Auge des Mönchs um das traurige Los der Schwester entquillt, bestätigt die Verwandtschaft.

Noch manch wunderbar ernstes edles Antlitz taucht da auf aus dem dunkeln Kreise im Schein der niederbrennenden Kerzen neben manchem vertrockneten, harten und eckigen — wie ja der gleiche Boden die verschiedensten Früchte trägt. Da sitzt Bero, der Älteste der Patres, ein bescheidener, aufgeklärter Herr, aber von strengen Grundsätzen, den der Konvent schon im stillen zu des

Abtes Konrad I. Nachfolger erwählt hat, wenn der alte Herr zu den seligen Kirchenvätern versammelt würde. Dort Konrad, „Stiero“ genannt, zum Unterschied von Konrad dem Abte und Konrad dem Ramüßer, ein Mann wie sein Übername, ein Stier mit breitem Genick und eckiger gewaltiger Stirn, fast wie die Heiden den Jupiter Ammon abbildeten, den die Kirche nach so schweren blutigen Kämpfen gestürzt. Er ist kein Mann von feinem Denken, aber ein starkes Bollwerk des Glaubens und des Klosters. So lange Konrad Stiero da ist, wagt sich kein Feind heran, denn seine Faust und sein zorniger Mut sind allerorten bekannt, und keiner fordert sie ohne Not heraus. Da ist Bruder Engelbert, der Maler, der die schönen Bilderschriften macht, Candidus, der Vorsänger, Porphyrius, der Bildhauer, der die Grabkreuze und Denkmäler für die gestorbenen Brüder meißelt — Cyriakus, der Lateiner — und wie sie alle heißen; auch Josephus, der hagere Bruder Zimmermann, sitzt bescheiden im Hintergrund, ahnungslos, daß sein nächstes Geschäft sein soll — eine Kinderwiege zu schreinern.

Der Abt hat die traurige Erzählung beendet und schließt mit den Worten: „Ihr seht, meine Brüder, hier hat die Brandung der sündhaften Welt, blind waltend, ein junges Leben an unsern rettenden Strand geschwemmt. Doch sagen wir nicht, blind waltend; nein, es ist gewiß eine höhere Fügung, daß uns dies Kind gerade heute am Ehrentage unseres Hauses gebracht wurde! Ich habe Euch nun alle versammelt, um mit Euch zu beraten, ob wir es aufnehmen sollen oder hinausstoßen in das wüste Meer des Lebens.“ „Aufnehmen!“ ruft die Mehrzahl der Brüder stürmisch durcheinander; aber der finstere Correntian ruft gebieterisch „Nein!“

Die Patres sehen ihn betroffen an. „Wenn unser hochwürdigster Vater, der Abt, unsere Meinung hören will, so mag er meine Warnung vernehmen! Tut's nicht, hochwürdiger Vater — tut es nicht, meine Brüder — nehmt dieses Kind nicht auf."

Die Brüder murmeln sich unwillig zu; er aber fährt unbeirrt fort: „Es ist ein Kind des Fluches — es wird den Fluch unter unser Dach tragen!" — „Das arme, schuldlose Kind!" murren die Mönche in die Runde.

„Schuldlos oder nicht — es büßt die Schuld seiner Erzeuger; denn auch die Mutter ist nicht frei von Schuld. Sie hat in leichtsinniger Verblendung in weltlichen Freuden geschwelgt — sie hat sich des Jugendgespielen Höflichtun so lange gefallen lassen, bis der Gemahl Verdacht geschöpfet und wer weiß — wenn es so fort gegangen wäre, wie weit es noch —" „Halt ein!" donnert ihn eine volle glockenreine Stimme an, „wage es nicht, die Tote zu beschimpfen, ihr lebt noch ein Bruder, sie zu rächen." Konrad der Ramüßer steht vor ihm mit erhobener Hand und bleicher schmerzbebender Lippe: „Ich kenne dies keusche, edle Herz, wie ich mich selbst kenne — sie ist gestorben, wie eine Heilige, und kein Makel komme auf sie, so lange ich die Augen offen und Tränen habe, sie zu beweinen!"

Der finstere Mann schaut ihn ruhig, kalt, durchbohrend an: „Was ist dir dieses Weib?"

— „Du hörst es ja — sie ist meine Schwester!"

Da wendet sich Correntian mit einer unbeschreiblichen Wendung des Kopfes an den Abt: „Ich frage den hochwürdigen Abt — ich frage den ganzen hier versammelten Konvent: Hat ein Konventual eine Schwester?" —

„Nein!" ertönt es langsam und leise, wie zögernd von aller Lippen.

Der Ramüßer schlägt sich vor die Stirn, und eine bittere, brennende Träne entringt sich den gesenkten Wimpern. Ein Augenblick tiefen, peinvollen Schweigens, ein kurzer Kampf — dann neigt er den jugendlich stolzen Nacken demütig vor dem Abt: „Strafe mich, mein Vater — ich habe mich schwer vergessen!“

„Bitte deinen Bruder auf den Knien um Verzeihung!“ sagt der Abt traurig: „Daß du dein Herz immer noch nicht losgerissen von den irdischen Fäden, daran es hängt, so daß dich selbst gegen deinen geistlichen Bruder der böse Zornteufel aufstacheln konnte, um einer irdischen Schwester willen — das magst du durch vierzehnnächtliche Bußübungen sühnen.“ —

Der Ramüßer küßt des Abtes Hand: „Ich danke dir, mein Vater, für die gnädige Strafe!“ Dann kniet er vor dem Beleidigten nieder und drückt den Saum seines Gewandes an die Lippen: „Vergib mir, mein Bruder!“

Der starre Mann hebt ihn auf mit der gewöhnlichen Formel: „Möge Gott dir vergeben, wie ich es tue!“

Die Brüder stehen stumm im Kreise, keines einzigen Miene verrät, was er denkt. Der Büßende aber sinkt erschöpft auf seinen Stuhl zurück, und kalter Schweiß perlt ihm von der Stirne. Correntian fährt fort, als wäre nichts geschehen: „Ich sage also: das Kind büßt den Leichtsinn seiner Mutter, die mehr der Kurzweil gedacht hat, als Gottes und ihres heiligen gesegneten Standes, sonst hätte nimmer der Herr solch Strafgericht über sie verhängt. Dies Kind ward im Mutterleibe schon dem Bösen geweiht — es ist seine Beute — wir entreißen es ihm nicht, wir locken ihn nur an, mit uns darum zu kämpfen!“

Da erhebt sich Konrad Stiero, der breitgestirnte:

„Pfui der Schande, Pater Correntian! Seit wann fürchten wir Marienberger uns vor dem Teufel? Wahrlich, solch feig Gerede steht dir schlecht, der du dich eines steinernen Herzens rühmst. Sind wir nur dazu da, uns in sichern Mauern einzusperren, zu beten und uns den Bauch vollzustopfen in müßiger Gottseligkeit? Nennt Ihr das fürs Reich Gottes kämpfen, wenn Ihr, sobald sich's drum handelt, eine arme Seele vor dem Fegfeuer zu retten, die Finger an die Ohrläpplein drückt und wie verbrannte Kinder schreit: Au — das ist heiß, daran wollen wir nicht rühren? Gebt mir den Knaben, ich will mit ihm in die Wildnis gehen, wenn Ihr Euch fürchtet, ihn hier zu behalten — und mich mit der ganzen Hölle um ihn balgen!"

„Du führst wieder ungeschlacht' und rauhe Worte im Munde, Bruder Stiero," sagt der Abt; „doch es sei dir verziehen um der guten Meinung willen. Ja, Bruder Correntian, mich dünkt, er habe recht, und es wäre das erstemal, daß wir feige zurückschreckten, wenn es gälte, der Hölle eine Seele zu entreißen. Wie stünde es um das Reich Gottes, das wir verwalten, wenn es nicht stärker wäre als die Hölle?"

„Wohl ist es stärker," sagt Correntian mit hocherhobener Stirn, „und es wird und muß einst siegen, das Licht muß die Nacht aufsaugen; aber so oft noch die irdische Nacht den irdischen Tag verdrängt, so oft noch wird das Reich der Nacht siegen über das Reich des Lichts, bis der Tag der Erlösung kommt — der Tag, da Gottes Geduld ein Ende nimmt und er diese Erde in Stücke schlägt."

„Und sollen wir deshalb feige den Kampf meiden?" fragt der Abt wieder.

„Nein, nimmermehr kann dies meine Meinung sein," spricht Correntian, „doch fragt sich's, was des Kampfes Preis? Ist dieser Wechselbalg von Sünd und Unglück, den schon der Teufel in seiner Gewalt hat — ist er ein Kampfpreis, wert, mit bösen Geistern drum zu ringen, die jeder sich am liebsten von der Schwelle hält? Auch wo der Sieg ist, kann ein einzeln Häuflein unterliegen. Und während die Kirche triumphiert, können Kirchen und Klöster fallen! Auch das unsere, denn die sind mit verflucht, die den Knaben retten! Wenn des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und der Mutter Fluch sie niederreißt — soll dann des Vaters Fluch ohnmächtig sein? Wie könnet Ihr denn glauben an des Segens Kraft, so Ihr nicht glaubet an die Kraft des Fluches?"

„Gott ist gerecht, er straft die Unschuld nicht!" läßt sich nun auch Bero vernehmen. „Wofür wären wir denn erwacht aus des Heidentumes Finsternissen zum hellen Lichte des heiligen Geistes, wenn wir wie die Alten an ein blindes Fatum glauben wollten, von einem Fluch heraufbeschworen?"

„Der Teufel — der Teufel ist das Fatum der Alten und der bleibt sich immer gleich!" ruft Correntian: „Elternfluch reißt einen Riß in menschlich göttliche Natur und Ordnung, darin die Höllensaat rasch ihre Wurzeln schlägt, daß sie fortwuchernd gleich gift'gen Pilzen um sich frißt!"

„Wohl," entgegnet Bero klaren Auges; „du magst wahr sprechen, Bruder Correntian, aber so wir nicht imstande wären, durch des heiligen Geistes und des reinen Willens Kraft der Hölle Saat auszurotten, dann gäbe es keine Schuld auf Erden! Dann wären wir willenlos Spielzeug des Satans ohne Schuld und Verantwortung

und könnt uns der Herr nimmer am jüngsten Gericht fragen: Warum tatest du so?"

Die Brüder und der Abt murmeln ihm Beifall, nur Wyso und Correntian schweigen.

„Ich frage Euch," spricht Bero weiter; „so uns Gott Gewalt verliehen, zu wählen unseres Lebens Wege, ob wir wollen wandeln der Tugend oder der Sünde Pfad, sollten wir unfähig sein, diesen Knaben auf der Tugend Pfad zu leiten, wenn wir alle uns um ihn scharen, jeden Gedanken seines Hauptes, jede Regung seines Herzens, jeden Blick, jeden Atemzug bewachen?"

„Und sie kommt doch!" spricht es plötzlich wie Geisterhauch aus den fernsten Ecken der Halle. Aller Augen wenden sich nach der Richtung. Ein kleines Mönchlein lehnt dort im Halbdunkel des vorspringenden Pfeilers, grau und unscheinbar, wie ein Erdmännlein, aber leuchtenden Auges, als könne es mit seinem Blick der Erde Tiefen durchdringen, und hell blitzt der freundliche Strahl durch die nächtige Halle.

„Sieh da, unser weiser Bruder Eusebius," spricht der Abt, „das ist ein selten Ereignis, wenn du deine Turmzelle verlässest, dem Rat des Konvents beizuwohnen, und wichtig muß der Anlaß dich bedünken, denn nur bei solchem öffnest du die Lippen. Sag an, was meinest du? Wer oder was wird kommen?"

Der Greis schaut ihn lächelnd an: „Verstehst du mich denn nicht?" spricht er, und sinnend ruht sein Auge auf dem erregten Kreis. „Nur zwei der Rechte gibt's: des Himmels und des Menschen Recht! Des Menschen Rechte sind sein Anteil an der Schöpfung Freuden. Wirft er sie hin aus freiem Antrieb für des Himmels Recht, tat er das Höchste, was der Mensch vermag, und die

Engel ſingen ihr Heilig über ihn. Nimmer aber dürft Ihr ſie ihm, wie dieſem Kinde, in der Wiege ſtehlen, denn von dem Schöpfer ſind ſie ihm verliehen und dieſem greift Ihr vor! Erzieht den Knaben — doch erzieht ihn frei — und laßt ihn wählen, ſo er reif zu wählen iſt. Iſt er berufen, ſo bleibt er treu, auch ohne Zwang. Doch iſt er nicht berufen, — beſſer, Ihr laßt ihn ziehen, denn daß er wider Willen bei Euch bleibe, mit geteiltem Herzen, halb an der Welt, halb an der Kirche hangend — ein zerſpalten Werkzeug, das in der Hand zerſplitternd auf den zurückprallt, der's gebrauchen will! Denn die Stunde kommt ihm, die keinem ausbleibt! Macht, was Ihr wollt — ſie kommt ihm, wie ſie unſrer jedem kam. Ihr wißt es wohl, nur die Beruf'nen ſiegen, die Schwachen gehen unter in dem Widerſtreit von Natur und Pflicht. Divisum est cor eorum, nunc interibunt — iſt ihr Herz geteilet, gehen ſie zu Grund. Euch aber bringt es weder Ruhm noch Lohn, denn auf den Geiſt kommt's an — nicht auf die Zahl der Diener unſerer Kirche; und nimmer iſt ein unfreiwillig Opfer lieblich vor des Herrn Auge!"

Da ſchlägt Konrad Stiero gewalttätig mit der Fauſt auf des Stuhles Armlehne: „Was Geiſt — was Menſchenrecht — berufen oder nicht! Wir brauchen Arme, das Kloſter zu beſchirmen, denn es ſind ſchlechte Zeiten und die Ritterſchaft iſt neidiſch unſeres Guts und Anſehens. Da heißt's ſich wehren wie man kann. Sperrt ihn ein und hütet ihn wohl, ſo iſt er unſer und weiß nichts anderes!"

„Ich weiß nur eine Sicherheit," ſpricht Correntian ruhig: „die wäre, den Knaben zu blenden!"

Ein Aufſchrei des Entſetzens entfährt aller Lippen.

„Pfui über dich, Bruder Correntian — bist du ein Mensch?“ ruft Bero empört.

„Seht, wie Ihr erschreckt bei einem bloßen Wort! Ihr Schwachen, nennet Ihr den Arzt grausam, der mit einem raschen Schnitt langer, ja ewiger Qual vorbauen will? Wer mir die Qual des Augenlichts genommen hätte und seiner tausendfachen Heimsuchung, da ich noch schlummernd in der Wiege lag — ich wollt ihm danken als meines Lebens Wohltäter! Doch, fürchtet nichts; wohl weiß ich, daß unseren Händen kein Blutvergießen ziemt, und nur ein Gedanke war's — ein Gedanke der Barmherzigkeit!“

„Groß bist du, Correntian — doch fürchterlich in deiner Strenge!“ spricht der Abt und die Brüder stimmen ihm schaudernd bei. Das Erdmännlein aber lehnt ruhig und still an seiner Säule — es weiß von keinem Staunen, keinem Schauder. Es stehen gar vielerlei Gewächse im Garten des Herrn, giftig tödliche neben heilsamen und nährenden, und alle haben ihren Zweck. Das weiß Bruder Eusebius ganz gut, denn der Dinge Zusammenhang und Wesen liegt klar vor seinem Forscherblick. Er ist der Kräuterkundige, der Astronom und Arzt des Klosters. Er beobachtet das geheime Wachstum der Wurzel und des Saatkorns im Schoß der Erde, wie den Lauf der Säfte im Menschenleib und den Lauf der Gestirne am unermeßlichen Firmament — und er sieht in allem dieselbe Ordnung, dasselbe große unerbittliche Gesetz, wider das sich die Kreatur ewig auflehnt und das sich ewig durch sich selber rächt. Aber er spricht jetzt nichts mehr, denn er sieht schon, daß es vergeblich ist!

Konrad Stiero läßt sich nicht irre machen: „Ich sage Mauern — das ist die beste Sicherheit! Laßt Himmel

und Hölle sich um ihn streiten — unsere Mauern sind fest, wir lassen ihn nicht heraus!"

Da faltet das Männlein die Hände und denkt mit mitleidigem Lächeln: „O Menschenwitz, o Menschenweisheit!"

„Laßt mich nun auch einmal reden —", wendet sich Bruder Wyso an den Konvent: „Nehmt mir's nicht krumm. Ihr seid alle Träumer und drescht eitel Stroh. Das Geduldsfädlein kann einem reißen, wenn man mit leerem Magen solch müßig Gered anhören muß! Handelt sich's denn hier um den lieben Gott und um den Teufel? Und mit welchem davon man's am wenigsten verderben dürfe? Hier handelt sich's vor allen Dingen um das Gesetz — eine Kleinigkeit, die Ihr ganz vergessen habt, wie mich bedünkt. Wollt Ihr das Kind als Gast behalten und dies alte Haus zu einer Kinderstube machen, wohl, das kann man Euch nicht wehren; ist weder in den Kanones noch in der Regula St. Benedikti verboten, Heimatlosen Obdach zu geben, so lang sie's brauchen, dafür haben wir das Fremdenhaus. — Wollt Ihr aber den Knaben in den Orden aufnehmen, und Euer feierlich Zungengeläut verkündet so was, so sind wir eines Tages mit Bann und Interdikt belegt, daß kein Dieb am Galgen mehr die Absolution von uns begehrt!"

Unter den Brüdern entsteht eine unwillige Bewegung.

„Aha — jetzt wird's lebendig im Ameisenhaufen! — Gelt? daran habt Ihr nicht gedacht, daß seit dem Verbot Cölestins des Dritten vom Jahr 1192 kein Orden mehr unmündige Kinder, ohne ausdrückliche Einwilligung der Eltern aufnehmen darf? Was, habt Ihr Lust, es mit Papst und Bischof, mit Kirchengesetz und Bann um den Säugling aufzunehmen? Ich dächt, das wär ein wenig schlimmer, als mit dem Teufel anzubinden!"

„Wahre deine Zunge, Bruder Wyso! Denk an Duramus von Predon, der zur Strafe für seine ärgerlichen Reden in der Ewigkeit mit einem abscheulichen, wüsten Rüssel behaftet worden," droht der Abt: „Du kannst es nimmer lassen, zu schimpfen und zu spotten. Was du sagst, ist gut, doch wie du's sagst, ist böse! Pater Wyso spricht die Wahrheit, meine Lieben", wendet er sich dann an den Konvent, beschämt ob der eigenen Unwissenheit. „Unsere Sinne sind noch schlafbefangen, wie mich dünkt, daß wir nicht der neuen Gesetze dachten! Allzusehr hängt man am alten Brauch und schwer ist's, sich an solche Neuerungen zu gewöhnen. Doch man muß sich drein fügen, so man nicht üble Folgen auf sich laden will! Zwar hat die Mutter uns das Kind geschenkt, — doch fehlt des Vaters Einwilligung! So dürfen wir's nicht aufnehmen. Ich sag's mit Schmerz, denn gerne hielt ich heilig das Gelübde einer Toten und mich erbarmt's, das Kindlein hinauszustoßen in des Lebens Brandung. Doch muß es sein — und also geben wir's der Gnade Deß anheim, der auch die Lilien auf dem Felde kleidet."

Da erhebt sich der Ramüßer bescheiden. „Vergib mir, frommer Vater, wenn sich der Bestrafte noch einmal in Euren Rat mischet."

„Sprich, mein Sohn, so du es in geziemender Weise tun willst!" nickt der Abt. Da spricht der Ramüßer: „Wohl ist es wahr, daß wir kein Kind aufnehmen dürfen, ohne des Vaters Willen. Dies Kind aber hat keinen Vater. Der sich also nennt, hat es verstoßen und verleugnet; es ist eine Waise. Wer — nach weltlichem Gesetz — vertritt an einer Waise Vaterstelle, Pater Wyso?"

„Der nächste Blutsverwandte — aus dem Geschlecht des Vaters oder der Mutter!“ erklärt Wyso.

„Nun denn,“ fährt der Ramüßer fort — „der nächste Blutsverwandte — der bin ich — des Knaben Oheim, seiner Mutter Bruder — ich bin jetzt sein Vormünder und ich weihe es dem Kloster.“

Ein Beifallsruf der Brüder antwortet ihm. „Amen, mein Sohn,“ spricht der Abt. „Ich nehme es an aus deiner Hand. Und hoffe, daß wir recht getan!“

Er wendet sich den Bildern der Tarasper zu: „Gebt Ihr ihm Euren Segen, edle Verklärte, deren Angedenken wir heute feiern!“ Und sie löschen die Kerzen vor den Bildern, dann steigen sie hinauf ans Tageslicht, denn die Beratung ist geschlossen. Rasch eilen sie zur Sakristei, das Kind zu taufen, denn schon ruft mit feierlichen Klängen die große Glocke die Talbewohner zum Hochamt herauf.

Die Morgensonne wirft ihre hellen Strahlen durch die tiefen Fensternischen herein und zerstreut alle Nebel und Schatten, die der finstere Bruder Correntian heraufbeschworen.

„Das Licht muß ja siegen“ — so durchdringt es die Seelen mit froher Verheißung.

Die Türflügel springen auf, der Prior tritt mit dem Knaben herein. Schön angetan ist das Kind in Frauen Utas weißes Linnen, und vom Glanz der Morgensonne übergossen liegt es da, wie verklärt. Und hingerissen von einer seltsam lieblichen Regung der Menschlichkeit drängen sich die jüngeren Mönche herzu und drücken dem kleinen Bruder, den ihnen der Himmel geschenkt, den Willkommenskuß auf die süßen, unschuldigen Lippen. Und die ewige Schmerzensmutter an der Wand lächelt

dazu, als habe sie ihnen allen das Leben gegeben, und freut sich, daß ihre großen Söhne den Jüngstgeborenen brüderlich empfangen.

Nein, das ist kein Geschenk der Hölle — das herzgewinnende, sonnenbeschienene Kind, das so reine harmlose Freude in jeder Brust weckt! Und der Abt hält segnend die Hände darüber und spricht: „Donatus wollen wir ihn taufen, meine Brüder! Er ist uns geschenkt, und der Geschenkte soll sein Name sein!“

„Ja, ja, Donatus soll er heißen!“ rufen die Brüder fröhlich durcheinander. „Und so schwöret mir,“ spricht der Abt weiter, „bevor wir zur heiligen Handlung schreiten — schwöret mir auf das schuldlose Haupt dieses Kindes, das Ihr helfen wollt, es dem Himmel zu bewahren! Daß Ihr wachen wollt über den Knaben zu jeder Stunde und ihn behüten vor jeglicher Anfechtung, die ihn uns möchte abwendig machen — fürnehmlich aber vor der, so des Teufels gefährlichste ist, der schon manch armer Jüngling zum Opfer fiel, vor irdischer Minne!“

Die Brüder heben die Hände auf und wie eine Säule heiligen Opferdampfes steigt das Gelöbnis zum Himmel auf: „Wir schwören es!“ —

Wie eine Mauer haben sich die Brüder um das Kind geschart, eine festere Mauer als die steinerne, von der Bruder Stiero sprach und wie ein dunkler unbezwinglicher Pfeiler ragt Bruder Correntian drohend daraus hervor. Bruder Eusebius aber schüttelt still für sich den Kopf: „Und sie kommt doch!“

Drittes Kapitel.

Es gibt ein altes Märlein von einem König der Zwerge. Dem war die Gattin gestorben, da sie ihm den Thronerben geboren. Dieser König erkor sich eine arme Menschenfrau zur Amme seines Söhnleins und weil die Frau nicht gutwillig ging, holte das kleine Zwergenvölklein sie einmal des Nachts mit Gewalt ab in das unterirdische Gnomenreich. Die Frau durfte nimmer heimkehren, bis ihr Amt erfüllet war, das Zwergenprinzlein zu säugen; und hat sie ein Jahr fern von den ihrigen im Bann und Zauber der seltsamen Halbwesen von Erz und Erde gelebt. — Sie hat hergeben müssen von ihrer Menschlichkeit, was ihnen frommte, den Born des Lebens, daran das Kind sich nährte: Muttermilch und Mutterliebe — aber sonst hat sie nicht Mensch sein dürfen, und ihr Lohn war kaltes Gold. Aber sie hielt aus, nicht nur wegen des Goldes, sondern weil Mutterherz ein gar gutes Ding ist, ein üppig wucherndes, das immerfort Luftwurzeln treibt und, was man ihm unterschiebt, blindlings damit umklammert. So liebt das Huhn die untergeschobenen Entlein, so hing die Zwergenamme an dem untergeschobenen Zwergenkind, und so liebt die Klosteramme das aufgedrungene Kind

der Kirche. Wohl fühlt sie, daß sie in einem fremden Reich ist; in einem Reich zwischen Grab und Himmel, — anders, — höher, als das der Zwerge, aber doch auch von Halbwesen bewohnt, die außerhalb des Zusammenhanges mit der Natur stehen, mit denen es keine Gemeinschaft von Fleisch und Blut gibt, und daß das Kind, dem sie Mutter ist, jenem fremdartigen Geschlecht angehört! Doch, je tiefer sie das fühlt, desto schmerzlicher umklammert ihr Herz das Kind, an das sie kein Recht hat, das kein Mensch werden darf und trotzdem die Milch aus einer Menschenbrust trinkt. Sie weiß nicht, wie ihr ist, — es ist ein seltsam Mitleid mit dem Knaben, das sie diesen fast zärtlicher lieben läßt, als ihr eigen Kind. Ihr eigenes Kind hat, was ihm gehört — es hat eine Mutter, einen Vater — aber dies arme Kind hat niemanden auf der Welt! Kaltes Kirchengestein ist seine Heimat, und keines Weibes Lippe soll es je berühren, auf keiner weichen, warmen Brust darf je sein Haupt ruhen. Und als müsse sie es entschädigen für alle künftige Entbehrung herzt und küßt sie es doppelt innig, bettet sie es doppelt zärtlich auf ihrem Schoß.

Fast sieben Monde sind vorübergezogen, seitdem das Kind in das Kloster aufgenommen ward. Eine lange Zeit für das junge heißliebende Weib, das, wie zur Sünde, nur verstohlen von Zeit zu Zeit hinter das Pförtlein zum Gatten schleichen darf, wo ihnen mondelang der Schneewind die Küsse von den Lippen geweht hat.

So sitzt die Klosteramme mit ihren Säuglingen am dämmernden Fensterlein in der östlichen Turmstube. Es ist ein lauer Frühlingsabend und Totenstille rings umher. Tiefe Schatten lagern sich um das Himmelbett Frauen Utas von Trasp, ein Stern wirft bleiche Strahlen

herein in die einsame Kammer, und sie spielen verloren auf den seidenen Vorhängen, die einst Ulrich von seinen Wallfahrten aus dem farbenprächtigen Orient mitgebracht. Hoch oben am Fenster huscht etwas vorbei; es ist die heimkehrende Schwalbenmutter, die an der schwindelnden Dachfirst ihr Nest angeklebt hat. Die Schwalbenmutter hat's nun zwar auch nicht besser, als Berntrudis da oben, aber — sie ist frei! Berntrudis denkt's, und ein tiefer Seufzer schwellt ihr die Brust, an der die Kinder ruhig eingeschlummert liegen. In der Ecke, in Frauen Utas Truhe tickt leise und gleichmäßig die Totenuhr, der Holzwurm, und gespenstig weht, vom Luftzug durchs Kamin herunterbewegt, das dort hängende weiße Linnen, von der keuschen Büßerin Berntrudis gesponnen. Das warme Leben aber, das da am Fenster sehnsüchtig hinausschaut in die Weite, wo Herzen menschlich schlagen dürfen ohne Sünde, das denkt an keinen Tod und keine Buße, das rechnet nur mit heißklopfenden Pulsen, wie spät es wohl sei und ob wohl heute der Gatte an die Klosterpforte poche? Und das Weib schließt die Augen und lehnt den Kopf zurück, indes die schwellenden Lippen einen leisen Kuß in die Luft hinaushauchen — einen Liebesboten, vorausgesandt, dem Erwarteten entgegen. Aber er kommt so selten, er ist ihr ganz verwildert in der langen Trennung. Unstet und freudlos irrt er umher, sie weiß es, und heiße Sorge um ihn nagt an ihrem Herzen. So wartet und harrt sie Abend für Abend, bis der Kopf sie schmerzt und sie sich müde auf das Lager wirft; denn dem Harrenden ist das Herz wie mit eisernen Klammern an zwei Punkte geheftet, an das Gegenwärtige und das Erwartete, und je weiter diese beiden Punkte auseinanderrücken, desto mehr zerrt es an

dem armen Herzen — eine unsichtbare Folter, die die Sehnen der Seele ausspannt zum Zerreißen.

Drüben im westlichen Flügel lehnt, die heiße Stirn an die Scheiben gedrückt, Bruder Correntian am Fenster und starrt hinaus in die dämmernde Nacht. Er hat das Fenster geschlossen, denn der abendliche Frühlingshauch trug ihm süße Düfte kaum erschlossener Blüten zu, die seine Sinne umschmeicheln gewollt — da hat er das Fenster zugeworfen. Wer die Versuchungen des Satans nicht im kleinen abwehrt, wird ihrer im großen nimmermehr Herr! So steht er hinter den Scheiben zwischen winterfeuchten Mauern am Frühlingsabend und schaut grollenden Blicks hinüber nach dem östlichen Turm, wo die Amme wohnt. Er haßt dieses Weib, er weiß selbst nicht warum, aber er haßt es tödlich. So oft er ihr begegnet, wenn es sich einmal im Hofe beim Wasserholen oder im Gärtlein mit den Kindern trifft, blickt er mit Entsetzen und Abscheu zur Erde, als hätte er die Schlange des Paradieses gesehen in dem armen, holden rosigen Weibe. Er würde sie vergiften mit seinem Blick, ausreißen wie die Wurzel der Sünde, wenn er könnte. — Er muß sie dulden, er sieht es ein; aber er kann nicht von ihr ablassen in Gedanken, — er muß sie verfolgen mit seinem Haß bis in ihr stilles Turmkämmerlein hinein, — es reißt ihn nächtlich vom Lager auf, daß er ans Fenster treten muß und hinüberspähen nach der sicheren Mauer, die sie schützt, wie der Feind nach den Fugen des Harnisches spät, durch die er den Gegner zum Tode treffen kann. Und er sieht sie durch die Mauer hindurch, als wären die Steine von Glas — er sieht sie immer, sich selbst zum Abscheu! Wie sie morgens erwacht, wie sie die Kinder an der jungen schuldlosen Brust

hält, wie sie sich die vollen welligen Haare kämmt, — alles, alles muß er sehen, ob er will oder nicht. Auch jetzt in diesem Augenblick sieht er sie, wie sie sich auf das Lager wirft — er sieht den Kuß, den die unbelauschten Lippen in das Leere hinaussenden!

Aber halt! was ist das? ist es ein Gaukelspiel seiner Sinne — ist es der verkörperte Schatten seines Hasses, der da über den sternenerhellten Hof gleitet, dem östlichen Turm zu? Er hält den Atem an — er hemmt den Schlag des eigenen Herzens — eine zweite Gestalt schleicht neben her und schließt behutsam das Turmpförtchen auf. — Die erste, eine rüstige Männergestalt, in ein kurzes Gewand nach Art der Hörigen gekleidet, verschwindet im Turm, die andere — es ist der Pförtner ganz unverkennbar — schließt wieder ab und kehrt zurück nach dem Pförtnerhaus. Das ist der Fischer, der Mann der Amme. Er hat den Pförtner bestochen, er schleicht sich zu seinem Weibe. Jetzt — jetzt ist er oben — jetzt liegen sie sich in den Armen. O Schmach und Schande — das auf heiligem Klosterboden —! Fieberschauer schütteln den Mönch, der verhaltene Sturm des Blutes bricht los! Ekel! Abscheu, — er weiß nicht was — alle Furien der Hölle peitschen ihn. Wie rasend stürzt er sich in die Reihen der ruhig schlafenden Brüder: „Auf, auf — das Kloster ist geschändet, duldet den Unfug nicht! Auf, frommer Abt — drüben die Amme wird nächtlicher Weile von dem Gatten beschlichen! Soll dies ein Haus der Minne und Schande werden?“ Die Brüder werfen in Hast die Kutten über, der Abt kommt hocherzürnt herbei: „Sie hat mir Gehorsam unter die Klosterregel gelobt, sie ist doppelt schuldig, wenn sie den Mann einläßt und den Klosterfrieden bricht!“

„Den wollen wir bald hinaus haben!“ schnaubt Konrad Stiero, — froh, daß es einmal wieder etwas zu raufen gibt.

„Hat dich der Böse besessen, daß du uns so aus dem Schlafe schreist?“ kommt nun auch atemlos Pater Wyso gehastet und tritt sich im Gehen auf die offenen Schuhbändel. „Schäm dich, Correntian,“ raunt er ihm ins Ohr, „dem armen Weibe seinen Spaß so zu verderben, das ist Neid!“

Correntian fährt auf wie von einem Dolchstich getroffen — ein Blick flammender Wut trifft Wyso, und drohend hebt er die Hand auf. Aber schnell läßt er sie wieder sinken, Todesblässe überzieht sein Gesicht, und die alte steinerne Ruhe erstarrt plötzlich die wildbewegten Züge: „Das ist so niedrig, daß es keiner Antwort wert!“

„Heuchler, vor dir selbst!“ murmelt Wyso zwischen den Zähnen, indes der Abt den Brüdern winkt, sich ihm anzuschließen. Doch der Ramüßer tritt bescheiden vor: „Ehrwürdiger Abt wolle uns gestatten, mir und den jüngern Brüdern, zurückzubleiben. Mich dünkt, dies sei kein Schauspiel für unsere Augen!“

„Wohl, du hast recht, Bruder Konrad,“ spricht der Abt; „so geleitet mich allein, ihr älteren Patres! Doch leise, daß wir die Übeltäter nicht warnen, bevor wir sie zu schuldiger Pön erreichen.“

So schreiten die strengen Richter lautlos, nur mit einer verhüllten Leuchte, nach dem östlichen Turm hinüber.

Da oben im Turmkämmerlein, da flüstert's, da lacht und weint es leise in stillem Glück. Da sinkt das überraschte Weib liebestrunken in den Arm des Gatten.

Noch hat er ihr nicht gesagt, warum und wie er da herauf gekommen; denn so mächtig ist der Sturm der Freude in der nach Liebe schmachtenden Frau, daß sie ihn nur herzt und küßt und nichts hören, nichts wissen will, als daß er da — ein schöner erfüllter Traum der Frühlingsnacht!

Jetzt, Stimmen auf der Treppe! Da kommt's herauf — schrecklich hell fällt ein Lichtstrahl durch die Spalten der Tür. Die Gatten fahren auf aus dem seligen Traum — es pocht fest und drohend: „Öffnet dem hochwürdigen Abt!" ruft Konrad Stiero. Da ist kein Widerstand. —

„Sei ruhig," sagt der Mann zu der zitternden Frau, „bin ich nicht dein angetrauter Eheherr? Was hast du zu fürchten?" Und mit entschlossenem Mut geht er hin und schließt auf.

„Gott und seine Heiligen stehen uns bei," spricht der Abt im Eintreten. „Berntrudis, unwürdiger Sproß deiner frommen Ahnin, solch unziemlichen Beginnens wagst du dich zu unterfangen?"

„Nun, was ist's weiter, hochwürdiger Herr," sagt der Fischer freimütig, „wenn die Frau den eignen Gatten minnt? Niemanden hört ich solches Tun unziemlich nennen!"

Correntian, der die Lampe trägt, hebt sie empor und läßt ihren vollen Schein auf das Gesicht des unerschrockenen Sprechers fallen. Es ist ein schönes, kühnes Männerantlitz, nicht ohne Spuren von Verwilderung. Die tiefen Falten auf der Stirn zeigen, daß sie längst keine liebende Frauenhand mehr geglättet, das verwahrloste Frieswams erzählt deutlich genug von wildem Umherschweifen in Wind und Wetter. Correntian über-

schaut alles im Flug, er weiß in diesem Augenblick wie mit Sehergabe, was der Mann gelitten, und statt ihn zu bemitleiden, stieße er ihm am liebsten den Dolch in die breite Brust, an der soeben das Weib gelegen — das begehrliche — verächtliche — verhaßte —! Und als ob eine Ahnung, ein Verstehen dieses feindlichen Blicks in dem Manne aufdämmerte, erwidert er ihn mit zornigem Aufblitzen seiner großen Augen, und aus dem harmlosen Mann ist auf einmal ein drohender Feind geworden, den keine Scheu mehr bindet: „Ja schau mich nur an, Mönch," ruft er herausfordernd in seiner breiten rätischen Mundart: „Das habt Ihr aus mir gemacht! Bin ich nicht glatt und fein genug für die hohen Herren? Nehmt einem sein Liebstes, was er hat — nehmt's ihm weg wie mir, daß er einsam umherirrt in Feld und Wald, und seht dann, ob er Lust hat, sich zu schmücken und zu strählen!"

„Weh dir, welche Sprache sprichst du!" ruft der Abt, „du brichst ein, wie ein Dieb in den Frieden des Klosters, bestichst den Pförtner, machst dich schweren Vergehens schuldig und wagst noch solche Reden?" —

„Ich spreche wie einer, dess' Maß voll ist und überläuft! Ich hab nichts als dieses Weib, und Ihr nehmt sie mir — nehmt dem Manne sein ehelich Gespons, sein Herz aus dem Leibe, um ein fremdes Kind zu tränken! Was geht mich dies Kind an, daß ich ihm mein Liebstes opfern muß? Sieben Monde hab ich's geduldig ertragen — aber jetzt ist's genug! Der Bube kann jetzt der Amme entbehren. Lang genug hat mein eigen Kind seine Nahrung mit ihm geteilt — seht her, 's ist ein verkümmert Pflänzlein worden, indes der fremde Bub kräftig gediehen ist, daß mir's das Herz im Leibe um-

drehte, wie ich das Würmlein wiederſah! — Ich ſag's Euch offen, ich bin nicht kundig der Lüge — ich bin gekommen, mir mein Weib zu ſtehlen, mein heilig Recht. Doch jetzo bitt ich Euch — da Ihr's entdeckt — gebt mir das Weib, das Kind zurück. Ich begehre keinen Lohn noch Dank, nur was mein iſt, will ich wieder haben!"

„Spare deine Worte, ſchon zu viel der Gnade iſt dir geworden, daß wir dich ſo lang gehört. — Wenn wir in unſern heiligen Kloſterfrieden ein unrein, ſündig Weib aufnahmen wider alles Recht und Brauch — glaubſt du, wir taten's ohne Not, nur weil's uns ſo gefiel? Das heilige Gelübde einer Toten zu ehren war die ernſte Pflicht, die uns gezwungen, den Knaben in unſern Mauern zu bergen vor Entdeckung und vor dem Zorn eines grimmen Vaters. Und da wir dein Weib aufnahmen, hofften wir, des Ortes Weihe und ihres Amtes Heiligkeit werde auch ihr eitles Herz reinigen, daß ihr nicht ankäme die Verlockung der Sinnenluſt und niederer Triebe, und ſie kein Ärgernis gebe unſern keuſchen Brüdern! So auch gelobte ſie's — und, o Berntrudis — wie ſchlecht haſt du uns Wort gehalten! Weh, daß das reine Kind der Kirche aus ſo unreinem Gefäße trinken muß! Gern, das glaubt ihr beiden mir, erſpart ich's ihm. Doch muß es ſein, noch können wir dich nicht entbehren, und wärſt du treu geblieben deiner Pflicht — wir hätten dich am Ende deiner Prüfung vor Gott und Menſchen erhöhet und belohnt. So aber zwingen wir dich nun zu dem, was du nicht mit gutem Willen tuſt. Und du," ſagt er zum Manne: „Der wie der Marder in den Taubenſchlag in unſer Haus einbrach, unſer Verbot verachtend, das wir bei ſchwerer Pön erlaſſen — du —

dank uns die milde Strafe — du bist verbannt von hier auf eine Stunde im Umkreis, so lange wir noch deiner Ehefrau bedürfen, du ziehst hinauf zum Heidersee und fischest dort für uns, bis abermals die Winterstürme über die Heide wehen!"

Ein Aufschrei von der Gatten Lippen antwortet auf das Schreckenswort, von dessen Grausamkeit dem milden Abt nichts ahnet. Was fühlt er, der kühle Greis, dess' Blut so langsam durch die Adern rinnt, von Leidenschaft und Sehnsucht und von dem Zucken zweier fest verwachsenen Herzen, wenn man sie auseinander reißt?

Nur einer fühlt es, der da steht, stumm, die Nägel in die gekreuzten Arme eingekrallt, — doch der weiß nichts von Erbarmen. Das ist der mitleidslose Eifer, der für andere keine Schonung hat, weil er gegen sich selbst keine kennt. „Ich leide — leide du auch" ist das furchtbare Wort, mit dem sich das in Selbstpeinigung verhärtete Herz loskauft von der Pflicht der Nächstenliebe. So steht er da, der steinerne Mann mit unbeweglichem Blick — der keusche, der strenge Correntian.

Wyso aber schüttelt den Kopf und sagt auf lateinisch zum Abt: „Treib's nicht weiter!"

Berntrudis ist ihrem Manne weinend in die Arme gesunken und birgt das Gesicht an seiner mächtig arbeitenden Brust. Da tritt Correntian mit einem jähen Schritt vor: „Auseinander!" befiehlt er mit bleichen Lippen. „Beleidigt unsre Augen nicht mit solchem Anblick."

Jetzt erhebt der Mann den breiten Nacken — jetzt bricht das Wort, das er so mühsam im Zaume gehalten, hervor: „Nun ist's genug! Wer will mir wehren, mein Weib zu küssen — wer will mich zwingen, zu glauben, daß es Sünde sei, wenn Gatten sich minnen? Ihr, Ihr

macht es erst zur Sünde durch Euer Verbot! Mit welchem Recht verbietet Ihr Mann und Frau, sich zu sehen — mit welchem Recht reißt Ihr uns auseinander, die Gott und Kirche zusammengefügt?"

„Die Kirche kann binden und lösen," droht der Abt, „fordre uns nicht heraus!"

„Wozu verschwendet Ihr so viele Worte," murmelt Correntian zwischen den Zähnen, „er ist des Klosters Leibeigener, wie sein Weib — Ihr könnt mit ihm machen, was Ihr wollt!"

„O du mit dem finstern Leichengesicht!" schreit der gereizte Mann auf, „du bist mein Feind, wenn du's auch nicht sagst — ich seh dir's an! Was hab ich dir getan, daß du dem armen leibeigenen Mann sein bißchen Glück nicht gönnst?"

„Mach jetzt, daß du hinauskommst, wir sind müde. Meinst du, wir wollen die Nacht über mit dir Rates pflegen, ob dir's genehm zu tun nach des Abtes Geheiß?" fährt jetzt Konrad Stiero dazwischen.

Dem Fischer schwillt die Zornesader auf der Stirn und drohend erhebt er die Faust: „Ich gehe — aber nicht ohne mein Weib und Kind," und er faßt Berntrudis um den Leib: „Laßt mich durch, oder es nimmt ein schlechtes Ende!"

Entsetzt weicht der Abt zur Seite. Auch Bruder Wyso prallt zurück, nur Correntian steht unbeweglich. Stiero deckt mit dem breiten Rücken die Tür, aber in wuchtigem Anprall hebt ihn der Fischer mit der Schulter aus dem Gleichgewicht, wie man eine Tür aus den Angeln lüpft.

„Oho — geht's aus dem Ton?" ruft der Mönch kampfeslustig, „kennst du den Konrad Stiero nicht?"

Und mit einem schweren Faustschlag vor die Stirn wirft er den starken Mann zurück, daß er taumelnd zu Boden stürzt.

„Ich will dich Lebensart lehren, du Lümmel!“ spricht Stiero, als wäre nichts weiter geschehen, kniet dem Bezwungenen auf die Brust und bindet ihn mit dem Strick, den er sich von den Hüften nimmt, die Hände. Die Frau ist wimmernd neben dem Gatten zu Boden gesunken, Correntian macht eine Bewegung — nur eine einzige, als wolle er ihr beistehen, doch als erschräke er vor sich selbst, wendet er sich ab und läßt sie liegen.

Stiero heißt den Gebundenen aufstehen: „Du hast nun gesehen, daß unter der Kutte keine Weiber stecken, die Gewalttat schreckt. Jetzt knie nieder, armer Wicht, und bitt um Gnade, denn dein Leben ist jetzt nicht sicherer, als eines tollen Hundes!“

Der Mann mit den kreuzweis gefesselten Händen steht stumm in dumpfer Verzweiflung. Er kniet nieder, wie Stiero ihn heißt, aber er bringt kein Wort hervor, der brütende Blick ist auf niemanden geheftet, er kennt sein Schicksal und hofft nichts mehr.

„Was meint Ihr, meine Brüder,“ wendet sich der Abt an die anderen, „sollen wir ihn dem Vogt zum Gericht überantworten?“

„Ja!“ antwortet Correntian.

„Dann ist sein Urteil gesprochen — er hat sich an einem Priester vergriffen — sein Leben ist verwirkt,“ sagt der Abt.

Das Weib stößt einen durchdringenden Weheschrei aus und stürzt Correntian zu Füßen. „Erbarmen!“ schluchzt sie, fast wahnsinnig vor Angst und umschlingt

seine Kniee mit der Kraft der Verzweiflung, denn auch sie fühlt, daß hier in diesen dunkeln Augen ihr Verderben lauert. Eine flammende Röte bedeckt das bleiche Gesicht des Mönchs, wie ein Nordlicht den winterlichen Nachthimmel — aber er schleudert sie weit von sich und hält sich wie zum Schutz an den Pfosten des Bettes.

„Wenn Ihr der Amme nicht schont, tötet Ihr den Knaben," sagt plötzlich eine Stimme auf lateinisch, und Pater Eusebius steht neben der unglücklichen Frau wie aus dem Boden gewachsen.

„Gott sei Dank," murmelt Bruder Wyso für sich, „endlich ein vernünftiger Mensch!"

Eusebius hat still und unbemerkt dem Auftritt beigewohnt, bis es notwendig ward, zu sprechen. Jetzt hebt er die zitternde Frau vom Boden auf und führt sie freundlich tröstend an ihr Bett, darauf sie kraftlos niedersinkt. Correntian läßt die umklammerten Bettpfosten los, als wären sie plötzlich zum glühenden Eisen geworden.

Eusebius' unausweichlicher Blick trifft ihn mit seltsamem Lächeln, Correntian haßt und fürchtet diesen Blick, und von nun an verstummt er, wie gebannt von der sanften Gewalt des klaren Auges.

„Wie meinst du, würdiger Eusebius?" fragt der solcher Dinge unkundige Abt.

„Er meint," verdolmetscht Wyso ungeduldig gähnend auf lateinisch, „daß der Amme die Milch zu Kopf steigt oder zu Gift wird, wenn Ihr sie so ängstigt! Bruder Correntian mag den Buben hernach mit einem Extrakt seiner Lehre von der strengen Askese großfüttern, vielleicht wird er dann gar kein Mensch, sondern gleich ein Engel!" fügt er boshaft hinzu. —

Correntian zuckt zusammen vor Wut; aber jener Blick, den er so fürchtet, ruht noch immer auf ihm und hält ihn im Zaum.

Der Abt hat sich indes zum Fischer gewandt: „Wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen — um deiner Frau, der Amme unseres Kindes, willen. Es bleibt bei unserem ersten Ausspruch: Du bist verbannt, bis wir dein Weib freigeben, ebenso wie der Pförtner, der dich einließ. Von nun an wird kein weltlicher Pförtner mehr das Kloster bewachen, sondern unsrer Brüder einer wird je abwechselnd die Hut im Torhäuslein halten. Hoffe also nichts mehr, und versuche es nicht nochmals, einzudringen — ein zweites Mal wär's dein Verderben!"

Er wendet sich zum Prior, der betreten im Hintergrunde steht, denn wenn er auch an diesem Einbruch unschuldig ist, so hat er doch der Amme die Zusammenkünfte außerhalb der Mauer gutmütig gestattet und so den Pförtner selbst lau in seiner Pflichterfüllung gemacht. „Du führst den Gefesselten hinauf zur Heide. Dort übergibst du ihn dem Maier und unsern Laienbrüdern von St. Valentin — sie erst sollen ihm die Bande lösen. Der Maier hat für seines Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen und haftet mir für ihn, daß er die Heide nicht verläßt! — Und nun kommt, meine Brüder, daß wir noch eine Stunde der versäumten Ruhe pflegen."

Die Mönche schließen sich ihm schweigend an.

„Das arme Gesindel dauert mich," sagt Stiero leise zu Wyso — „der Correntian hat das Übel wieder angerichtet. Warum schläft er auch nie?"

„Das weiß nur er und Gott!" sagt Wyso achselzuckend. —

„Nimm Abschied von deinem Weibe," sagt der Prior, als die Mönche hinaus sind — „ich darf dir keine Frist mehr gönnen, der strenge Pater Correntian lauert sicherlich drüben am Fenster auf uns."

Die Gatten sinken sich in wildem Schmerz in die Arme, doch erschrocken fahren sie wieder auseinander, denn noch einer der Mönche ist zurückgeblieben, — da wird es wohl wieder nicht verstattet sein, sich zum Abschied ans Herz zu drücken?

Aber der Zurückgebliebene ist Bruder Eusebius. In milder Hoheit strahlt sein Angesicht und schönem Mitleid. Er winkt ihnen mit der schmalen welken Hand, sich nicht vor ihm zu fürchten, denn er ist geblieben, der gequälten Frau zum Trost, nicht als Wächter. „Tut, wie das Herz euch heißt; die Natur ist heilig — weh dem, der sie verletzt!"

Und es wird still im Gemach, wie in einer Kirche, und der, welcher das Wort gesprochen, steht da in ruhiger Erhabenheit, in göttlich wunschlosem Frieden und siehet es erbarmend mit an, wie die zwei Gatten einander umschlungen halten und sich nicht losreißen können, bis sie der Prior fast mit Gewalt trennt. Ein erstickter Schrei der Frau — die Tür fällt hinter dem Gatten ins Schloß, für immer — und die Klosteramme ist allein mit dem greisen Mönch, dem Erdmännlein, das nur lebt zwischen Grab und Himmel. Sie liegt schluchzend zu seinen Füßen, und er raunt ihr wunderbare Worte der Tröstung ins Ohr, in einer Sprache, wie aus einer andern Welt, die sie nur halb versteht; aber sie bannen den wilden Ausbruch des Schmerzes und wiegen die Seele wie mit Geisterhänden in ein seltsames, tieftrauriges, aber höheres Ahnen ein! — —

Der Morgen dämmert bereits herauf ins einsame Turmstübchen: es läutet zur Frühmette. Die Amme sitzt bleich und matt auf dem Bettrand und hält ihr Kind an der Brust. Sie hat es unbedacht angelegt, die unbesonnene Mutter, da es zuerst erwachte, sie denkt nicht daran, daß die Milch dieser Nacht zu Gift geworden, und daß ihr schwächlich Mägdelein das Gift in gierigen Zügen trinkt. Pater Eusebius hat sie verlassen, um zur Frühmette zu gehen. Kein Schlaf kam noch in ihr Auge, sie sinkt in die Kissen zurück, die Natur fordert endlich ihr Recht — sie schläft — indes das Gift dem Kinde langsam tödlich durch die Adern schleicht, das sie auch im Schlummer fest und liebend an die Brust drückt.

Viertes Kapitel.

Ein Weheſchrei ſchrillt durch den ſtillen Kloſterhof aus dem öſtlichen Turmzimmer: er ſchrillt hinauf in den reinen Frühlingshimmel durch das geöffnete Turmfenſterlein der kleinen verklärten Seele nach, die eben hinausgeflogen iſt, hinauf in das ewige Blau; er ſchreckt die Schwalbenmutter von der Dachfirſt auf, daß ſie, ängſtlich Unheil witternd, ihr Neſt umflattert; er ſtört den grauen Mönch auf der weſtlichen Turmwarte von ſeinen Büchern und Sammlungen auf, zwiſchen denen er am kleinen Pult Tag und Nacht ſitzt und ſinnt, und aus totem Pergament ſeiner Seele Wurzeln lebendige Nahrung ſaugen läßt. Er ſchlägt das Buch zu und erhebt ſich. Indem klopft es ſchon an ſeine Tür. Denn Pater Euſebius iſt auch der Siechenmeiſter des Kloſters, und wo ein Kranker iſt, in der Abtei oder in der Umgegend, wird er geholt.

„Komm eilends, Bruder Euſebius," — ruft der Bote, „der Amme iſt jählings ihr Kind geſtorben!"

Bruder Euſebius verwundert ſich deſſ' nicht, — er hat es vorausgeſehen. Seit jener Schreckensnacht vor drei Tagen iſt das Mägdlein von den Gichtern befallen worden und ſie haben all ſeiner Kunſt getrotzt. Etliche

Brüder sind zwar der Meinung, es sei der Teufel in das Kind gefahren aus Zorn, weil den bösen Lüsten der Amme gewehrt worden, und man hätte ihn exorzieren sollen; aber der kundige Eusebius weiß es besser, — er weiß, daß das schwächliche Kind sich an der eignen Mutterbrust den Tod getrunken.

Jetzt tritt er ein in das vom heitersten Sonnenstrahl erleuchtete Stüblein, wo die Amme über ihres Kindes Leiche hingestreckt liegt und in wildem Schluchzen den Schmerz ausstößt, der ihr das Herz zerfleischt. Das andere Kind liegt lächelnd daneben in seiner Wiege und spielt mit einem Kranz blühender Himmelschlüssel, den ihm sein Ohm Konrad der Ramüßer aus dem Tale heraufgebracht, wo er einen Kranken versehen. Die kleine Leiche hat die Augen noch offen und sie sind unverrückbar auf den ahnungslosen Knaben gerichtet, als wollten sie ihm etwas sagen, was der stumme kleine Mund nicht aussprechen kann. Aber die Mutter versteht's, sie glaubt es wenigstens zu verstehen — und es ist eine harte, eine furchtbare Deutung, die sie ihm leiht; aber es gibt keine andere für sie: „Du hast mich gemordet!"

Eusebius legt schweigend seine beiden Hände zugleich auf der Mutter und des toten Kindes Haupt und mit geübtem Finger drückt er der Leiche die Lider zu. — Der schluchzenden Mutter aber, die die schwere Stirn in die kleine, erkaltete Brust hineinbohrt, als wolle sie die Rinde zerbrechen, die der Tod darum gelegt, hebt er mit festem Griff den Kopf auf und deutet ohne ein Wort weiter nach dem offenen Fenster. Da zieht eben eine weiße Taube silberfunkelnd im Sonnenschein durch den Äther, immer höher, immer kleiner werdend, mit wonnebeschwingtem Flügel gedankenschnell verschwimmend in

unermeßliche Ferne, bald nur noch ein flimmerndes Pünktlein — hoch — hoch oben — bis sich das blaue Luftmeer unter ihr geschlossen hat. Das ist des toten Kindes Seele, — die Mutter glaubt es, weiß es. Mit gefalteten Händen sinkt sie auf die Knie und betet das Wunder an, das sich vor ihren sterblichen Augen vollzogen. Und wieder ist es dem seltsamen Greis gelungen im Bunde mit der Natur, die nur er versteht, die nur mit ihm ihre heilige Sprache spricht, Tod und Wehe in dem armen Herzen zu besiegen. Aber das Maß ist noch nicht voll. — — —

Droben am Heidersee schaukelt der einsame verstoßene Gatte im rohgezimmerten Einbaum am Ufer. Müßig ruhen die Netze auf dem Boden des Kahns, in dumpfes Brüten sitzt er versunken, es beginnt zu dunkeln, der See wirft Blasen auf, und unheimlich murrt es in der Tiefe, wie in der Seele des Verbannten. Ein kalter Windstoß treibt schäumende, klatschende Wellen an das hier oben noch winterlich kahle Ufer, das, erweicht vom geschmolzenen Schnee, den Überfluß an Nässe nicht mehr aufsaugen kann. Das kahle Strauchwerk ringsum stöhnt und raschelt, leise vom Winde geschüttelt. Der Fischer fährt auf aus seinen Träumen, macht den Einbaum los und stößt vom Ufer ab. Aber als er schon eine Spanne weit in den See hinausgefahren, hört er eine Stimme rufen. Er hält an und lauscht. Es ist ein Bote des Klosters, der ihm die Kunde bringt, daß diesen Morgen sein Töchterlein gestorben ist! —

Da läßt der Mann die Ruder los und schlägt die Hände vors Gesicht — laut aufschreiend wie ein Kind.

Mitleidig ruft der Klosterknecht ihm zu, „ans Land zu kommen, sich zu fassen, die frommen Väter haben ihm

aufgetragen, dem also Heimgesuchten alles Gute und allen Lohn für die Zukunft zu verheißen" — da rafft sich der schwergetroffene Mann in der Wut der Verzweiflung auf. „Spar deine Worte!" droht er in das Rauschen der Wellen hinaus, die sich um den schwankenden Kahn aufbäumen. „Heb dich weg mit deinem gleißnerischen Klostergesicht, oder ich ersticke dir deine eiteln Versprechungen in dem falschen Mund! Was soll ich Euch noch glauben, worin habt Ihr mir Wort gehalten? Mein Weib habt Ihr mir gestohlen, mein Kind ermordet. Ich fluche Euch, ich fluche dem Tag, da Ihr mir Weib und Kind in Eure dumpfen Mauern locktet, ich fluche dem Tag, der den Knaben geboren, der all des Übels Ursach ist! Laßt Euch beraten, da es noch Zeit ist — tötet den Buben, ehevor er noch mehr des Unheils stiftet — ein Unstern stehet über ihm, der allem Verderben bringen wird, was sich ihm nahet. Und nun heb dich von dannen und künd ihnen die Botschaft, die ich dir aufgetragen — heb dich von dannen, so dir dein Leben lieb ist!"

Der Klosterknecht schlägt entsetzt ein Kreuz und gehorcht eilenden Fußes der Mahnung; ihm graut vor dem verwilderten Manne, wie er mit erhobener Faust im Kahne steht, mit wirrem Haar und flammenden Augen, einem Salwang gleich, einem jener furchtbaren Riesen, vor denen nicht nur die Menschen, sondern sogar die „Seligen" fliehen.

Und als der Bote verschwunden, wirft sich der unglückliche Mann auf sein Angesicht nieder und überläßt sich seinem Schmerz. Steuerlos treibt der Einbaum auf den Wellen, wie des Fischers Seele. Er achtet es nicht, daß der Frühlingssturm in immer tieferen Atemzügen

über den See hinbläst, daß die Wogen immer hohler gehen, als träume die Natur im Entschlummern einen unruhigen Traum — bis plötzlich eine rasche Strömung das Fahrzeug erfaßt und es mit wachsender Schnelligkeit mit sich fortreißt, seeabwärts. Jetzt fährt der Mann auf, und die erwachende Besinnung läßt ihn jäh nach dem Ruder greifen; denn er errät mit Entsetzen in der Dunkelheit, daß er der Stelle zugetrieben, wo die Etsch sich mit starkem Gefälle aus dem See ergießt. Aber wehe, — das Ruder ist fort, — es ist ihm entglitten, vorhin in seinem Schmerz, ohne daß er es gewahr worden! Der Strohring, der ihm als Halter gedient, hängt zerrissen am Haken. Ein Augenblick der Erstarrung, ein unwillkürlicher Hilferuf — dann ein Begreifen — — die Erkenntnis, daß er verloren ist! Noch ein kurzer Kampf des gesunden Lebens gegen den Gedanken der Vernichtung — eine kurze Todesangst — endlich aber die Ruhe der Verzweiflung, ein stilles Heldentum, das niemand sieht, als Gott! So, mit gekreuzten Armen, im rettungslos abwärts treibenden Boot, lehnt der verlorene Mann, — ein letztes Gebet auf den Lippen, ein Gebet der Liebe für sein verlassenes Weib. Wohl taucht drüben am Ufer der Lichtstrahl der Brüder von St. Valentin auf — wohl rufen und winken und schreien sie ihm zu — weiter saust das Fahrzeug in reißender Schnelle, seinem Schicksal entgegen. Da, da ist das Gefäll! Ein Donnern, ein Dröhnen — hoch auf bäumt sich der Kiel — dann schießt er kopfüber, kopfunter, zweimal sich überschlagend, bis er krachend zerbirst im Gestein des Absturzbettes. Es ist vorbei, — lustig brausend führen die hochgeschwollenen Frühlingsgewässer der Etsch einen zerschellten Leichnam und spielende Trümmer dem Tale zu. —

„Auch das noch! Armes Weib — nun hast du alles verloren —!"

Pater Eusebius sitzt abermals in der Marterzelle, zu der seit dreien Tagen der Amme Stüblein geworden. Er hält den Kopf der leblos hingestreckten Frau zwischen seinen Händen und reibt ihr Stirn und Schläfe mit stärkendem Lavendelgeist. Aber die Seele weilt ferne im Dunkel des Vergessens und will nicht zurückkehren zum Bewußtsein des Schrecklichen, zur Qual und zum Leiden. Die Hand macht eine abwehrende Bewegung, die stummen Lippen zucken, als wollten sie sagen: „Sei nicht grausam, wecke mich nicht — mir ist wohl — laß mich!"

Aber es muß eben doch sein! Das Herz droht stillzustehen, wie sehr es ihn auch jammert, er muß sie ins Leben zurückrufen.

Und sie erwacht endlich. Irren Blickes schaut sie sich suchend um, denn die Welt ist um sie her in Trümmer gegangen, und nun weiß sie nicht mehr, wonach greifen, woran sich halten? Vor ihr auf der Erde liegen die Kleider des toten Gatten — dort steht die Wiege, aus der sie ihr gestern das Mägdlein hinabgetragen haben ins Beinhaus — was gibt es nun noch für sie? Doch noch eins! Pater Eusebius nimmt den Knaben vom Bett und bringt ihn ihr. „'s ist ein fremdes Kind — aber es ist auch dein!" — Und die blutenden, von allem losgerissenen Wurzeln umklammern das fremde Kind, als wäre es das eigene, — ja sie nimmt es auf, die tiefverarmte Seele, als das letzte Almosen der Liebe, das der Schöpfer ihr zuwirft, denn sie ist demütig in ihrem Unglück, sie rechtet nicht, sie hadert nicht, noch trägt sie dem Kinde nach, was es unwissend verschuldet. „Das Kind ist dein" — klingt es ihr sanft tröstend ins Herz,

und sie glaubt es, wie Pater Eusebius es in diesem Augenblicke selbst glaubt.

„Was ist dein? Wer mag sich in diesen Mauern berühmen, das etwas sein eigen sei?“ sagt Correntians harte Stimme unter der Tür.

„O der!“ schreit die Amme entsetzt auf und flüchtet mit dem Kinde in die fernste Ecke des Gemaches vor dem feindseligen Manne, der da eintritt.

„Von dem Kinde hab ich geredet, die Arme zu trösten, und so du ein Mensch bist, lässest du ihr die Tröstung,“ sagt Pater Eusebius.

„In diesem Hause ist nichts unser — als das Leiden und die Hoffnung auf Erlösung,“ fährt der Finstere unbarmherzig fort. „Wisse das, Weib, und sei dess' eingedenk zu jeder Stunde! — Die frommen Väter schicken mich, dir mitzuteilen, daß du jetzo das Kind abgewöhnen mußt, auf daß die Schrecken der letzten Tage ihm nicht schaden.“

Ein Tränenstrom stürzt aus den großen unschuldigen Augen der Amme, da sie dies hört, und mit bleichen Lippen fragt sie: „Muß ich dann fort?“

„Nein, denn solange das Kind noch klein, bedarf es weiblicher Wartung. Du kennst jetzt der Väter Willen, tue danach!“

Und ohne sie eines Blickes gewürdigt zu haben, verläßt er das Gemach.

Ruhig, klar, milde, wie der Mond am Himmel steht, wenn die Sonne untergegangen, steht Pater Eusebius vor der armen Frau, der ihres Lebens Sonne unterging, und ihm klagt sie in halb unverständlichen Worten ihr Leid, bei ihm darf sie ihn ausweinen, den namenlosen Schmerz, der sie wahnsinnig machen würde, müßte sie ihn allein tragen! —

Tag um Tag zieht still vorüber an der einsamen Turmstube. Das schöne frische Weib ist in wenig Wochen bleich, hager, alt geworden — kein Ärgernis mehr für die schüchternen Augen der Brüder. Kein Wort, kein Lächeln kommt mehr über ihre Lippen — sie lebt nur noch für das Kind, das fröhlich gedeiht an dem kranken zerrissenen Herzen.

Täglich wird der Kleine blühender und stärker. Ein Kind so lieblich und wonnig, als kämen dann und wann Engel vom Himmel herab, mit ihm zu spielen. Wie ein Sonnenstrahl ist das Kind in den düsteren Klostermauern und in den verschlossenen Seelen der Brüder. Der strengsten Lippe entlockt es ein Lächeln — fast keiner kann widerstehen, ihm im Vorübergehen eine Blume, ein Zweiglein zuzuwerfen, oder vom weiteren Ausgang eine leckere Frucht mitzubringen, ein Büschel selbstgepflückter Waldbeeren, ein leer' Vogelnestlein, ein funkelnd Glimmergestein — was sie eben gerade finden. — „Unser kleiner Bruder," heißt es bald hier, bald dort, jubelt es früh morgens, wenn die Amme den Knaben auf den weichen Rasen des Klostergärtleins setzt, dort zu spielen, indes sie ihrer stillen Arbeit nachgeht; denn der Kleine fängt schon artig an zu laufen, und sie kann ihn stundenlang sich selbst überlassen. Er bleibt aber auch nicht allein — kaum ist er unten, da kommen die jüngeren Mönche und sammeln sich um ihn, wie die Bienen um einen neu erschlossenen Blütenkelch. Und sie schäkern mit ihm wie die Kinder und machen ihm allerlei Spielzeug, Vogelbeerketten und kleine Schifflein und Windmühlen aus Pergament, eine rechte Verschwendung, wie es die älteren Brüder nennen. — Der steife Bruder Zimmermann schnitzt ihm kleine Schafe und Kühe und eine kleine Krippe mit

einem Christuskind darin. Der Maler, Bruder Engelbert, malt ihm allerlei bunte Bildlein in den grellsten Farben, wie der Walfisch den Jonas verschlingt, wie der heilige Christoph das Jesuskindlein durchs Wasser trägt und freut sich über des Knaben Jauchzen, wenn ihm ein Verständnis des einen oder anderen aufgeht. Bruder Candidus, der Vorsänger, schneidet ihm schön abgestimmte Pfeifen und kann sich nicht genug ob des Knaben feinen Gehörs verwundern.

So tut ein jeder für den kleinen Bruder, was er kann. Die Rekreationsstunde ist zu einer Spielstunde mit dem Knaben geworden, und die alten Herren stehen lächelnd dabei und sehen es wohlgefällig mit an, wie solch harmlos kindliche Kurzweil die Brüder vergnügen mag. —

Glückselig wächst das Kind heran, wie im Paradies. Von allen geliebt, von allen freundlich unterwiesen, entwickelt sich's gleich rasch an Körper und Geist. Einer vor allen trägt es im Herzen und auf Händen; an einen vor allen schließt es sich mit zunehmender Inbrunst — ist es Konrad der Ramüßer, sein Ohm. Mag der Kleine noch so vertieft in ein neues Spielzeug, noch so umringt von der Schar der Brüder sein — wenn er Konrads Stimme hört, schiebt er alles weg, stellt sich auf seine wackeligen Füßchen und trippelt ihm jauchzend entgegen. Es ist ergreifend anzuschauen, wenn der schöne große Mann sich herabneigt, den Knaben aufzuheben, wenn die dicken Kinderärmchen sich um den stolzen Nacken mit dem blonden Gelock schlingen und die kleinen runden Wangen sich an das edle, durchgeistigte Antlitz schmiegen. —

„O, du mein Engel, du mein Kreuzesblümlein!" pflegt der Ohm oft zu sagen, und das Kind lauscht ihm

fast andächtig und blickt mit seinen großen braunen Augen ahnungsvoll vor sich hin, als erkenne es schon das Kreuz, das inmitten des Klostergartens steht, zu dessen Füßen es wächst, dem Höchsten zur Ehre. —

Stundenlang kann er sitzen im stillen Gärtlein, den Knaben auf den Knieen, das Brevier in der Hand. Wenn er nur das kleine Herz an dem seinen schlagen fühlt, so ist er zufrieden. Bisweilen will es ihm aufs Gewissen fallen, ob er nicht zu sehr an dem Kind als etwas Irdischem hänge? Dann schlägt er die Augen bittend zum Himmel auf: „Vergib, daß ich es liebe — ich erzieh es ja dir, mein Gott!“ Und da nun der Knabe größer wird und zu sprechen, zu verstehen beginnt, — da ist es der Ramüßer, der ihm mit unendlicher Geduld das erste kleine Gebet beibringt, der ihn lehrt die Händchen falten und den hölzernen Christus am Kreuz im Garten küssen, zu dem er ihn starken Armes emporhebt. Jedes Wundenmal kennt der Kleine als ein böses Weh und stammelt das „Heile, Heile“, während er die rosigen Lippen auf die hölzernen bluttriefenden Hände und Füße drückt.

Der aber, der dem Erlöser das Weh gebracht, der ist für den Knaben kein anderer als Correntian. Die Brüder können anfangen, was sie wollen, sie bringen es dem Kinde nicht aus dem Kopf, daß „der böse Mann“ den armen Heiland ans Kreuz genagelt hat! —

„Der Bube hat mehr Witz, als wir alle,“ hatte Pater Wyso gesagt, da er's hörte — „käme Christus noch einmal, Correntian wäre der erste, der ihn kreuzigte.“

Seitdem aber haßt Correntian das Kind womöglich noch mehr als zuvor, und das Kind fürchtet ihn so sehr, daß es weinend vor ihm flüchtet, wenn er ihm zufällig nahe kommt. Nie noch hat er ihm ein anderes Wort

gegönnt, als ein verweiſendes, nie einen anderen Blick, als einen ſtrafenden. Der Brüder Luſtbarkeit mit dem Kinde iſt ihm ein Greuel und ſchwere Vergehung wider die Regel St. Benedikti, die nicht verſtattet zu reden, „mit flatternden Händen, noch mit bleckenden Zähnen, noch mit Kichern und Schreien.“

Die anderen aber, welche den Sinn über den Buchſtaben ſetzen und den Geiſt der Regula St. Benedikti beſſer verſtehen, kehren ſich nicht daran, ſondern lieben das Kind nur um ſo mehr. Wie ein Ausgeſchiedener iſt Correntian ſelbſt unter den Brüdern, und immer unheilbarer wird der Riß, der insgeheim zwiſchen ihnen beſteht. Auch daran iſt wieder das Kind ſchuld — „die Höllenſaat, die ich verkündet, beginnt zu keimen,“ ſagt der unverſöhnliche Mann.

Fünftes Kapitel.

Drei Sommer sind über den kleinen Donatus hingegangen, und wieder weht der Herbstwind über die Stoppeln. Noch brennt die Nachmittagssonne kräftig herab. Die Amme sitzt mit dem Knaben in einer abgeblühten Wachholderlaube im Garten. Die Brüder sind im Haus mit Gebet und Arbeit beschäftigt. Sie ist ganz allein. So oft der Herbstwind weht, brechen die Wunden wieder auf in dem armen Herzen und bluten neu. Die Zeit kommt heran, wo sich's zum vierten Male jährt, daß sie den Mann verlassen und die heimische Hütte, die nun leer steht und zusammenfällt. „Du, du hast mir alles genommen — und muß dich doch so lieb haben, du Schmerzenskind," sagt sie zu dem Knaben, der zu ihren Füßen Begrabens spielt und eben ein Kreuzlein von zwei Stäbchen auf den kleinen Hügel steckt, den er aufgeworfen. Es ist ein sehr vergnüglich Geschäft, und der Bub ist gar eifrig dabei. Mit roten Vogelbeeren verziert er das Grab, wie er's auf dem Kirchhof gesehen, wenn ihn die Brüder mitnahmen. Dann schwenkt er sein tönern Milchkrüglein an einer Schnur als Rauchfaß darüber und singt in seiner Kinderweise eine erbauliche Litanei, wie er sie von den Brüdern gehört hat,

und so vertieft ist er in das schöne Spiel, daß er laut aufschreit und sich wehrt, als die Amme plötzlich nach ihm greift und ihn vom Boden aufhebt. Doch schnell versöhnt, läßt er sich der Pflegemutter Liebkosung wohl gefallen und schmiegt sich an die treue Brust. Längst hat die Amme des Verbots vergessen, das Kind zu küssen. Sie herzt es in schmerzlicher Inbrunst tausendmal und drückt Kuß um Kuß auf die süßen Kinderlippen.

In diesem Augenblick, wie aus der Erde gestiegen, tritt ein schwarzer Schatten zwischen sie und die Sonne, die golden auf dem Rasen vor der Laube liegt. Sie schaut erschrocken auf — und wieder ist es Correntian, der vor ihr steht. Und als sei das Heiligste, die Mutterliebe für ihr angenommen Kind Sünde, setzt sie errötend den Knaben zur Erde. Sie weiß es jetzt wieder, daß sie ihn nicht küssen sollte — ein scheuer Blick auf des Mönchs Gesicht sagt ihr alles, und sie zittert vor ihm. Er aber schüttelt den Kopf und spricht: „Das muß ein Ende nehmen! Bleib hier!“ herrscht er sie gebieterisch an und entfernt sich raschen Schrittes.

Wie gebannt sitzt das Weib da und wagt sich nicht von der Stelle zu rühren. Was wird er wieder über sie bringen?

Es ist auf einmal so dunkel geworden, so frostig, obgleich die Sonne noch scheint wie vorher. Der Rasen, die Bäume, obgleich noch grün, der Himmel, obgleich noch blau — alles ist auf einmal so herbstlich fahl, wie verwandelt in einem Augenblick. Und das Kind, das sieht sie an so fremd, so fern, so unerreichbar, und sie braucht doch nur den Arm auszustrecken, um es zu fassen!

So harrt sie mit gefalteten Händen, regungslos.

Endlich kommen Schritte über den Kiesweg daher. Es ist der Abt und ein paar der älteren Brüder. Gegen

seine Gewohnheit zornig eilt der Abt herbei: „Du bist ein unverbesserliches Weib!“ grollt er: „Über Gebühr hatten wir Erbarmen mit dir, über Gebühr haben wir dich bei uns behalten, obschon der Knabe deiner längst nicht mehr bedurfte. Es gab nichts mehr, womit du sündigen konntest — so dachten wir. Nun aber muß ich's vernehmen, daß dir selbst dies Kind nicht heilig ist! Wie, hab ich dir nicht verboten, den Knaben zu küssen? „„bei schwerer Pön““ hab ich's getan! — Und du — du höhnest unseren Willen — zwingst den Knaben zu deinen Liebkosungen, obgleich er ahnungsvoll sich schreiend sträubt, und lehrest seinen reinen Mund, den gottgeweihten, Weiberlippen küssen, beleidigst der Brüder Auge, die im Garten zu andächtiger Beschauung sich ergehen? Das muß ein Ende nehmen, Pater Correntian hat recht. — Hier“ — er zieht ein Säcklein mit Goldmünzen aus der Kutte und legt es ihr in die Hand: „Hier hast du deinen redlichen Lohn. Ich denke, du kannst mit uns zufrieden sein — 's ist eine Gabe eines Fürsten wert. Du magst dir einen Hof und Land drum kaufen — droben bei Nauders, oder wo du willst, aber heb dich hinweg aus dem Weichbild unseres Klosters für immer!“

Die Amme antwortet nicht — stumm und bleich steht sie da, die Tränen verdunkeln ihre Augen, als sei sie in einen See untergetaucht und sähe alles nur durch Wasser. Die gerungenen Hände zittern so, daß sie den Beutel fallen lassen, den schnöden Lohn für ein zerstörtes Lebensglück! Das letzte, das einzige ist ihr genommen, das Kind, um das sie alles geopfert — auch das noch! „In diesen Mauern ist nichts unser, als das Leiden“ — hatte Correntian gesagt — sie ist dess' eingedenk!

„Nehmt den Knaben sogleich mit Euch!“ befiehlt der Abt, und Correntians knöcherne Finger greifen nach dem Kinde; doch der Knabe schreit so herzzerreißend und klammert sich in solcher Todesangst an seine Pflegemutter, daß er ihn mit Gewalt losreißen muß und daß der Jammerschrei die jüngeren Brüder herbeilockt. Die Amme lehnt hilflos an den Pfosten der Laube, und ein banges Stöhnen ringt sich von ihren Lippen. Eine blinde Wut bemächtigt sich der jungen Mönche, als sie dies sehen. Der jahrelang gegen Correntian genährte Haß läßt sich nicht mehr halten, vergessen sind Zucht und Gehorsam und alle Ordensregeln. Wie eine wütende Meute dringen sie auf Correntian ein: „Fort von dem Kind! Du Angeber, du Spürhund, der nichts in Frieden lassen kann.“

„Schande dir, frommer Abt, daß du ihm dein Ohr leihst — dem Wolf!“

So dringen die Rufe aus der empörten Menge, die keinem Befehl mehr gehorcht. Es ist offener Aufruhr. — Der Abt und die älteren Herren laufen ratlos durcheinander.

Da tönt wieder die Stimme durch den Tumult, die schon so oft Frieden und Ruhe gestiftet. Pater Eusebius kommt soeben von seiner Turmwarte herab und hat mit raschem Blick die Dinge durchschaut. „Vergeht Euch nicht wider den Gehorsam, meine Brüder! Wir können die Frau nicht ewig hier behalten. Doch mein ich, soll der Ramüßer das Kind zu sich in seine Zelle nehmen — ihn liebt es — und ihm hängt es an!“

„Ja, ja! Der Ramüßer soll es nehmen!“ ruft alles einstimmig, und Bruder Konrad wird aus der Kapelle geholt.

Mit einem Blick unendlichen Erbarmens für das arme zitternde Weib nimmt er das Kind auf den Arm: „Sei ruhig — ich pflege es dir gut!“ raunt er ihr mitleidig zu, und sie küßt ihm dafür dankbar den Saum seiner Kutte. Noch einen letzten Blick wirft sie auf das Kind, das geliebte, das sie so treu gewiegt hat auf diesen Armen, die es nun nicht mehr umfangen dürfen! Keinen Kuß zum Abschied darf sie ihm geben, kein Händchen darf sie mehr berühren! Da trägt er's hin, hoch die dichte Schar der Brüder überragend, als schwämme es auf einer dunkeln Woge fort — jetzt, jetzt schließt sich die Pforte hinter ihnen — jetzt ist's vorbei.

Die Frau steht allein unter der entblätterten Laube, es ist Abend geworden, der Tau fällt, der Wind raschelt in den welken Zweigen und mahnt sie, daß es Zeit sei, ihr Bündel zu schnüren und ihren Weg zu suchen — hinaus in die ausgestorbene, fremde Welt. Wohin soll sie? Sie weiß es nicht — sie wird umherirren, allein und hilflos, soweit sie ihr Fuß trägt, bis sie irgendwo liegen bleibt. Sie rafft sich auf. Es muß ja sein. Aber noch einmal hinauf in das leere Zimmer, aus dem sie ihr jetzt das Kind fortgenommen, um ihre paar elenden Lappen zu holen? Nein — sie kann es nicht!

Mit brechenden Knieen schleppt sie sich hinaus, wie sie geht und steht, nur eines nimmt sie mit: das Kreuzlein, mit dem das Kind vorhin Begrabens spielte. Das drückt sie unter heißen Tränen an die Lippen. So schleicht sie wie eine Verbrecherin bei Nacht und Nebel durch die Klosterpforte hinaus, wo sie so oft der Gatte erwartet hatte. Aber diesmal harrt ihrer kein liebender Arm mehr, sie zu umfangen. Der Bruder Pförtner ruft ihr ein mitleidig Lebewohl nach. Das ist alles! Noch

einen Blick hinauf nach ihrem Turmfenster, und sie steigt hinab in die dampfende Tiefe — eine einsame Bettlerin!

Droben im Kloster wird großes Gericht gehalten über die jungen Brüder und ihr strafwürdiges Vergehen wider die Ordnung. Gerne wäre Pater Eusebius zu der Verlassenen hinabgeeilt, doch seine Ordenspflicht hält ihn hier. —

„Es trifft alles ein, wie ich gesagt und prophezeiet habe," spricht Correntian. „Alles Übel kommt von dem Kinde. Es ist ein Kind des Fluches — es wird den Fluch unter unser Dach tragen."

Da erhebt sich Pater Eusebius — scharf und streng klingt seine Stimme, wie nie, und sein Auge schweift mit Adlerblick über die Versammlung: „Ich will's Euch sagen, was des Fluches Ursach, der dem Kind anhaftet: Die Unnatur der Dinge ist's! Unnatürlich war schon des Vaters Zorn, der das Knäblein verstoßen im Mutterleib, unnatürlich war's, was Ihr von der Amme verlangtet — sie sind dran zu Schanden worden, Mann und Weib und Kind — und unnatürlich ist des Knaben Leben hier im Kloster! Das ist die Höllensaat, von der du, Correntian, geredet, die Ihr genährt und die Ihr ernten werdet — die Rache der beleidigten Natur!"

Zweites Buch.

Martyrium.

Erstes Kapitel.

Freude über allen Gefilden! 's ist Erntefest! Auf allen Geländen bergauf und bergab, drunten im Tale und droben auf der Höhe halmen sie die letzten Garben auf, ertönt das letzte Rodnerinnenlocken. So nennen sie den altheiligen Ruf, mit dem der Mahtknecht die seligen Fräulein lockt, daß sie kommen und ihm roden helfen. Er streicht dreimal mit dem Wetzstein über die Sense, daß es weithin schallt über Berg und Tal, darauf hören die Seligen und eilen hilfreich herbei aus ihren Klüften, mit den Schnittern zu mähen, daß sie die Ernte noch bei trockenem Wetter einbringen. Denn sie sind gar mildtätig und dem Bauern wohlgesinnt, der friedlich sein Feld bestellt, und es leben viele alte Leute, die sie noch mit eigenen Augen gesehen, wie sie es nicht verschmähten, selbst in Bauerntracht unter den Fleißigen mitzuarbeiten. Aber seit ein roher Knecht eines der guten Weiblein einfing und es mit Gewalt küßte, zeigen sie sich nicht mehr dem sterblichen Auge, nur ihr Walten spürt man noch. Je fleißiger man ist, desto mehr helfen sie mit — denn sie kommen überhaupt nur zu den Fleißigen, die Trägen rufen ihnen vergebens! Diesmal aber müssen ihrer ganz besonders Viele dagewesen sein; denn es ist

eine herrliche Ernte, und es ist rascher gegangen, als je. Singsang und Jubel schallt von allen Gefilden, und endlos sind die Züge der schweren Fruchtkarren mit dem ungelenken gewaltigen Ochsengespann. Zwischen den duftigen Heuhaufen auf den Wiesen balgen sich die Kinder herum, und oben auf den weichen hochgetürmten Bündeln liegen, die müden Glieder behaglich ausgestreckt, Buben und Dirnen, sich neckend und schäkernd in ausgelassener Lustigkeit. —

Droben am Fenster des östlichen Turms von Marienberg schauen zwei große schwermütige Augen sehnsüchtig auf die lachende, prangende Welt herab. Es sind zwei wundersame Augen! Tief dunkel und doch leuchtend, wie von einem inneren Feuer durchglüht, daß selbst das weiße darin rötlich schimmert, wie wenn man einen Opal gegen das Licht hält. Regungslos starren sie hinaus, in einem einzigen langen Blick austrinkend die ganze Herrlichkeit!

Das fröhliche gesellige Menschengetrieb, das stille allmächtige Gestirn, das in Mittagshöhe über allem schwebt und mit seinen Strahlen den weiten Raum erhellt, daß jedes Dach und jedes Türmlein der dreizehn Ortschaften, die hier in der Runde zerstreut liegen, sich deutlich heraushebt bis an den Rand der schneeglänzenden Ferner hin, der einzigen Grenze, die dem schweifenden Blick gesteckt ist, — die weite grüne Ebene, einem Garten gleich, mit sanft schwellenden Hügeln, buschigen Wäldern und durchzogen von dem Silberstreifen der rauschenden Etsch, — alles, alles spiegelt sich in den durstigen, träumerischen, weitblickenden Augen. Und sie folgen dem Laufe des wilden, schnellwandernden Flüßchens, das sich so ungeduldig in jähem Gefäll herabstürzt aus den stillen

einsamen Bergseen der Heide — hinab dem Meere zu, dem allesverschlingenden, — und sie senden eine Frage hinaus in den blauen Himmel, in die lachende Ebene, hinüber zu den majestätischen Häuptern der Ortlerkette, — eine stumme brennende Frage!

Aber ihr kommt nicht Antwort zurück; vom Winde verweht entschwebt sie, wie zerrissene Sommerfäden.

Die zwei Augen aber, die heißblütig fragenden, gehören einem Jüngling so wohlgestaltet, so anmutumflossen, als hätte ihn die Natur geschaffen für eine Welt, in der ewiger Sonntag ist, nicht für eine Welt der Mühsal, der Arbeit und der Pflicht, der grausamen Zerstörerin des Schönen!

„O du holdselig Menschenbild! Hier sitzest du gefangen und vertrauerst zwischen Klostermauern und bleichen Zerrbildern der Abtötung! Verzeih mir, Gott, so es Sünde ist zu trauern, daß das Schöne verstoßen von unbarmherziger Askese, unverstanden und ungenossen, durch dies rauhe Jahrhundert irrt, um zu verdorren als Kreuzesblume oder im Pfuhl der Verdammnis!" solcher Gedanken voll steht Pater Eusebius hinter dem Stuhle des Jünglings, und sein Auge ruht wehmütig sinnend auf dem schönen Haupte mit dem dicken Kranz dunkler Locken, die unaufhaltsam um die vorschriftsgemäße Tonsur herumwuchern. — Eusebius ist alt geworden und gebrechlich, er ist jetzt dreiundneunzig Jahre alt. Sein Haar ist wie Schnee, sein Körper hinfällig und gebückt, aber der Geist in ihm ist ewig jung, und der Blick seines klaren Auges übt noch dieselbe Macht. Da wendet der Jüngling den Kopf: „O Pater Eusebius," ruft er erstaunt, „du bist da? Ich hörte dich nicht eintreten! Was führt deine müden Füße hier herauf?"

„Ich wußte, daß du wieder hier oben sitzen und träumen würdest.“

„Bist du unzufrieden mit mir?“ fragt der Jüngling, und ein bittendes Lächeln verklärt sein Gesicht so lieblich, wie wenn aus kristallheller Flut ein Wiederschein der Sonne zurückblitzt.

„Wer könnte mit dir unzufrieden sein?“ sagt Eusebius, und seine alten Augen hängen an dem holden Gesicht mit unverhohlenem Entzücken. „Ich fürchte nur, die Brüder könnten dir's übel vermerken, wenn du dich in den Rekreationes von ihnen absonderst!“

„Ach, ehrwürdiger Bruder,“ spricht der Jüngling, „du weißt es nicht, wie glücklich ich hier oben bin. Hier kann ich hinaussehen in die weite Welt über Berg und Tal! Hier fand ich die erste Heimatstätte, hier stand meine Wiege, sang mich eine liebe Stimme in Schlummer, — aus diesem Nestlein hier oben an der Dachfirst hört ich den ersten Vogel zwitschern. Ach, ich kann dir's nicht sagen, wie wohl mir hier wird! Mir ist, als müßt ich mich einst, wenn meine Stunde kommt, aus diesem Fenster hinausschwingen in die Ewigkeit, meiner kleinen verklärten Milchschwester nach, als führe kein anderer Weg zum Himmel!“

Eusebius legt ihm die Hand auf die Schulter: „Ich verstehe dich, mein Sohn! Wohl dir, wenn es so wäre und du nur hinauszufliegen brauchtest zur ewigen Seligkeit! Aber ein langer mühe- und dornenvoller Pfad liegt noch vor dir, den du wandeln mußt mit wunden Füßen, und manch schweres Kreuz harret deiner, das du tragen mußt mit brechender Schulter, ehe du ruhen darfst in Gott!“

„O mein Bruder! Warum darf ich nicht gleich

sterben? Warum darf ich nicht gleich eingehen an das Herz des Vaters, nach dem meine Seele dürstet?"

„Weil wir leben sollen — leben und wirken, mein Sohn; wirken für unsere Nächsten und für die kommenden Geschlechter. So nur reift die Menschheit zur Vollkommenheit, daß jeder seine Pflicht tut in seiner Weise, durch Wort und Beispiel, und keiner darf sich dieser Arbeit entziehen."

„Warum müssen wir erst Menschen werden, so wir doch von Gott sind und Gottes Kinder?" fragt der Jüngling seufzend.

„Wir kommen nicht von Gott — wir sollen erst zu Gott eingehen. Aus Staub sind wir geboren und aus dem Staube sollen wir geläutert werden durch den Geist — zum Geist!" —

Der Jüngling stützt den Kopf in die Hand und blickt hinaus: „Durch Geist zum Geist! Wohl — wohl — wir müssen sie abstreifen diese Materie, mit all ihren Wünschen und Schwächen! Und doch Eusebius, es ist so schwer! Leichter, ihn von sich werfen den ganzen armseligen Leib und auf einmal sterben, als langsam abtöten dieses pochende, sehnende Herz! Eusebius — manchmal da wandelt's mich an, daß ich meine, ich müsse die Arme ausbreiten und die wesenlose Luft umspannen, ich müsse mich ins Gras legen und das Haupt im Schoß der Erde betten, — als müsse mir aus der Erde, aus der warmen Sommerluft, irgendwoher ein Herz entgegenschlagen, an das ich mich werfen und meinen Schmerz ausweinen könnte. Ach Eusebius, wohl liebt ihr mich alle — und ich euch! Wohl lieb ich meinen Gott und meine Himmelsmutter über alles und immer ist's noch nicht genug und immer dürstet meine Seele

nach einer Liebe, nach einem Etwas, das mein sei — ganz mein! „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," spricht doch selbst der Herr, — und ich — ich bin so allein — so ganz allein!"

Und der Jüngling heftet seine brennenden Augen so inbrünstig flehend auf Eusebius, daß es diesem ins alte Herz schneidet! Dann faßt er leidenschaftlich des Greises Hand: „Eusebius, du bist weiser, als sie alle. Warum muß das so sein? Warum dürfen wir nichts lieben, als Gott? Warum ist für uns Sünde, was doch der ganzen Menschheit erlaubt ist?"

Eusebius erschrickt fast ob der unerwarteten Frage. Er hat sich die Lösung einst mit seinem Herzblut erkauft, und die Wunden sind vernarbt. Wird auch hier heilen, was ihn geheilet hat? Wird er auch dies Feuer dämpfen, der weltbezwingende Gedanke? Eusebius blickt sinnend vor sich hin. Eine Weile ist es, als suche er das rechte Wort. Dann spricht er:

„Die Menschheit ringt sich allmählich empor, schaffend, wirkend und erzeugend, von Stufe zu Stufe, zu Gottes Thron — und die Stufen sie sind Jahrhunderte und nach Jahrtausenden erst winkt ihr das Ziel. — Der Einzelne aber, den es mächtiger vorwärts treibt, als die andern, kann sich aussondern von ihrer Gemeinschaft und durch große Taten der Entsagung in sich allein vollbringen, wozu die Gesamtheit Jahrtausende braucht. Er kann auf dem geraden Weg zu Gott gehen — aber auf diesem Weg muß er allein gehen, — denn er ist ausgeschieden aus dem Verband mit der Natur, sobald er ihn einschlägt. Er gehört nicht mehr zu der wirkenden, zeugenden und sich immer aus sich selbst gebärenden Masse — sein Leben ist ein langes Sterben.

Das höchste Heldentum, die höchste Kraft erfordert es, denn ein Rückwärtsschauen, ein Straucheln auf dem einsamen Todespfad — und die allgewaltige Natur ergreift ihn wieder und zieht den Gefallenen zurück in ihr blindes Räderwerk. Gott aber wird solch Vermessenen, der sich unterfangen, was er nicht durchführen mochte, am Tage des jüngsten Gerichts, da die siegende Menschheit am Ziele anlangt, strenger richten, als alle anderen und sprechen: „Warum wolltest du mehr und besseres als jene, so du doch der Kraft ermangeltest, es zu vollbringen?“ Deshalb, mein Sohn, leben wir so abgeschieden von der Welt hinter schirmenden Klostermauern, daß nichts uns ablocke von dem Wege der Heiligung, den wir uns erwählt!“

Eusebius hält inne und beobachtet Donatus, der mit schweratmender Brust am Fenster lehnt: „Eusebius“, ruft er inbrünstig, „Gott wird mir gnädig sein, daß ich durchführe, was ich begonnen — nicht wahr?“

„Wer kann das sagen? Was wir selbst erwählen, das müssen wir auch selbst durchführen! Drum prüfe dich wohl, mein Sohn, ehe du das große Gelübde ablegst, du hast es selbst gewünscht, es ist dein Wille, Priester zu werden — du hast's erreicht, in wenigen Tagen wirst du geweihet. Wenn du solch irdisch Sehnen im Busen trägst, — wirst du stark genug sein zu dem heiligen Beruf? Wo nicht, — so verzichte lieber, als daß du einst ein doppeltes Gelübde brichst und doppelt sündigst. Besser, besser, du flüchtest in die weite Welt, als daß du dir und uns erzwungene Treue lügst und tiefer fällst vor Gott, denn jene, die nie mehr gewollt, als Menschen sein mit Menschen.“

„Ich entfliehen, ich nicht Priester werden?“ ruft der

Jüngling leidenschaftlich: „Nein, mein Bruder, du hast mich nur versuchen wollen — das kann dein Ernst nicht sein! Sprach ich solche Dinge, die dich an meiner Treue zweifeln machten, so verzeih mir's; nie, nie kam solcher Gedanke in meine Seele! Was sollte ich wohl in der Welt anfangen? Jage einen Vogel, der in der Gefangenschaft geboren, hinaus in die Freiheit — er wird verhungern mitten in des Segens reichster Fülle! So ich! Nur manchmal, da will's mich wunderbar fassen, als wäre das Kloster mir zu eng, als solltet ihr mich nicht halten wie einen Gefangenen. Blick hin! Ist das nicht göttlich — darf mich's nicht dahinaus verlangen in die blaue Ferne? Darf mich's nicht dahinab ziehen in das saftige Grün, das aller Wesen Nahrung und Labung? Darf mich's nicht dahinauf ziehen zu jenen einsamen Höhen in den ewigen Schnee, so nahe dem Himmel? Oder hinüber, dem Bette des silbernen Flüßchens nach, auf die Heide, wo ich geboren? Ist Gott nicht überall — nicht dort, wie da? Und ist nicht er es, den ich suchen würde unten im Tal wie oben auf den eisstarrenden Firnen? Ihr alle, ihr gehet doch ein und aus, ihr holt euch Stärkung und Erquickung in Wald und Feld, warum darf nur ich nicht diese Mauern verlassen — warum muß ich, so lange ich lebe, der stummen regungslosen Pflanze gleich, festgebannt sein in den engen Mauern des Klostergärtleins?"

„Mein Sohn — ich habe es längst erwartet, daß du einmal so fragen wirst! Ich will es auf mich nehmen, dir den Grund zu sagen, warum die Väter dich so bänglich hüten, gegen meinen Rat — denn ging's nach mir, wärest du nicht Mönch und empfingest jetzo nicht die Priesterweihen! Wisse denn — es ruhet ein Fluch

auf dir, daß an verbotener Liebe du zugrunde gehen solltest! Drum weihte dich deine sterbende Mutter dem Kloster — sie meinte, da nur seist du sicher. Ich aber meine, daß sie solchermaßen just könnt heraufbeschworen haben, was sie vermeiden wollte — wie wir ja auch zum öftern in alten Historien lesen, daß Leute in ihrem Unverstand, um einem prophezeiten Übel zu entrinnen, gerade das taten, was solches Übel herbeiführen mußte, und so selbst die Prophezeiung wahr machten. Denn sicher bist du nirgend vor der Liebe, auch bei uns nicht, wenn sie dir aber jetzt nahet, so wird sie dir zum Verhängnis in jedem Fall, dieweil du Mönch bist! Darum auch halten dich die Väter so streng, — weil dir jeder Schritt, jeder Blick aus diesen Mauern des Fluches Erfüllung bringen kann. Ja, Correntian schlug sogar vor, daß man dich blende, da du als Säugling zu uns kamst, um dich für allezeit zu sichern vor Versuchung!"

„Der Furchtbare!" sagt der Jüngling schaudernd. „Doch eins noch bitt ich dich — löse mir das Rätsel meiner Geburt. Warum gebar mich meine Mutter auf der Heide — wer war sie und was verbrach sie, daß mein Vater sie verstieß?"

„Wir alle schwuren einen heiligen Eid in unseres damaligen Abtes Conrad des Ersten Hände, weder dir noch sonst einem den Namen deiner Erzeuger zu nennen, auf daß ein jedes Band zwischen dir und der Welt zerrissen sei. Deine Mutter starb als eine Heilige, und heilig solleſt auch du leben und sterben, hoffte sie! Du bist das Kind der Kirche, nach anderen Eltern frage nicht, so sollen wir dir antworten, wenn du fragst — und so antworte ich dir, meiner Pflicht gemäß!"

„O, jetzt verstehe ich alles!" sagt Donatus, und

seine Stimme bebt vor innerer Bewegung. „Weh mir — ein Fluch auf meinem schuldlosen Haupt, noch eh ich das Licht der Welt erblickt? Und es ist ja wahr; die Mutter hab ich gemordet, da ich geboren ward — die Amme, die mich tränkte, hab ich elend gemacht, sie hat den Mann, das Kind verloren um meinetwillen. Zum Unglück geboren, wird Unglück mit mir sein, wohin ich gehe. Ja, die Väter haben recht, mich streng zu hüten — für mich gibt's keinen Weg, als den zu Gott, für mich ist keine Hoffnung, als der Himmel! Und dreifach will ich auf mich achten, nun ich dieses weiß! Bändigen will ich das ungestüme Herz und müßt es drüber brechen. Ich will nicht mehr hier oben träumen, nicht mehr das sanfte Wehen der Morgenwinde mich umschmeicheln lassen, nicht mehr den würz'gen Duft der Linde unter diesem Fenster trinken, noch den müßigen Blick hinschweifen lassen in die lockende Ferne — das alles weckt die Sehnsucht! und auch die Sehnsucht soll sterben, die mich hinausziehen will von den Stufen des Altars hinweg, dem ich geweiht. Euch gehöre ich mit Leib und Seele — und keinen Gedanken dieser Seele soll euch die Welt mehr rauben!"

„Woll es der Herr!" sagt Eusebius, und sein Auge ruht traurig auf dem verklärten Gesicht seines Jüngers — es ist, als schüttle er leise den Kopf, — doch nein, es war nur eine aufgeschreckte Motte, die er abgewehrt. Und Donatus erhebt sich: „So laß uns denn hinabsteigen und dies berückende Plätzlein verlassen, das mir schon allzusehr den Sinn betört! Denn ich fühle, ich habe geredet, was ich nicht sollte — und es war nicht Gott, der mir solche Worte eingegeben!"

So sprechend schließt er das kleine Fenster mit den

verstäubten erblindeten Scheiben und dem vom Holzwurm zernagten Rahmen. In diesem Augenblick ertönt lustiger Hörnerklang von ferne. „O sieh," ruft Donatus, „ein Zug von Reitern den Berg herauf!" Eusebius tritt an das Fenster. „Wahrhaftig! Ein Reisezug, sie kommen zu uns! Da müssen wir schnell hinunter, dem Abte Meldung zu tun!"

Es ist die elfte Stunde, wo die Brüder zur Erholung im Gärtlein lustwandeln. Abt Conrad der Ramüßer, denn dieser trägt jetzt die Inful, spaziert soeben einen schattigen Laubgang hinunter und bespricht sich mit einem der Brüder wegen der Vorbereitungen zu Donatus' Priesterweihe. Denn mit allem Pomp, den das Stift zu entfalten vermag, soll das Fest seines Lieblings gefeiert werden. Mittägliche Ruhe lagert über dem friedlichen Gärtchen. Den Aprikosen und Birnen an der Mauer schwellen die Wangen rot unter dem Kuß der heißen Julistrahlen, und behaglich rasten die Brüder, im Schatten der stillen Lauben und Büsche ausgestreckt. Auf dem Dach girren die Tauben, und zu Füßen des Crucifixes, wo die Sonne am heißesten brennt, liegt die alte faule Klosterkatze und drückt schläfrig die grünen Augen zu.

Da erschallt plötzlich ein wüster Lärm vor der Pforte, Pferdegewieher und Hundegebell, Hörnerblasen und Durcheinanderrufen. Erschreckt fahren die Brüder auf. Schon eilen Donatus und Eusebius herbei: „Um Gotteswillen, frommer Abt, vor dem Pförtchen hält ein glänzender Reisezug und begehrt Einlaß," rufen sie, „was sollen wir tun?"

„Was wir nicht lassen können — gewähren, was sie fordern!"

„O, o," jammert der alte dicke Wyso, den der Schrecken auch herbeigetrieben und der vor Alter und geschwollenen Füßen fast nicht mehr gehen kann: „O, o, sie werden uns ausfressen, wie die ägyptischen Heuschrecken — laßt sie nicht ein — fragt zuerst, wer sie sind. Wir sind keinem pflichtig, als den Vögten, und die essen uns schon arm!"

„Guter Bruder Wyso," sagt der Abt lächelnd, „wenn es Gott gefiele, eine Heuschreckenschar bei uns einfallen zu lassen, müßten wir's auch haben! Ergib dich drein und übe freundlich mit uns das Gastrecht."

Unter solchen Worten haben sie die Pforte erreicht, und der Abt selbst öffnet sie und tritt dem ungeduldigen Troß mit geziemendem Anstand entgegen.

Hoch zu Roß halten da viel Edle mit zahlreichem Gefolge. Die bunten Gewänder von Seide und Sammet mit köstlichem Pelzwerk verbrämet, leuchten gar prächtig in der Sonne. Menschen und Tiere triefen von dem heißen Ritt den steilen Berg herauf. „Deo gratias, edle Herren!" spricht der Abt: „Wenn ihr mit dem vorliebnehmen wollt, was ein arm weltfern Bergkloster zu bieten vermag, so tretet ein und seid uns in Christi Namen willkommen!"

„Also herein, was Platz hat," befiehlt lachend der Vorderste, und zwingt sein bäumend Pferd durch die enge Klosterpforte: „Grüß Gott, Herr Abt! Ich denke, bei euch verhungert man nicht?" fügt er mit einem lustigen Blick auf Wyso hinzu, der händeringend seine dicken Füße vor den andringenden Pferdehufen in Sicherheit zu bringen sucht.

Der Ritter treibt sein Pferd unter einen schattigen Hofschuppen, um abzusitzen, — die Anderen folgen ihm,

soviel ihrer unterkommen; der stille Klosterhof wird zum wimmelnden Lager, so drängt sich Kopf an Kopf die Masse der Pferde und Mannen herein im dichten Gewühl. Die eingezwängten Rosse schlagen nach allen Seiten aus; die hintersten drängen nach, die vordersten können nicht weiter in dem engen Raum. Das ist ein Zerren und Schreien, ein Bäumen und Stampfen, daß Wyso sich schimpfend ins Haus rettet und auch den anderen Mönchen aus ihrem stillen Leben heraus angst und bange wird bei dem rohen Andrängen der gewalttätigen Schar.

„O Heuschrecken, Heuschrecken — welch lieblich Geflügel wäret ihr gegen diese Unholde!“ jammert Wyso am Fenster. Endlich sind die Pferde untergebracht teils in den Viehställen, teils stehen sie in Reih und Glied ringsum an der Mauer angebunden und zwar — wie es auch den Brüdern ins Herz schneidet — an den schönen, hoffnungsvollen Obstgeländen. Vieler Jahre Müh und Sorgfalt ist nun mit einem Ruck zerstört. Und die Brüder sehen es mit Schmerz, wie die plumpen Pferdemäuler schon mit leckeren Zungen und schnüffelnden Nüstern darin herumfahren und einstweilen abfressen, was ihnen gefällt, bis besseres kommt.

„Was ist da zu machen? Man muß es über sich ergehen lassen!“ sagt der Abt leise zu den Brüdern. „Und das ist freundliche Einkehr — nun denket, wie erst ein Feindeseinfall wäre — Gott bewahre uns!“

Indessen machen sich die Troßknechte ohne weiteres über die Scheunen her und holen ihren Pferden Futter, das sie aber zur Erleichterung des Fressens mit Heugabeln in die Obstgitter hineinstopfen, weil keine Fuhrmannskrippen im Kloster zu haben sind. Die Meute der Hunde stürmt losgelassen in das Gärtlein und jagt mit

wildem Geheul über Beete und Blumen hinweg der erschrockenen Klosterkatze nach, die sich des nicht versehen.

„Nun, Herr Abt," herrscht der erste von den Rittern den Genannten gutmütig, aber barsch genug an, „wo sind Eure Kellermeister? Die sollten schon lange da sein, uns den Humpen zu kredenzen! Rechte Gastfreundschaft wartet nicht, bis der Reiter den Fuß aus dem Bügel hat!"

„Ihr sollt sogleich bedient sein, edle Herren!" sagt der Abt. „Ihr müßt den Willen nicht mit der Tat messen, denn unerfahren sind wir und ungewohnet des Empfanges so vieler Gäste!"

„Nun, bin ich recht berichtet, so beherberget Ihr doch zuzeiten auch Eure Vögte, die Grafen von Matsch oder Amatia, wie sie sich lieber nennen, mit ihrem Jagdgefolge?"

„Den Grafen von Matsch ist unser Kloster pflichtig, weil es eine alte Rechtsame unserer Vögte ist, alljährlich bei uns einzukehren," berichtiget der Abt.

„Nun denn, was Ihr Euren Vögten gebet, das werdet ihr Eurem Landesherrn auch nicht weigern —" sagt der Ritter. „Ich bin Herzog Meinhard von Görtz und Tyrol, und sogleich kommt die Herzogin nach!"

Der Abt neigt sich in freudigem Schreck tief zur Erde: „Gepriesen sei der Tag, der uns vergönnt, Euer Herrscherantlitz zu schauen! Heil Herzog Meinhard!" „Heil Herzog Meinhard, unserem mächtigen Schutzherrn, Heil!" tönt es laut von aller Lippen, und selbst Wyso kommt wieder keuchend und schwitzend herausgehumpelt und windet sich mit absonderlichem Mute zwischen den Pferden durch, um dem mächtigen Herzog seine Ehrfurcht zu bezeugen.

„Nun mögen in Gottes Namen die herzoglichen Rosse alle Aprikosen und Birnen fressen und die Hunde die Gemüsebeete zertreten — nun ist alles anders!"

„Platz! macht Platz für die Herzogin und ihr Gefolge" — erschallet jetzt der Ruf des Marschalls von der Pforte her, und alles bildete Gasse für die Sänfte der Herzogin und ihrer Frauen.

„O, o, Weiber im Kloster! Und wir können sie nicht hinauswerfen, weil unsere weise Regel Fürstinnen den Eintritt gestattet. Was sagst du dazu, Correntian?" klagt Wyso schalkhaft und blinzelt mit heimlichem Vergnügen zu Correntian auf, der neben ihm steht.

Der Herzog und der Abt gehen dem Zuge entgegen, die hohe Frau zu empfangen. Voran reitet auf einem frommen Tier der Reisemarschall, dann folgen keuchend und schweißbedeckt die Pferde, welche die Sänfte der Herzogin tragen, je eines zwischen zwei Deichseln gehend, die ihnen in starken Gurten vom Rücken herabhängen, — das eine davor, das andere dahinter, jedes von einem Führer mit großem Peitschengeknall angetrieben. Zwischen ihnen schwankt der hochragende Palankin mit luftig rauschenden, vom heißen Südwind geblähten Umhängen aus roter Seide, und darin liegt müde ausgestreckt auf schwellenden golddurchwirkten Purpurkissen eine bleiche, zarte Frauengestalt, tief verschleiert und schlicht gekleidet, daß man auf den ersten Blick sieht, ihr Sinn stehe nicht nach der königlichen Pracht, mit der ihr stolzer Gemahl sie umgibt. Desto hoffärtiger aber sitzen die Damen des Gefolges zu Roß. Kichernd und plaudernd reiten sie durch die Reihen der Mönche der Sänfte nach, sorglos die schlanken Hüften auf ihren breitrückigen Paßgängern wiegend und unter ihren schattigen Pfauenhüten

neugierig herabschielend auf die geschorenen Köpfe. Plötzlich hält eine davon die reichgestickten Zügel an und flüstert der anderen zu: „Seht, der ist schön!“ Und alle folgen der Richtung ihres Auges, wo Donatus steht mit gesenkter Wimper, ernst und still.

„Vorwärts!“ ruft der Marschall, denn ein Trupp Reiter folget noch als Nachhut der Frauen.

Der Abt hat dem vorderen Sänftenführer die Zügel abgenommen und leitet das Pferd selbst an der Hand durch den Hof bis zur inneren Pforte. Hier hält er an und tritt zu der Dame: „Will es Euch gefallen, hohe Frau, so steiget aus und nehmet fürlieb unter unserem bescheidenen Dache.“

Der Marschall winkt, die Knappen und Troßknechte springen herzu. In einem Augenblicke sind die Pferde ausgeschirrt, die Sänfte zur Erde niedergelassen, die Damen vom Sattel gehoben und Sänfte und Pferde auf die Seite gebracht. Die Herzogin, eine Frau in mittleren Jahren und augenscheinlich von einem schweren Siechtum heimgesucht, neigt demütig das Haupt vor dem Abt. „Gebt mir die Benediction, frommer Vater,“ spricht sie leise.

Der Abt segnet sie und führt sie mit den Frauen in das kühle Refektorium. „Wollet Euch zuförderst hier ein wenig ausruhen und erfrischen, edle Frauen,“ spricht er, „indes ich für das Weitere sorge.“

Die Männer aber führt er in den großen Speisesaal, den er selbst angebaut und der eben erst vollendet ward. Hier hat einstweilen der Bruder Kellermeister die großen Humpen, die von ihrem kalten Inhalt außen ganz beschlagen sind, aufgestellt. Das ist ein Trunk nach solcher Hitze! Man meint, die durstigen Lippen ließen

nicht mehr ab, bis der letzte Tropfen geleert sei! Auch fetter Käse und duftig Kleienbrot stehen da zum Morgenimbiß, bis das Mittagsmahl bereit. Denn der Abt will tun, was das Haus vermag, und das Haus vermag viel; es hat ja lange gute Zeit gehabt und der Mönche Fleiß und Bodenbau war gesegnet. Den Frauen sendet er frische Milch und was eben an kleinen Weizenküchlein vorrätig, mit goldflüssigem Honig, wie es näschige Frauenlippen gern mögen.

So sorget er väterlich und liebevoll und freuet sich des Behagens, mit dem sich alle gütlich tun. Auch dem Troß wird Brot und Met in schweren Lasten in den Hof geschleppt, und bald ist's ein Lärm und Jubilieren, als wären sie im Lande Kanaan. Ja, selbst der Hunde hat der umsichtige Wirt gedacht; sie stehen in der Runde um einen großen Kübel kühler Buttermilch und letzen die heißen Zungen. Durch die Gitter des Erdgeschosses aber dringt mächtiger Dampf und Qualm von Gebratenem und Gesottenem heraus. Auserlesenes Geflügel und fette Keulen schnell geschlachteter Hammel prasseln an den selten benützten Spießen, denn nur für Fremde wird solch leckere Mahlzeit bereitet, und der ungewohnte Duft des Fleisches steigt Bruder Wyso gar lieblich in die Nase. Er läßt auch die Gelegenheit nicht vorübergehen, Correntian boshaft zu fragen: „Nun, wie riecht das?"

„Wie Teufelsbraten!" sagt Correntian in ausbrechendem Zorn, denn das ganze Ereignis ist ihm ein Greuel, und kaum bemeistert er seine Entrüstung. Leise murmelt er die Worte des Propheten Jesaias, Cap. 22: „Et ecce gaudium et laetitia, occidere vitulos et jugulare arietes, comedere carnes et bibere vinum, — sie schlachten Kälber, sie stechen Widder ab, sie essen

Fleisch und trinken Wein. Comedamus et bibamus, cras enim moriemur — lasset uns essen und trinken, denn morgen müssen wir doch sterben!"

„Nun, nun," spottet Wyso, „so schlimm wird's nicht sein, morgen werden wir nicht schon sterben müssen — es sei denn, daß wir heute des Guten allzuviel tun und uns ein Schläglein antrinken und essen."

„Et revelata est in auribus meis vox Domini: si dimittetur iniquitas haec vobis, donec moriamini — aber in meinen Ohren ist die Stimme des Herrn Zebaoth: Wahrlich, diese Sünde wird euch nicht verziehen, bis ihr sterbt!" fährt Correntian fort, doch Wyso läßt sich nicht irre machen:

„Wenn der fromme Abt uns Dispens erteilet, wird auch Gott uns die Sünde verzeihen! Nicht was zum Munde eingehet verunreinigt den Menschen, sondern was zum Munde ausgehet! Verstehst du? Nun, was stierst du mich so an mit dem Martergesicht?" fährt er Donatus gutmütig scheltend an. „Als ich so alt war wie du, hab ich mir auch den hungrigen Magen mit eisernem Cilicium zusammengeschnürt, damit ich desto leichter gen Himmel fahren könnt! Du lieber Gott — jetzt müßten sie mich freilich an Seilen hinaufwinden, wenn wir all unseren Erdenballast mit auf den Weg nehmen sollten! Weil wir aber der Erde lassen, was der Erde ist, d'rum ist's auch ganz einerlei, womit wir uns vollstopfen! So sag ich!"

Indessen haben die Herren oben an der Tafel den ersten Durst und Hunger gestillt, und Herzog Meinhard hat dem Abte den Grund seines Kommens kundgetan. Seine Gemahlin Elisabeth von Bayern fühlt sich schon lange so schwach und krank, daß sie noch vor ihrem Ende eine gute Tat für ihr Seelenheil tun wollte und

zu diesem Zwecke das Gotteshaus zu Stams im Ober-Inntal gestiftet hat. Da nun der Bau wacker fortschreitet, hat sie sich zu einer Reise entschlossen, um die fürnehmsten Gotteshäuser im Lande in Augenschein zu nehmen und sich also zu belehren, welche Bauart, Einrichtung und Vorkehrungen am ersprießlichsten sein dürften. Wenn die hohe Frau ausgeruht, sei es ihr Wunsch, der Abt möge sie im Kloster umherführen lassen, damit sie allda ihre Wahrnehmungen machen könne.

Der Abt erklärt sich zu solch christlichem Werke mit Freuden bereit, und als seinen Liebling und frömmsten Jünger erkürt er Donatus zu der hohen Ehre, die Frau Herzogin zu geleiten, da der Herzog ihn selbst zu anderweitigen Besprechungen über Gegend und Sitten der Bevölkerung im Vintschgau, über kirchliche und weltliche Dinge nach Männerart in Beschlag nimmt.

Donatus errötet erschrocken, da der Abt ihm sein Glück verkündet, ein bittender Blick möchte fast einem Widerspruch nahe kommen. Doch dergleichen ist unmöglich; für einen Ordensbruder gibt es kein Nein!

Neben dem Herzog sitzt ein breitschultriger finsterer Mann in stillem verdrossenem Brüten. Sein Haar ist früh ergraut, seine Stirn unwirsch gerunzelt, in der Mitte von einer dicken Zornesader durchschnitten. Er nimmt an keinem Gespräch teil; seit er da ist, haften seine Augen unverwandt am unteren Ende der Tafel, wo Donatus sitzt.

„Nun, Graf, Ihr starret ja immer auf einen Punkt?“ stößt ihn der Herzog an und trinkt ihm zu. „Mahnt Euch der da drunten an Eure eigene Jugend?“

„'s ist seltsam, findet Ihr nicht, daß der Bursch mir gleicht?“ murmelt der Gefragte.

„Fürwahr, er gleichet Euch auf ein Haar! Hättet Ihr einen Sohn, so könnt man meinen, er wär's! Nur seid Ihr wohl nie so sanftmütig und hold gewesen, wie dieser da, — meint Ihr nicht auch, Graf Reichenberg?"

„Graf Reichenberg!" — ein Erbleichen fliegt über alle Gesichter bei Nennung dieses Namens. Nur Donatus bleibt unbefangen, denn er weiß ja nicht, wer und was Graf Reichenberg ihm ist.

„Mein Seel," ruft ein dritter von den Herren. „So viel als jung und alt und zart und rauh einander gleichen können, gleicht Euch dieser!"

Graf Reichenberg springt auf: „Herr Abt, ein Wort mit Euch!"

Der Abt erbleicht noch mehr als zuvor; einen flüchtigen Blick wechselt er mit den Brüdern — doch sie haben ihn alle verstanden! Er erhebt sich und folgt dem Grafen in eine der tiefen Fensternischen.

„Herr Abt — ich bin ein Verwandter von Euch, kennt Ihr mich nicht?" spricht der Ritter ohne weiteres.

„Ich sah Euch nie," antwortet der Abt, „denn seit meinem sechzehnten Jahre leb ich fern der Welt als Mönch. So Ihr aber der Mann seid, der meine Schwester gefreiet und verstoßen hat, so nennet Euch nicht meinen Verwandten, denn nimmer kann Freundschaft sein zwischen diesem und mir!"

„Ich bin der Mann," spricht der Reichenberger trotzig: „Und ich frage Euch, woher habt Ihr den Buben?" Er deutet mit erhitztem Gesicht auf Donatus.

„Er ist ein Vermächtnis," sagt der Abt ruhig.

„Von wem?"

Der Abt mißt den Reichenberg von oben herab mit einem strengen Blick: „Das ist Beichtgeheimnis!"

„Ich will's Euch lohnen," flüstert der Graf ihm ins Ohr: „Eurem Kloster soll's zu gut kommen. Ich verschreib Euch einen Hof und eine Alp ob Taufers mit Wun und Weid und allen Rechten — nennt mir nur den Namen der Eltern des Knaben."

„Nicht ein Wort, Herr Graf; habt Ihr je gehört, daß ein Benedictiner sich erkaufen ließ?" Der Graf stampft mit dem Fuß: „So werd ich Mittel finden, Euch mit Gewalt reden zu machen — bei gelegenerer Zeit!" Der Abt sieht ihn ruhig und stolz an: „Ihr könnt mich töten, aber reden machen könnt Ihr mich nicht!"

„So wird's einen unter Eurer Schar geben, der minder starr ist als Ihr!"

„Für meine Brüder steh ich — Mann für Mann —" sagt der Abt würdevoll. Der Graf hebt drohend den Finger: „Weh Euch, wenn ich entdecke, was mir ahnt —"

„Hoho, Herr Reichenberg, was macht Ihr für Geschrei?" tritt jetzt plötzlich der Herzog dazwischen. „Was soll ich von Euch denken, daß Ihr so den Frieden dieser Stunde brecht?"

„Ich will's Euch nachher sagen, Herr Herzog. Jetzt gestattet mir noch ein Wort an den jungen Mönch dort!"

Er winkt Donatus herbei. Dieser erhebt sich von der Tafel und nähert sich schüchtern.

„Willst du mir sagen, wer du bist?"

„Ich bin ein Mönch!" spricht Donatus kurz und fest.

„Das seh ich! Aber wer du sonst bist — wer deine Eltern waren?"

Donatus sieht ihn ruhig an: „Das weiß ich nicht!" —

Der Graf wirft dem Abt einen Blick voll Haß zu: „O Pfaffen, Pfaffen, wer hinter Eure Kniffe käm!"

„Gebt Euch zur Ruh, Graf Reichenberg!“ sagt der Herzog begütigend, „ich bin nicht hierhergekommen, um friedfertige Mönchlein zu ängstigen, die uns gastlich beherbergen, — nehmt's nicht so schwer, Herr Abt und Ihr frommen Brüder!“ — Er winkt einem Diener, der bei einer großen Truhe in der Ecke harrt. „Seht her — ich hab etwas, Euch zu zerstreuen.“ Er öffnet die Truhe, die der Mann mühsam geschleppt bringt, und nimmt einen prachtvollen Abendmahlskelch heraus, von eitel Gold mit Granaten eingelegt und künstlichem Gepräg aus der Leidensgeschichte Christi, ein Werk so schön und kostbar, wie die Mönche noch keines sahen. „Schauet her, das ist Ulmer Arbeit, vom Meister Berthold, dem Goldschmied, gefertigt,“ spricht der Herzog.

Auch ein goldenes Saugröhrlein mit einer Mundspitze von Bernstein steckt er hinein, wie sie heuer in Gebrauch kommen sind, damit beim Trinken des Weines nicht so viel verschüttet werde. Und weiter langt er eine schwere goldene Hostienschüssel heraus. Die ist am Rande gleichfalls mit Granaten eingefaßt, mit zwei schön geschweiften Henkeln versehen und auf dem Boden der Schüssel ist ein Kreuz eingegraben. — Diese stellt er zu dem Kelch auf den Tisch, daß sich die Brüder allesamt an dem Anblick ergötzen mögen. Zuletzt bringt er noch ein Dutzend blanker silberner Äpfel zum Vorschein von künstlicher, durchbrochener Arbeit, Kalefaktorien genannt. Das sind Handwärmer für die Mönche. Darein tut man eine glühende Kohle und nimmt sie in die Hand, daß einem die Finger nicht erstarren beim winterlichen Morgengottesdienst.

„Nun, wie gefällt Euch das?“ fragt der hohe Herr, wohlgelaunt ob der staunenden Bewunderung, mit der die

Mönche den kostbaren Schatz betrachten. „Glaubet Ihr wohl, daß damit Euer Mittagsmahl bezahlt sei?“

Der Abt sieht ihn fragend an: „Ich versteh Euch nicht, gnädiger Herr!“

„Nun, 's ist ja meine Gegengab für Eure Herberg. Ihr solltet des Tages freudig gedenken, da Euer Herzog unter Eurem Dach gerastet hat!“

Die Brüder, ausgenommen Correntian und Donatus, springen auf mit einem Ausruf des freudigen Schrecks: „Das kann nicht sein!“ „Das ist zu viel!“ rufen sie durcheinander. Der Abt aber spricht feuchten Auges: „Groß seid Ihr, Herr, in Eurer Gnade und Gott lohne Euch, was wir armen Mönche Euch nie lohnen können, es sei denn mit Segnung und Gebet!“

„Das ist alles, was ich verlange,“ lacht Herzog Meinhard, „betet nur recht für mich — ich werd's brauchen, denn ich denke noch gar viel zu sündigen, darob mir frommer Leute Fürsprach bei den Heiligen not tun wird!“ Er wirft die Kostbarkeiten in die schwere Truhe und schlägt den Deckel zu: „So, nun laßt die sieben Sachen in Eure Schatzkammer bringen und macht, daß die Mahlzeit bald aufgetragen wird, denn wir wollen heut noch gen Münster, um dort zu nächtigen. Die Herzogin will eine Zeit im Frauenstift zu St. Gertruden verweilen, indes wir Männer zu Markte ziehen und in der Gegend pirschen.“

„Wenn's Euch gefiele, noch zu warten, bis wir der hohen Frau, Eurem edlen Gemahl, willfahret und ihr des Klosters Räumlichkeit und Einrichtung gezeigt, wie sie es wünschte?“ bat der Abt. „Ja, tut das, hoher Herr,“ ergänzt Wyso sehr besorgt, „es wird Euren Zähnen nicht zum Nachteil gereichen, wenn Ihr die masten Hämmel,

die vor einer Stunde noch herumsprangen, ein wenig länger am Spieße schwitzen laßt!"

Der Reichenberg faßt den feisten Mönch mit den schmatzenden Lippen und dem lüsternen Grinsen scharf ins Auge. „Du bist mir nicht der Mann, für ein Gelübde zu sterben," denkt er bei sich. „Wenn du vollgetrunken, wirst du beichten."

„Gut denn," sagt der Herzog, „so warten wir noch — zwar weniger meinen Zähnen zu lieb, als den Euren — alter Herr — so Ihr deren überhaupt noch habt! Nicht wahr, Herr Abt, Ihr gebet heute, uns zu Ehren, Dispens?"

„So tue ich, hoher Herr!" lächelt der Abt, „sie mögen sich gütlich tun nach Herzenslust! Und also Donatus, mein Sohn — komm nun, daß ich dich der Frau Herzogin bringe, ob sie dich mag zum Führer nehmen?"

Donatus erhebt sich mit edlem Anstand und folgt dem Abte. Die beiden Herren, Meinhard und Reichenberg, sehen ihm schweigend nach.

„Nun saget mir, Graf, was hat's für eine Bewandtnis mit dem Jüngling, daß Ihr darob so sehr ergrimmtet?" fragt der Herzog und rückt ein wenig vom Tisch ab, daß ihn die anderen nicht verstehen.

„'S ist eine Grille, wenn Ihr wollt!" sagt Reichenberg leise. „Des Burschen Ähnlichkeit mit mir hat mich gar wunderlich betroffen. — Ich — ich könnt ein Kind haben, das wäre just in seinem Alter und wär's ein Sohn, so gerade könnt er aussehen — denn der Bursche da gleichet nicht mir allein, er hat auch die Augen und die sanfte Sprache meiner Frau!"

„Eurer Frau?" wiederholt Meinhard kopfschüttelnd.

„Meiner ersten Frau," berichtigt Reichenberg: „die ich verstieß just, da sie mir ein Kind gebären sollte. Ihr waret damals noch ein Knabe und nicht an Albrechts, Eures Großvaters, Hof. — Sie war eine Ramüß und kaum vermählt, da nahm die listige Schlange, die Gräfin Eppan, mein Ohr und Herz gefangen. Erst vor einem Jahr gestand mir die Sünderin auf ihrem Totenbett, an das sie mich rufen ließ, in ihrer letzten Angst, daß sie mein Weib fälschlich beschuldigt habe, um sich an ihre Stelle zu setzen. Der Name und die Güter Reichenbergs stachen ihr gar wohl in die Augen, denn sie war arm und voll Hochmuts. Ihr wißt, die Reichenburg gehörte vor Zeiten den Eppanern. Die wollt sie wieder an sich bringen, durch eine Heirat mit mir — ihr Herz war mir nimmer zugetan, wie ich nachher gar wohl ersah! Seit einem Jahr nun irr ich vergebens in der Welt umher, eine Spur zu suchen der Verstoßenen. Gott im Himmel mag wissen, wo sie beide verdorben sind, Mutter und Kind! Mein Stamm erlischt mit mir — und ich hab mir selbst den Erben, den mir Gott vielleicht bestimmt, hinausgetrieben in den Tod! Da hat mich des Knaben schwermütig Auge getroffen wie ein Blitz. Gerade so sah mein Weib mich an, da ich sie verstieß! Herzog — wenn er's wäre — —!" Der Mann schweigt, die Lippen zittern ihm.

„Was hilf's Euch — es wäre doch zu spät — er hat das Gelübde getan, Ihr könntet's nicht brechen!"

Der Graf blickt brütend vor sich hin und erwidert nichts. Endlich bricht Meinhard das Schweigen: „Eure zweite Frau ist aber ihres Verrats nimmer froh worden, — Ihr verstießt auch sie, so ich mich recht erinnere?"

„Ja, als nach zweien Jahren der Papst mir

Dispens gab, mein erstes Gemahl für tot zu verkünden und neu zu freien, da hatte sich schon mein Sinn von der Eppan abgewendet, aber ich mußte mein Wort erfüllen — sie hielt mich schlau daran — und so ward sie mein Weib. Mich aber trieb's fort in die Weite, in Kampf und Gefahr, denn die Welt war mir verdorben und die Lust an der Falschen auch. Als ich nach vier Jahren von meinem Zuge ins gelobte Land zurückkehrte, fand ich sie in Buhlschaft mit Meister Friedrich von Sunburk, dem Minnesänger und Schriftkundigen von Eures Vaters Hof! Ja, noch mehr; eine treue Zofe meiner ersten Frau, die ihre einstmalige Herrin nie verschmerzen konnte, entdeckte mir, daß die Schändliche vor kurzem heimlich eines Mägdleins genesen und das Kind bei einer fremden Bettlerin, die sich Beeren und Reißig sammelnd im Walde umgetrieben, verborgen habe. Seit die Kunde meiner Rückkehr erklungen, sei das Weib mit dem Kinde spurlos verschwunden. Wie ich sie gestraft, wie der Minnesänger von Meinhard des Ersten Hof verjagt worden, und wie sie einsam, in Reue vergehend, auf ihrem zerfallenen Schlößlein gestorben, das wißt Ihr!"

„Sie war ein ränkesüchtig buhlerisches Weib," sagt der Herzog kopfnickend, „und berückte alle Männer mit ihren goldschimmernden Eulenaugen und ihren roten Locken. Sie hatte was Trudenhaftes, und fast möcht ich glauben, daß sie eine war, denn Ihr wißt, daß im Volk die Sage geht, man kenne die Truden außer an den Füßen auch noch daran, daß ihnen die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen seien. Sie hatte solche Brauen, erinnert Ihr Euch?"

„Ich glaube nicht an dergleichen!" sagt Reichenberg finster.

„Ich auch nicht," lacht der Herzog, „aber es war doch nicht recht geheuer mit ihr, man mag darüber denken, wie man will!" — — —

Indessen führt der Abt Donatus zur Herzogin.

„Gefällt es Euch, hohe Frau," spricht er, „so wird dieser, mein Lieblingsschüler, Euch das Geleit geben beim Rundgang durch das Kloster."

Die Herzogin blickt Donatus wohlwollend an, die Hoffräulein werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu: „Das ist der von vorhin!" Donatus steht mit niedergeschlagenen Augen an der Tür.

„So kommt," sagt die Herzogin aufstehend. „Zwei von Euch begleiten mich, Ihr, Emerita, und Ihr, Gräfin Hildegard."

Die Gerufenen springen vergnügt auf; die eine davon, Hildegard, ist die Schöne, die vorher ihr Pferd anhielt aus Bewunderung für Donatus' Wohlgestalt. Sie trägt ein lichtblaues Obergewand, die Cappa, von feinster, fast durchsichtiger Wolle und ein Unterkleid von schwerer gelber Seide, reich mit Gold und weißem Pelz verbrämt. Der große überschattende Pfauenhut ist jetzt abgelegt, und das hellblonde Gelock gekrönt von goldenem Schapel mit frischen Alpenrosen, die sie unterwegs gepflückt. In weichen Falten hängen die reichen Gewänder an der schlanken Gestalt herab, um die Hüften gehalten von rotem goldgesticktem Samtgürtel. — Herrlich ist sie zu schauen, die Stolze! Ihre Stirn ist weiß wie Marmor, und die Röte ihrer Wangen noch erhöht durch einen Anhauch der feinsten florentinischen Schminke. Ihr blitzendes Auge scheint zu fragen „wo ist eine Schönere als ich?" Aber bei den einfältigen gottseligen Mönchen in den Klöstern, die sie nun so lange mit der Herzogin

bereisen muß, ist nichts zu holen, als mißbilligende Blicke für solch weltliche Hoffart, und wenn sie nicht bald irgend einen kleinen Unfug anstellen kann, stirbt sie vor Langerweile!

Die andere, Emerita, der Herzogin Liebling, ist nicht minder kostbar, doch weniger gefallsüchtig angetan. Das Haar ist züchtig von einem engen Netz aus Silberfäden mit weißem Gebände und schwarzer, perlengestickter Sammetmütze gehalten. Die Gewänder aus weicher weißer Seide und Wolle sind mit dunklem Rauchwerk verbrämt und hängen glatt und schwer an ihr herab.

Die Herzogin aber selbst ist die schlichteste von allen, nach Matronenart tief verschleiert, und von den zarten Schultern herab wallt in weiten Falten ein braunseidener Mantel, nur von einer einzigen goldenen Spange über der Brust gehalten; sonst ist sie ganz in graue Wolle gekleidet. —

So ziehen die drei verschiedenen Gestalten dem führenden Mönche nach, durch die feuchtkalten dumpfigen Gänge des großen Gebäudes.

Zunächst führt er sie in die Bücherei. Hier findet die Herzogin gar reiche Ernte für ihre fromme Wißbegier; denn heilige Bücher und Pergamente unermeßlichen Reichtums und Wertes sind hier aufgehäuft und mit Begierde versenkt sie sich in diese Schätze. Hildegard verzweifelt beinahe. Bücherstaub und Schminke — das paßt nicht zusammen! Und dazu noch der spröde Heilige mit dem Kopf eines heidnischen Götterbildes, wie sie deren kein schöneres in Rom gesehen, lebend, atmend und doch wie von Marmor! Ein geheimer Groll und Haß keimt in ihr auf. Die Langeweile gebiert ja alle Laster. — Da, zum Glück für sie, fällt es dem Herzog ein, sich dem

Rundgang der Herzogin anzuschließen und, vom Abte geführt, tritt auch er jetzt in die Bücherei.

„Nun, Gräfin Hildegard, wie behagt's Euch hier?“ lacht der Herzog und droht ihr mit dem Finger. „So schön! Ei, ei, bezaubert mir das arme Mönchlein nicht mit Euren Reizen!“

„Habt keine Sorge, gnädiger Herr,“ spottet Hildegard, „er hat uns noch keines Blicks gewürdigt, ich glaube, die Augen sind ihm am Boden festgewachsen!“

Der Herzog sieht sie lächelnd an: „Das verdrießt Euch, nicht wahr, Hildegard? Ist's auch nur ein Mönch, er sollt Euch doch bewundern!“

Hildegard errötet und schweigt.

Doch der Herzog, freundlich den Scherz fortsetzend, fragt Donatus: „Sagt mir, frommer Bruder, warum heftet Ihr die Blicke so unverwandt auf den Boden; sind unsere schönen Hoffräuleins nicht wert, daß man sie ansieht?“

Donatus stehet so eben vor der Herzogin, ihr einen schweren Folianten haltend, in dem sie blättert: „Es ist einem Gottgeweihten nicht wohlanständig, etwas Anderes zu schauen als die Erde, die sein Grab wird, und den Himmel, der seine Hoffnung ist!“ spricht er mit edlem Ernst.

Die Herzogin blickt sinnend in sein schuldloses Gesicht, und ein tiefes Mitleid erfaßt sie, sie weiß selbst nicht, warum. Sie könnte diesen Jüngling lieben wie einen Sohn! „Ihr tuet recht daran, mein Kind, und Gott gebe Euch die Kraft, Eure Grundsätze zu halten!“ sagt sie wohlwollend.

„Seht Ihr,“ neckt der Herzog Hildegard leise: „an dem ist Eure Kunst verloren, schöne Gräfin! Da ist endlich einmal Einer, der Euch widersteht!“

„Was meint Ihr, Herr Herzog? Ich bring ihn heute noch dazu, mich anzusehen — oder ich gehe ein Jahr in Sack und Asche und zertrümmere jeden Spiegel!“ flüstert Hildegard lächelnd und zeigt den begehrlichen Augen des Herzogs zwei Reihen blendender Zähne.

„Ja, ja,“ scherzt dieser, — „das wär so ein Stücklein für Euch! Fürsten und Herzöge habt Ihr am Bändel — nun soll auch noch so eine arme Mönchsseele um Euch im ewigen Feuer brennen!“

Der Abt mahnt zum Weitergehen. Der Herzog reicht seiner Gemahlin die Hand, der Abt schreitet voran. Emerita folgt, Hildegard bleibt ein wenig mit Donatus zurück: „Ihr nehmt's gar streng mit Eurem Gelübde, das ist auch recht! Aber mir scheint, Herr Bruder, Ihr setzet wenig Vertrauen in Eure Kraft, daß Ihr so ängstlich Eure Blicke hütet. Fürchtet Ihr, daß Euch ein einziger Blick schon ins Verderben bringe? Dann, — verzeiht, daß ich es sagen muß, — dann steht's wohl schlimm um Eure Tugend!“ also neckt und stachelt die Schlaue den schweigsamen Donatus neben ihr.

„Ob ich stark, ob schwach bin — ich weiß es nicht. aber es stehet geschrieben in der zweiten Epistel Pauli an Timotheum: Ein Weib soll sich schmücken mit Scham und Zucht, nicht mit Zöpfen, Gold und Perlen oder köstlichem Gewand, sondern mit Gottseligkeit und guten Werken. So Ihr aber angetan wider das Gebot, — so seid Ihr ein Ärgernis in des Herrn Auge — und das Auge der Menschen soll Euch meiden!“

„Huh — wie schauerlich klingt das! Solch rauhe Rede stünde besser einem Bußprediger an, als Eurer Jugend — doch klingt auch rauhe Rede in Eurem Munde lieblich, und ich will Euch lieber gehorsamen, als einem

alten Fastenprediger!“ Und sie nimmt ohne Besinnen ihr goldenes Schapel ab mit den Perlen und künstlichen Kleeblättern, auch die breite goldene Spange, die das Gewand über der hochgewölbten Brust zusammenhält, daß der weißeste Schwanenhals frei wird, — und legt beides in des Jünglings Hand. „Da, nehmt dies hin für Euere Armen; ich opfere es gern, und was ich sonst noch von verbotenem Geschmeide an mir trage, wenn Ihr mich dafür ein einzig Mal freundlich ansehen wollt!“

Da steht der unerfahrene Jüngling sprachlos. Ist das ihr Ernst? Ist's wahr, ist sie so gehorsam seinem Wort, so opferwillig, so bereit zur Buße? Und unwillkürlich schlägt er seine Augen auf und schaut sie an, groß, fragend, verwundert! Sie aber faßt den Blick mit magischer Gewalt und spinnt ihn fest in ein Netz von Liebesstrahlen aus ihren eigenen Augen.

„O,“ sagt sie leise, und ihr Flüstern schleicht ihm ins Ohr, wie das leise Rauschen der Linde unter dem östlichen Turmfenster. „Seht Ihr wohl, daß Ihr auch lächeln könnt. Glaubt mir, solch ein Lächeln von Euren Lippen vermag mehr, als eine ganze Epistel Pauli!“

Da senkt Donatus erschrocken die Lider: „Das wolle Gott verhüten! Ihr scherzet, und ich dachte, es sei Euch Ernst! Hier nehmt Euer gülden Geschmeid zurück, es brennt mir in der Hand, als wär's an unreinem Feuer geschmiedet.“

Sie aber weist die Sachen von sich und sagt mit lieblichem Ernst: „Nein! Ihr tut mir Unrecht! Wenn ich die Sprache der Welt spreche, so belehrt mich eines besseren! Seht mich an, Euer Blick hat eine reinigende Kraft, seht her, seht mir ins Antlitz, ob ich lügen kann?“

Und wieder sieht er sie an und trinkt staunend das süße Gift solch nie geahnter Schöne.

„Ei, ei," erschallt die Stimme des Herzogs, „mein spröder Bruder! Ihr seid ja ganz versunken in den Anblick unseres Hoffräuleins? Mir scheint, sie hat Euch eher bekehret, als Ihr sie?"

Donatus erwacht wie aus einem Traume. Tief errötend schlägt er die Augen nieder und wendet sich zum Abt, ihm das Geschmeide, das er noch in der Hand hält, zu übergeben. Erstaunt dankt der Abt und segnet die großmütige Geberin.

Die Herzogin aber bleibt stehen und ruft Hildegard zu sich.

„Was stört Ihr uns auch gleich!" raunt Hildegard zornig im Vorbeigehen dem Herzog ins Ohr. Ihr Atem fliegt, ihre Wangen glühen röter als die Schminke darauf. „Ihr seid ein Teufelsweib, Hildegard," flüstert der Herzog ihr zu.

„Ich bin unzufrieden mit Euch, Gräfin," sagt die Herzogin, „was habt Ihr mit dem unschuldigen, jungen Mönch? Erprobt Eure Künste, wo Ihr wollt, aber nicht hier an diesen heiligen Männern und brechet nicht den Frieden dieser Seelen! Ich fürchte, wir taugen nicht zusammen, Hildegard!" Hildegard beißt die Zähne zusammen: „Wohl, Frau Herzogin! Sind wir in Münster angelangt, so werd ich Euch um Geleit bitten, mich zurückzuführen zur väterlichen Burg, sofern Euch meine Dienste nicht mehr anstehen!" „Dies wird das Beste sein für Euch und mich," spricht die Herzogin ruhig und tritt in eine Tür, die der Abt soeben aufschließt und die zur Treppe in die unterirdische Halle führt.

„In wenig Tagen," spricht der Abt, der nichts von alledem bemerkt, „feiern wir hier das Totenamt für unseres edeln Stifters Hausfrauen, die im gelobten

Lande starb. Da wird unser Jünger Donatus seine erste Predigt halten, denn Tags vorher erhält er die priesterlichen Weihen." So sprechend steigen sie die schlüpfrig feuchte Treppe hinab, und die Heiligkeit des Ortes legt ihnen allen unwillkürlich Schweigen auf. —

Im Speisesaal wartet indes in dumpfem Brüten der Reichenberger, und die hungrigen Mönche, denen längst die gewohnte Eßstunde verstrichen, stehen mit wässerndem Munde herum und horchen, ob noch keine Tritte der hohen Gäste nahen. Endlich läutet der Bruder Küchenmeister die Tischglocke, und zugleich tritt auch die Herzogin mit Donatus und der Herzog mit dem Abt in den Speisesaal. Die Herzogin ist in tiefem Gespräch mit Donatus. Dann, an den Abt sich wendend, sagt sie freundlich: „Ich danke Euch, Herr Abt! Viel hab ich gesehen, was mich hocherfreuet und belehret hat. Fürnehmlich in der Bücherei, da möcht ich ganze Stunden weilen, denn Schätze unermeßlichen Wertes habt Ihr dort bewahrt an alten Handschriften frommer und gelehrter Gottesmänner. Aber mehr als alles, daß ich's ehrlich künde, ja mehr als aller Bücher hohe Weisheit, hat mich dies Kind erbauet und erhoben. Wahrlich, Herr Abt, in Eurem Garten wachsen Himmelsblumen, und diese Erde wär ein Paradies, hätt unser Herrgott viele solcher Gärtner!"

„Seht, seht, die Herzogin verjüngt sich schier!" lächelt der Herzog und droht mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Abt, was zieht Ihr mir für Mönche, die alte wie junge Frauen so in Flammen setzen?"

„Scherzet nicht, mein Gemahl," sagt die Herzogin ernst. „Wahrlich, ich sag es Euch, des Greises Weisheit und des Kindes Unschuld vereinen sich in diesem Jüngling.

Hätt ich früher gewußt, Herr Abt, welche Schüler Ihr zieht, ich hätte aus Eurer Mitte die Mönche für mein neues Stift erwählt und sehr beklag ich's, daß ich schon mit Morimond, der Cisterzienser-Abtei, den Pact geschlossen, denn jene können nicht höhere Tugend tragen als Ihr! Das aber bitt ich Euch, gebt mir diesen da zu meinem Schloßkaplan, Ihr sagt mir, daß er zum Priester gesalbet wird. Laßt ihn sein heilig Amt bei mir ausüben, und Gott im Himmel wird Euch die Wohltat lohnen, die Ihr einer armen, siechen Frau erweist!"

Der Abt schweigt einen Augenblick überrascht und sieht Donatus an: „Du glücklich Kind, welch große Ehren häufen sich auf dein Haupt! Soll ich den Wunsch der gnadenreichen Frau erfüllen und dich ihr geben? Rede frei!"

„Nein, mein Vater!" ruft Donatus in tödlichem Schreck, „du wirst mich nicht verstoßen!"

„Ihr verzeihet ihm, Frau Herzogin, wir haben ihn gelehrt, nur Wahrheit zu sagen!" lächelt der Abt. „Ihr seht, es ist nicht Zwang, was ihn hier hält, und nicht wider seinen Willen geschieht es, wenn ich Euer Gesuch abschlagen muß! Der Knabe darf das Kloster nicht verlassen, ein heiliges Gelübde bindet uns und ihn!"

„Nun, da sei Gott vor, daß ich Euch zwänge, es zu brechen. Ist dem so, verzicht ich, wenn auch betrübten Herzens, auf diesen Wunsch! Das aber sag ich Euch und merkt es wohl: So je Euch Not bedrängt, ein Feind bedroht oder was Ursachs immer Ihr eine Bitte an mich habt, schickt mir diesen — und bei meinem Frauenwort, Euch soll gewährt sein, was Ihr fordert. Mein edler Eheherr wird mir helfen, dies Versprechen zu erfüllen."

„Ja," ruft der Herzog lachend, „bei Gott, ich will alles, was Ihr wollt, Elisabeth — aber nun haltet mir das Essen nicht länger auf, denn ich sterbe schier vor Hunger!"

Da tritt Donatus bescheiden zum Abte: „Mein Vater, du hast uns heute Dispens erteilet — doch ich bitte dich, gestatte, daß ich mich des Fleisches und des Weines enthalte!"

„Tu, wie du denkst — so dich's nicht nach Fleisch gelüstet, iß keines!"

„Doch, es gelüstet mich danach, mein Vater, — und deshalb eben will ich mir's versagen!" spricht Donatus leise.

„Du tuest recht, mein Sohn!" sagt der Abt, und sein Auge ruht mit unbeschreiblicher Liebe auf der reinen Stirn des Jüngers.

Der dienende Bruder trägt die erste Richt auf. Die Herzogin winkt den Abt an ihre Seite.

„Wo bleiben Eure Frauen, gnädige Herzogin?" fragt der Abt.

„Ich habe sie nicht mit zum Mahle genommen, denn sie sind jung und eiteln Sinnes und könnten den Ernst Eurer Jünger stören. So es Euch gefällt, schickt ihnen von den Richten etwas hinüber!"

„Ich dank Euch, hohe Frau, für solche Rücksicht," spricht der Abt. „Ihr habet dadurch unseren Brüdern manch Ärgernis erspart! Und also lasset uns das Tischgebet sprechen!"

Das Gebet ist gesprochen. Die Mahlzeit nimmt ihren Verlauf. Kaum zu schleppen vermögen die dienenden Brüder die Last der schweren kupfernen Schüsseln mit ihrem duftenden Inhalt. Alle tun sich heute güt-

lich mit Ausnahme Correntian's und Donatus', die wieder am fernsten Ende der Tafel sitzen und nichts von all den leckeren Dingen berühren. — Als die Mahlzeit beendet ist, zieht sich die Herzogin zu ihren verbannten Frauen zurück; der Herzog hebt die Tafel auf und gehet, ein wenig in des Abtes Zelle zu ruhen. Die Brüder und die Ritter suchen den Schatten der kühlen Lauben im Freien auf. Niemand ist mehr im Saale als Wyso und der Reichenberger. Wyso hat das rote Gesicht vom Übermaß der genossenen Gottesgaben trunken auf den Tisch gelegt und schnarcht laut. Da wird er unsanft aufgeschüttelt. Er sieht blinzelnd in die Höhe, und neben ihm steht der Graf, Donatus' Vater.

„Was ist's, was soll's?" frägt Wyso lallend und erhebt sich mühsam. „O, o, — was ist der Mensch? O pfui, was issest du?!"

„Könnt Ihr noch ein Wort verstehen in Eurem Rausch?" frägt der Reichenberger barsch.

Wyso schnauft und trocknet sich mit dem Ärmel die Stirn: „Ach, eine schöne Gottesgabe ist Essen und Trinken," jammert er in kläglichem Tone. „Aber ist doch alleweil ein klein Teufelein dabei, das heißt Zuviel! und verdirbt einem die Freude."

Der Reichenberger schüttelt ihn nochmals: „Ihr habt zu viel Witz, um ganz berauscht zu sein — Ihr könnt und müßt mich hören!"

Aus Wyso's kleinen, vom Trinken verquollenen Augen schießt ein Blitz so voll Schalkhaftigkeit über den Grafen hin, daß dieser ihn derb bei der Schulter packt. „Ich glaube, Ihr haltet mich zum Narren!"

„Ich glaube, Ihr habt einen Narren an mir gefressen, Herr, so scheint's, daß Ihr mir nicht von der

Seite geht. Seid doch guten Mutes, Herr! War's nicht eine köstliche Mahlzeit?"

„Ihr sollt von nun an noch bessere Mahlzeiten halten, als hier. Ihr sollt mit mir nach Reichenberg. Ich geb Euch meine Pfarre, 's ist keine fettere im Land! Da könnt Ihr alle Tage essen, was Euer Herz begehrt und für den Keller sorg ich. Sagt mir nur ein einzig Wort!"

Wyso blinzelt den Reichenberger pfiffig von der Seite an. „Ihr tut weise, Herr — daß Ihr nicht am Speck spart, wenn Ihr Mäuse fangen wollt!"

„Nun, ich meine, solch altem ausgepichten Schlemmer, wie Ihr, wird gebratener Speck lieblicher duften als der Weihrauch, den sie an Eurem Sarge verbrennen werden, wenn Ihr hier in Fasten und Beten Euer armseelig Leben beschlossen habt."

Wyso drückt ein Auge zu: „So! Meint Ihr?"

„Sagt mir, welcher Leute Kind der junge Mönch ist, den Ihr Donatus nennt?"

Wyso läßt plötzlich wieder den Kopf an die Brust hängen und beginnt zu schnarchen.

„Tut nicht, als ob Ihr schlieft — ich glaub's Euch doch nicht. Ihr seid ein schlauer Kumpan. Ist Euch denn die Pfarre noch nicht genug? Ich gebe Euch noch einen Zelter und Schlitten — schöner als der des Bischofs von Chur, Bockshäute zu Schuhen und weiche Lammfelle — was soll ich Euch denn noch mehr versprechen? Sagt doch, was Ihr wollt und Ihr sollt's haben!"

Wyso sieht ihn schlau an: „Ihr seid ein kluger Herr — aber uns kennt Ihr doch nicht! Meint Ihr, weil ich nicht die Augen verdrehe, den Namen Gottes näsele und

krache, wenn man mich anrührt, wie ein ausgehungerter Maikäfer, vor lauter Fasten und Kasteien, ich sei ein verschlemmter Lump, dem sein Gewissen im Schlund sitzt und der alle Eide, alle Ehre und alle Treue für die Kirche, der er lebenslang diente, mit einem ungewohnten Trunk hinuntergespült hätte? Nein, mein kluger Herr, soweit sind wir denn doch nicht — mit Speck fängt man Mäuse — aber keine Benediktiner, versteht Ihr?" Und er bekommt vor lauter Lachen den Husten, daß ihm alle Adern blau anschwellen und er sich mit dem Zipfel des Tischtuches abwischen muß.

„Heimtückischer Pfaff du! So treibst du deinen Spott mit mir? Ich will doch sehen, ob ich dich nicht reden mache" — und er greift unwillkürlich an das Messer in seinem Gürtel, das Blut kocht ihm über vor Zorn, er weiß nicht mehr, was er tut.

„Was wollt Ihr, Herr?" sagt Wyso vergnüglich: „Wollt Ihr mir den Bauch aufschlitzen? Das würde mich weidlich erleichtern! Euch aber würd es nichts helfen, ich hab' das Geheimnis nicht auf Pergament verschluckt!"

Reichenberg steht einen Augenblick sprachlos vor Verwunderung — dann läßt er ernüchtert den Arm sinken. Die Besinnung kommt ihm zurück, und er begreift, daß selbst an diesem halbtrunkenen Cyniker seine Macht verloren ist. „Weiß der Teufel, woran sie Euch halten, Ihr Pfaffen!" murrt er und steckt sein Messer wieder in die elfenbeinerne Scheide.

„Macht ein Schläfchen, Herr Reichenberg," lächelt Wyso schadenfroh, „wenn die Kinder nicht geschlafen haben, sind sie immer übel gelaunt! Gott segne Euch die Mahlzeit — sie kostet uns mindestens zwanzig Goldgulden, wenn man alles rechnet!"

Der Reichenberger wendet sich ab und tritt brütend ans Fenster.

„Geht jetzt, Herr, geht und wenn Ihr mir nicht den Garaus machen wollt, so stört mir ferner nicht mein Mittagsschläfchen," sagt Wyso, legt die Arme auf den Tisch, das rote Gesicht darauf und tut wieder, als schliefe er. — „Herr Reichenberg!" lacht der Herzog, als der Graf sporenklingend in den Hof tritt: „Habt Ihr noch mehr Nachkommenschaft hierlands? Sagt mir's lieber vorher, denn Eure Laune wär imstande, uns das Reisewetter zu verderben!"

„Ich hab's abgetan, Herr Herzog, und harre besserer Zeit, um's wieder aufzunehmen!" erwidert Reichenberg kurz.

Jetzt tritt auch die Herzogin heraus, reisefertig, zwischen dem Abt und Donatus gehend.

Verdrossen folgen ihr die Hoffräulein, die sich über alle Maßen gelangweilt haben, voran die Gräfin Hildegard, den geschweiften Hut mit den nickenden Pfauenfedern statt des Schapels auf dem schönen Kopf. Sie heftet die verlangenden Augen unverwandt auf Donatus. Er aber wagt keinen Blick mehr zu ihr zu erheben, und die feine florentinische Schminke entfällt ihren erbleichenden Wangen vor Verdruß! —

Die Sonnenuhr zeigt die vierte Nachmittagsstunde. Der Herzog hat satteln lassen. Der Vortrab ist schon hinaus. Die Sänfte wird herbeigebracht, die Herzogin steigt ein. „Lebt wohl, Herr Abt," ruft sie nochmal, „lebt wohl, Donatus! Seid eingedenk des Wortes, das ich heute gab und säumet nicht, mich zu rufen, wenn Euch Hilfe not tut!" Noch ein Händeschütteln zwischen Herzog und Abt. Die Damen setzen die goldgestickten

Schuhe auf das Hebeeisen — schwingen sich verdrießlich in den Sattel — und unter Peitschengeknall und Rüdengebell zieht der Troß wieder ab, wie er kam, lärmend, stampfend und schreiend, daß man ihn noch hört, als er schon lange dem Auge entschwunden.

Die Brüder atmen auf und gehen an ihr Tagewerk zurück, die Klosterknechte fegen den Hof mit großen Besen rein. Die verscheuchte Klosterkatze kommt mißtrauisch über das Scheunendach herabgeschlichen, und alles ist wieder still und friedlich wie zuvor. Nur in der Seele des Abtes ist ein Schatten zurückgeblieben, eine heimliche Sorge, die ihn nicht mehr so frei atmen läßt wie diesen Morgen, ein dumpfes Gefühl, als sei doch nicht mehr alles, wie es war!

Zweites Kapitel.

Die Woche ist um, der Sonnabend gekommen, der Vorabend der Priesterweihe. Die fleißigen Hände ruhen. Die Ernte ist eingeheimst, die Tore der gefüllten Scheunen haben sich geschlossen. Auch die Kirche hält Ernte! Die Saat des Glaubens, die vor vierundzwanzig Jahren die frommen Mönche in das Herz des kleinen Findlings zu säen begonnen, ist in vollen Halmen schön und machtvoll aufgegangen. Donatus hat soeben vor dem versammelten Konvent seine Probepredigt gehalten. Mit hochklopfendem Herzen spricht er das Amen, seine Augen flammen in heiliger Begeisterung. Seine Rede ist über die Häupter der Zuhörer dahingerauscht wie der Flügelschlag des heiligen Geistes. Ja, jetzt noch, nachdem er geendet, ist es, als klänge seine Rede fort, und sie lauschten ihr noch andächtig, bis der letzte Schall verhallt. Der Abt aber steht auf und zieht den Jüngling an sein Herz: „Wunderbares Kind!“ spricht er, „du bist zu uns kommen, ein Findling — und vermeinten wir, es sei uns kund, von wannen du kommst, und glaubten, daß wir dir möchten geben von unserem Überfluß und dich möchten lehren von unserem Wissen. Jetzo aber gibst du uns von deinem Überfluß und

lehrest uns von deinem Wissen, daß wir schier fragen möchten: Von wannen bist du? Denn nicht im Schnee der Malser Heide, wo sie dich aufgelesen, noch in unseren schlichten Klostermauern schöpftest du solch göttliche Offenbarung!"

Da küßt Donatus des Ohms Hand. „O nein, mein Vater," flüstert er leise, „ich küsse in Ehrfurcht deine treue Vaterhand, denn sie ist es, die mich geleitet an jenen heiligen Born, daraus ich schöpfte zu Eurer Erquickung! Nichts ist mein, von Euch hab ich alles, und was ich bin, bin ich durch Euch! Ich danke dir, mein Oheim, ich danke Euch, meine Brüder! Ach, heute am Vorabend des heiligen Tages, des Tages meiner Wiedergeburt im Herrn, laßt mich den Dank eines ganzen Lebens zusammenfassen in dies eine Wort!"

Und die Brüder alle, mit Ausnahme des Einen, ewig unversöhnlichen, scharen sich um ihn und schütteln ihm liebevoll die Hände. Ja, es ist eine reiche volle Gottesernte, die sie heute halten, und sie sind stolz darauf, daß sie den Knaben wohl erzogen, daß sie alles so weise und gut mit ihm gemacht! Dann führt der Abt Donatus in seine Zelle, daß er ihm dort die letzten Ermahnungen gebe vor Anbruch des hohen Festes und vor dem Einzug des Bischofs von Chur, der ihm die Weihen erteilen soll.

Lange, lange kniet Donatus bei dem Abt und netzt mit Tränen seine Hände, in die er die heiße Stirn gelegt hat. Denn eine geheime Schuld ist's, die ihn drückt seit dreien Tagen. „O Vater, Vater!" spricht er gepreßten Herzens: „Dein Sohn erscheinet nicht mehr so rein vor dir, wie ehedem, wie noch vor wenig Tagen: Vater, ich bebe, dir's zu sagen, — mein Auge hat getrunken von dem Gift der Frauenschöne, und es schleicht

durch meine Adern wie ein heimlich Feuer. Immer, immer, seh ich das blondgelockte Haar, die rosigen Wangen, den weißen Hals, wie ihn das Gewand freigab, da sie die Spange löste, das ganze holdselige Frauenbild! O Augustinus redet wahr, wenn er saget: „die Augen werfen uns täglich in all Sünd und Laster, was ist schalkhafter geschaffen, denn das Auge?“ Mein Herz war rein, es barg nichts als Gott, aber diese Augen, die schalkhaften, sie warfen mich in Anfechtung, sie brachen den Frieden meiner Seele, denn selbst jetzt noch malen sie mir immer und immer wieder das sündhafte Bild vor, sie malen es mir an den blauen Himmel, an die Säulen der Kirche, in mein Betbüchlein, ja auf das Altartuch; überall muß ich es sehen, drängt es sich zwischen mich und mein Gebet. O mein Vater, darf ich mit solcher Anfechtung im Innern das heilige Öl auf meinem Scheitel empfangen, wird es nicht aufzischen und sprühen, als tropfe es auf heißes Eisen?“

„Beruhige dich,“ sagt der Abt. „Ohne Anfechtung keine Tugend. Die Versuchung ist noch nicht die Tat, und ich weiß, daß du dich seit dreien Tagen schwer kasteiet und gegeißelt hast und seit dreien Nächten dein Lager nicht gesucht, sondern auf dem Steinboden der Kapelle gekniet hast. Wo solche Buße für geringen Fehl, da ist auch Gnade und Vergebung! Wohl ist es wahr: Alle Sünde kommt aus schalkhaftigen Augen, und das Evangelium Matthäi spricht im sechsten Kapitel: ‚Ist dein Auge dunkel, so ist dein ganzer Mensch licht, ist aber dein Auge ein Schalk, so wird deine Seele finster.‘ Drum hüte dein Auge von nun an, mein Sohn, daß es einfältig bleibe und nicht erschaue verbotene Dinge, und du wirst keusch sein und rein vor Gott und Menschen!“

„Ja, mein Vater!“ ruft Donatus und hebt die Hand zum Schwur auf: „Hier schwör ich's im Angesicht aller Heiligen, ich will tun nach deinem Gebot! Nie soll mein Auge auf eines Weibes Wohlgestalt mehr haften, nie sich erheben über den Saum ihres Gewandes, wo er die Erde streift, nie ein Wunsch, eine Begierde mich beschleichen, oder Gottes Gnade soll mich verlassen und er soll mich hinabstürzen in die tiefste Verdammnis!“

„Halt ein, rasender Knabe, das ist ein Fluch, kein Schwur!“ ruft der Abt entsetzt. „Gottes Gnade ist größer, als dein kranker Mut sich träumen läßt, sie erbarmt sich auch des Sünders und mißt ihn mit dem Maße seiner Kraft — nicht seiner Schuld! Willst du Gott vorgreifen und dich verdammen, wo er dir in seiner ewigen Vaterhuld vielleicht vergeben würde? Wohin reißt dich dein jugendlich Ungestüm? Nicht im blinden selbstzerstörenden Eifer, — im treuen demütigen Gehorsam, in stiller Pflichterfüllung und stetigem Ringen läutert sich der Mensch. Das beherzige, Kind meiner Seele! Und der Herr verzeih dir deinen Aberwitz; denn noch manchmal wirst du fehlen und noch manchmal bedarfst du seiner Gnade!“ — In diesem Augenblick kündet die Glocke vom Turm mit feierlichem Geläut das Nahen des bischöflichen Reisezuges an, und eilends begibt sich der Abt hinaus, dem hohen Gast mit dem versammelten Konvent die gebührenden Ehren zu erweisen! — — —

Es ist Nacht geworden. Die Empfangsfeierlichkeiten sind vorüber, der Bischof und Konvent zur Ruhe gegangen. Nur Donatus bleibt auf, in der Kapelle die Nacht durch zu beten. —

Erd und Himmel sind stille, kein Windhauch in

den Lüften, kein Geräusch im Tal. Alles ruht nach getaner Arbeit dem Sonntag entgegen, dem Tag der Freude. Denn all diese Menschen da unten im Tal, sie gehören ja der Kirche mit Leib und Seele, und wenn diese sich freut, so freuen sie sich mit. Ein Kirchenfest ist ihr Fest, sie kennen kein anderes. Und jeder legt sich am Vorabend solchen Tages mit frommen Gedanken schlafen, damit nicht sündliche Träume die Engel verscheuchen, die in der Nacht herabkommen, die Seelen der Schläfer vorzubereiten für das Heil des kommenden Tages. Still geschäftig ziehen und schweben diese herauf, herunter, von Berg zu Tal, die ganze Nacht, bis die Sonne aufgeht und ihre ersten Strahlen durch die kleinen Luken der Hütten hereinwirft auf die geschlossenen Lider, daß sie sich öffnen dem Licht. Dann reiben sich die Erwachenden die Augen mit einem wunderbaren Wonnegefühl. In ihrer Seele fertig liegt das Heil, noch verborgen, noch unverstanden, aber in wenig Stunden wird ihm der geweihte Mund der Kirche das erweckende Wort sprechen und glorreich wird es ins Bewußtsein treten. —

Aber der junge Novize, dem die Feier vorbereitet wird, liegt noch vor dem Altar auf dem Angesicht, wie den Abend zuvor. Die ganze Nacht hat er so gelegen und gebetet, ohne sich zu rühren, der Bräutigam des Himmels. Er hat obgesiegt in heißem Gebet und abgetan alles, was irdisch. Er hat sich gereinigt in Andachtsgluten, und die Seele flammt und lodert ihr entgegen, ganz und ungeteilt, der himmlischen Braut! Die Augen sind eingesunken, die Wangen blaß vom Wachen und Beten. Denn welches Gebet wäre wohl stark, heiß, inbrünstig genug, um sie zu verdienen, die Gnade, deren

kein Sterblicher wert ist, geschweige denn er — er, der schwache, sündige Novize, der noch kaum die erste Stufe der Vollkommenheit erklommen hat!

Die Morgensonne beleuchtet strahlend die Türme und Kuppeln von Marienberg, sie wirft goldene Tellerchen durch die runden Scheiben auf den Boden der stillen Kapelle herein. Der Büßende sieht es nicht, noch ist es Nacht vor seinen Augen, noch liegt er, das Antlitz fest in die gefalteten Hände versteckt. —

Da läutet es zur Frühmette! Aus dem Tale herauf eilen die Engel, den Bräutigam zu wecken, und er fühlt ihrer Palmen Wehen über seinem Haupte. Jetzt rafft er sich auf aus seiner Zerknirschung und eilt in den Schlafsaal, um sich zu kleiden, im festlichen Gewand die Braut zu empfangen, die Unsichtbare, der sein Herz entgegenschlägt.

Indes wird's lebendig unten in der Tiefe. Auch hier sind die Seelen gereinigt von sündigen Gedanken, und Wasser aus den sprudelnden Gebirgsquellen befreit den Körper vom Staub der Arbeit. Unter den geschäftigen Händen der Mütter tauchen aus dem frischen Naß rosige Kindergesichter auf, wie Blumen nach dem Regen, mit heller leuchtenden Augen, die nun ungetrübt in die Welt schauen. Und manche tiefe Falte der Sorge und Mühe auf der Stirn der Alten wäscht es weg, das reine, wunderkräftige Fernerwasser! Der alltägliche Frieskittel wird vertauscht gegen das saubere Sonntagskleid von Loden, Kamelot oder gar Bogram. Die Mägdlein kleiden sich mit frohem Ehrfurchtsschauer in das Gewand der Unschuld, weißes Linnen, denn sie dürfen als Brautführerinnen den Bräutigam der Kirche geleiten, wenn er Umgang hält. — Dann gehen sie ins sommerlich pran-

gende Gärtlein, fürsichtig auf den schmalen Wegen die weißen Gewänder zusammenhaltend, daß sie nirgend anstreifen an den tauigen Beeten und pflücken den altheiligen Holunder, der bei Freuden- wie bei Trauerfesten nicht fehlen darf, auch ein paar Zweiglein vom Haselstrauch, unter dem einst die himmlische Jungfrau im Unwetter Schutz gefunden und den sie dieserhalb fürnehmlich mit Wunderkräften gesegnet hat, dann den Wacholder mit seinen schwarzen Kranewittbeeren, aus denen der wohltätige Wacholdergeist gegen die bösen Frühnebel gebrannt wird, die hochgeschossenen Lilien und die kleinen Marienblümlein, unter den Tränen der Maria erblüht, als sie nach Ägypten fliehen mußte — Majoran, Raute und Thymian, sicher gegen jeden Teufelsspuk, den Rosmarin, Himmelbrand und Gundelrebe — lauter geweihte Blumen und Kräuter unter guten Sternen stehend. — Von diesen binden die Mägdlein, nach ihrer Bedeutung sorgfältig wählend, den Feststrauß. Zuletzt aber klettern sie noch hinauf, die Rosa pomifera zu brechen, die, aus dem unschuldig vergossenen Blut einer reinen Jungfrau entsprossen, sich üppig an den Mauern hinaufrankt, und wo sie ein allzu zähes Zweiglein vom Strauche reißen, schüttet dieser einen funkelnden Sprühregen von Frühtau auf sie nieder, daß sie eilends wie vor einem neckischen Gesellen unter Kichern und Schelten Reißaus nehmen. — Da stört Pferdegetrappel von der Richtung gen Mals her die morgendliche Stille. Eines der Mägdlein im entlegensten Gärtchen vor dem Dorf lugt neugierig über die Mauer nach den Nahenden. Verhängten Zügels kommt eine Dame dahergesprengt, gefolgt von zweien Dienerinnen zu Pferde und etlichen Troßknechten. Ihr zur Seite reitet ein stattlicher Ritter als ihr Geleits-

mann und Beschützer. Dicht unter der Mauer hält die Dame an und winkt dem erstaunten Mägdlein zu. „Gelt, heut wird da droben im Stift ein Mönch zum Priester geweiht?“ ruft sie hinauf.

„Ja — es wird gleich läuten,“ ist die Antwort.

Die Dame wirft ihrem Ritter die Zügel zu und springt vom Pferde, schneller als ein Knecht ihr zu Hilfe kommen kann. „Willst du mir dein linnen Röcklein geben?“ ruft sie hinauf, „ich will es dir bezahlen, als wär's ein Fürstenmantel!“

Das Mägdlein lacht, es hält's für Spaß. „Komm herab und laß mich ein zu dir!“ befiehlt die Fremde.

„Ich bitt Euch, gnädige Gräfin, was kommt Euch in den Sinn?“ flüstert der Ritter.

„Ich will zur Priesterweihe hinauf,“ lacht die Gräfin. „Aber ich will unerkannt bleiben und mich unter die Bauerdirnen mischen, versteht Ihr das?“

„Aber ich bitte Euch, wie mag sich solches für Euch schicken!“ fleht der Ritter.

„Was sich schickt und nicht schickt, weiß ich am besten. Ihr andern reitet auf Umwegen dort hinauf, wo die Trümmer der alten Veste Kastellatz Euch Schutz vor Sonne oder Regen geben. Dort haltet Euch verborgen bis zur Weiterreise.“

„Könnten wir denn nicht im Stifte selbst ein Unterkommen finden,“ meint der Ritter, „wie jüngst mit der Herzogin?“

Die Gräfin lacht. „Glaubt Ihr, die strengen Herren werden ein weggejagtes Hoffräulein aufnehmen, und noch dazu am Tage einer Priesterweihe? Da kennt Ihr sie schlecht! Tut, wie ich Euch sage, Herr Ritter, und Euer Gehorsam soll belohnt werden,“ fügt sie ver-

heißungsvoll hinzu, daß dem Ritter vor freudigem Schreck das Blut in die Wangen schießt.

„O, der schöne Strauß!“ sagt sie im Eintreten zu dem harrenden Mägdlein, „den mußt du mir auch geben!“ Rasch verschwindet ihre lange Schleppe um die Mauer und das Pförtlein schließt sich hinter ihr. Dem Ritter mit seinem Troß bleibt nichts übrig, als zu tun nach ihrem Geheiß und langsam weiter zu reiten. „Was hat sie nur da oben?“ murmelt der Getreue kopfschüttelnd vor sich hin und führt ihr leeres Pferd sorgfältig am Zügel mit sich. Das möchte es ihm verraten, wenn es sprechen könnte — es trug sie ja auf seinem Rücken, da sie in den Klosterhof einritt und den jungen Mönch zum ersten Male sah! — Aber wie es auch schnaubt und die Nüstern bläht, es kann's eben doch nicht sagen, und stumm zieht der kleine Zug hinter dem Dorfe hin durchs taufeuchte Waldesgrün dem einsamen Hügel von Kastellatz zu.

Da tönt auch schon die große Glocke vom Marienberg herunter, das Wunder der ganzen Gegend, und ihren mächtigen Klang hört man über Berg und Tal. Die Dorfbuben sind schon längst hinauf, den Strang zu ziehen, denn das Läuten bringet absonderlich Heil und ist noch eine schöne Kurzweil, so an dem Strange hinauf und hinunter zu schnellen! Die Mägdlein aber gehen mit den großen Buschen in der Hand fein sittig neben den Eltern her, und das Herz schlägt ihnen in dem jungen Busen, vor hoher, heiliger Festfreude. So ziehen sie in andächtigem Schweigen den Berg hinan. Oben aber vor der Kirchtüre stehen die Engel geschart mit Seraphsflügeln, die Sonne überstrahlend, und laden die feiertäglich geschmückten Züge, die daherwallen von

nah und fern, freundlich ein in das gastlich bereitete Haus des Vaters, wo Weihrauch und Myrrhen ihnen entgegenduften und grünes Gewind.

Der Boden der Kirche zittert unter den Tritten der hereinströmenden Menge, und was nicht drinnen Platz hat, das kniet draußen nieder. Weit, weit im Umkreis staut sich die Flut der Andächtigen, blickt das Auge nur über knieende Gestalten hin. Aber weil die Massen nicht in die Kirche hinein können, kommt die Kirche zu ihnen heraus. Wie der Strom im Frühling über seine Ufer schwillt, wie das übervolle Herz im Augenblick der Freude überfließt, so auch tritt die Kirche im Augenblick der höchsten Freude aus ihren steinernen Mauern heraus und ergießt ihre Segnungen über die ausgeschlossene Menge. Nach Beendigung der Weihzeremonie und des Amtes beginnt der feierliche Umzug unter freiem Himmel. „Sie kommen, sie kommen," jauchzt es, und unter dem Geläut der Glocken, unter dem Brausen der Orgel und dem Jubilieren der Flöten, Harfen, Psalterien und Zimbeln wallen sie heraus mit fliegenden Fahnen in weißen Festgewändern, voran die Musiker, dann die Chorknaben, die Rauchfässer schwingend, zu beiden Seiten die Mägdlein, Gasse bildend und Blumen streuend. Dann der Fahnenträger mit der Marienfahne, die Frau Uta dem Kloster gestickt, die Diakone mit brennenden Kerzen in der Hand als Geleite des hochwürdigsten Bischofs, der leutselig den Segen erteilt, und endlich der Abt und die Schar der Mönche, den Neugeweihten in ihrer Mitte, unter dem Schutze der heiligen Banner schreitend, die fromme Hände dem Kloster verehrten. Ehrfürchtig rücken die Knieenden zu beiden Seiten auseinander, daß der Zug hindurch kann, das Heil auszuströmen nach allen Seiten. Ein

kaum unterdrückter Ruf des Entzückens schwebt auf aller Lippen, als der junge Priester erscheint. Im langen, weißen Chorgewand, der Alba, um die schlanken Hüften mit goldenem Cingulum gegürtet, auf der Brust die reichgestickte Stola gekreuzt und von den Schultern das schwarze Pluviale niederwallend, auf dem Haupte aber zum Zeichen der Unschuld und Reinheit das festliche Schapel mit dem Kranz von weißen Rosen, — so schreitet er daher, demutsvoll das Haupt geneigt, als drückten ihn die Ehren dieses Tages zu Boden.

Die Mägdlein bestreuen seinen Weg mit heilbringenden Kräutern und Blumen, die sie am Morgen gepflückt, sein Fuß schreitet weich darauf, so dicht gesäet ist der grüne Teppich. Doch plötzlich zuckt er zusammen, als sei er auf einen Dorn getreten! Es war nur ein Wort, das ihn getroffen, und mit dem Wort ein Blick. „Wie schade!“ hatte eine der Dirnen vor sich hingesagt, und als er unwillkürlich aufsieht, begegnet sein Auge einem so begehrlichen, so beweglichen Blick aus dem lieblichsten Angesicht, und dies Angesicht ist ihm so bekannt! Und doch, wie kann das sein? Ein Bauernmägdlein — und jenes stolze Hoffräulein — wie können sie sich gleichen? Aber die Ähnlichkeit ist so wunderbar, daß er, ins Innerste davon getroffen, wie geblendet stehen bleibt, — nur eine Sekunde, nicht länger, als man braucht, um tief Atem zu holen oder im Vorbeigehen eine Blume zu pflücken, — doch sein Fuß strauchelt im Weiterschreiten, als müsse er in allzugroßer Hast eine lange Versäumnis einbringen. — Und weiter geht es in drei immer größeren Kreisen um den Berg herum, bis auch dem Letzten der gläubigen Scharen das Heil gebracht ist, auf das er harrt.

Da, am äußersten Ende, fast am Abgrund, kniet ein armes blasses Weib mit ergrauten Haaren, dürftig in Lumpen gehüllt — das sieht dem Jüngling so sehnsüchtig entgegen, wie der ewigen Seligkeit. Neben ihm kauert, gleichfalls in Lumpen, ein fremdartiges Geschöpf — halb Kind, halb Jungfrau, mit üppigem rotbraunem Haar und großen, runden goldschimmerden Augen unter dunklen, dicht zusammengewachsenen Brauen, so verträumt in die Welt hineinschauend, als schliefe die Seele am hellen Tage, und es bewege sich nur im Schlaf, wie eine aufgestörte Goldeule wohl auch ihr prächtiges Gefieder in der Sonne spielen läßt, während es vor ihren geblendeten Augen Nacht ist. Jetzt fährt das seltsame Geschöpf auf, als wäre es eben erwacht, und faßt wie erschrocken den Arm der Frau. „Du, ist das ein Engel?" fragt es und zeigt auf die lichte Gestalt des nahenden Donatus. Jetzt ist er ganz dicht bei ihnen, das Kind verkriecht sich zitternd, wie vor einer übermächtigen Erscheinung, hinter der Begleiterin, diese aber streckt heimlich die magere Hand nach ihm aus und faßt die Falten seines Gewandes, sie an die Lippen zu drücken: „Donatus, mein Sohn, kennst du mich nicht mehr?" Der also Gerufene sieht sie fragend an. Da zeigt sie ihm ein kleines, rohes Kreuz von zwei übereinander gelegten Hölzlein genagelt — und wie mit einem Zauberschlage sind die langen Jahre vor ihm versunken, und er sieht wieder die herbstliche Laube, in der er eines Abends gespielt zu Füßen seiner „Mutter", wie er sie immer genannt, und er sieht das kleine Grab und das Kreuzlein darauf, das er selbst gemacht, und sie reißen ihn vom Schoß der Mutter, — der böse schwarze Mann will ihn mit sich nehmen, er sieht sie weinen und klammert sich an ihre Knie — und das Heimweh nach

der verschwundenen, nach der warmen Mutterbrust, das jahrelange bittere Heimweh ist wieder erwacht — und — vorbei rauscht der Zug der Unnahbaren — und er mit ihnen! Noch ein unbemerktes Umschauen — einen einzigen raschen Blick — er siehet, wie sie die Arme ausstreckt ihm nach und dann auf ihr Antlitz niederfällt. Er hat sie nicht einmal das Nächste fragen können — Mutter, wie lebst du, und wo finde ich dich? Er hat gesehen, daß sie darbt, und er kann ihr nicht einmal ein Stück Brot bringen — ihr, die ihn genährt, daß er zum großen starken Manne erwachsen, die ihr Herzblut für ihn hergegeben! Und zwei bittere Tränen lösen sich zitternd von seinen Wimpern ab und fallen nieder auf die Marienblümlein, die aus den Tränen der Gottesmutter entsprossen, als sie heimatlos flüchten mußte, — und die kleinen Blumen schauen ihn mit verständigen Augen an und fragen: „Um welche Mutter weinst du?" Da senkt er beschämt die Lider vor dem fragenden Blick der unschuldigen Blüten, über die sein Fuß hinschreitet. Das Weh, das unaussprechliche der Gottesgebärerin offenbart sich ihm zum ersten Male in seiner ganzen Größe in dem Schmerz um die verstoßene Amme; was muß sie gelitten haben, die den Gott, den sie geboren, hinopfern sehen mußte wie ein Lamm? Und er konnte weinen um den Schmerz der Amme, die ihn nicht geboren, die ihn nicht sterben sehen muß, wie Maria den göttlichen Sohn, von rohen Händen ans Kreuz genagelt? — „Maria, ewige Mutter, vergib, vergib, daß ich dein vergessen konnte um des irdischen Weibes willen! Dir gehören meine Tränen — und ich hab sie einer anderen geweint — vergib!" So betet er und hebt die Augen reuig zu der wallenden Marienfahne auf, die vor ihm

herzieht, vom frischen Bergwind prangend entfaltet. — Das war der Segen der Marienblümchen, und er danket der Hand, die sie für ihn gebrochen! Ob es nicht gar die Hand des Mägdleins war, des rosigen mit den minnigen Augen, das vorhin seinen Fuß straucheln machte vor Staunen ob seiner Ähnlichkeit mit jener Frau, die ihm die Ruhe geraubt? War es nicht in seinem einfachen Linnenhemd noch viel schöner als das stolze Hoffräulein in seinem sündhaften Putz? Und doch glich es ihm so sehr, so zum Verwechseln, daß man hätte glauben können, es sei das Fräulein selbst! — O himmlische Barmherzigkeit, schon wieder irdische Gedanken! An seinem Ehrentag! An seinem Hochzeitstag! Zum ersten Male tritt er aus dem Bann der schützenden Klostermauern heraus — und schon wieder fühlt er, wie die Welt ihre Arme nach ihm ausstrecken will! — Zittern und Bangen befällt ihn, — inmitten dieser Gnadenfülle kann der Arm der Welt ihn erreichen. Wehe ihm! Je größer die Gnade, desto furchtbarer die Strafe, wenn ihr nicht entsprochen worden, je höher die Erhebung, desto tiefer der Sturz. „Wahre dein, wahre dein!“ ruft er sich selbst zu, und der Angstschweiß perlt auf seinem geschorenen Scheitel unter dem Kranz von weißen Rosen. —

Der Rundgang ist beendigt und es ist Zeit! Er fühlt, daß er dem Zusammenbrechen nahe; die in Gebet und Geißelung durchwachten Nächte, die Inbrunst, die im heißen Brand sein Blut getrunken, machen ihr Recht geltend, er ist erschöpft zum Tode. Der Zug kehrt zur Kirche zurück, die weißgekleideten Dirnen bilden abermals die Gasse. Da steht sie wieder unter ihnen, die Schöne, die Fromme, die gewiß nicht ahnt, wie auch das Werk

des Segens zum Unheil werden kann in unheilvoller Bruſt! Noch ein Blick auf dies Angeſicht mit den blauen Augen müßte Seligkeit ſein! Aber er widerſteht. Mit klopfendem Herzen und feſtgeſchloſſenen Lidern geht er vorüber und atmet erſt auf, da ihn die kühlen ſchützenden Mauern der Kirche wieder umfangen.

Die Zeremonie iſt beendet, die Menge verläuft ſich, es wird ſtill um ihn her. Er liegt allein vor dem Altar auf den Knieen und verrichtet noch ſein Gebet. Aber die Burgeiſer Mägdlein haben auch noch gebetet — die Alten gehen langſam, ſie holen ſie ſchon noch ein. Es läßt ſie nicht fort, ſo lange der junge Geiſtliche noch da iſt. Jetzt erhebt er ſich, und ſie drängen ſich zu ihm hin, wie zu einem Heiland, ſie wollen die letzten Blumen, die ſie noch übrig haben, vor ihm auf die Stufen des Altars niederlegen, und die erſte, die ihn ſtreift, auf die ſein Blick fällt, ohne es zu wiſſen, iſt die Gefürchtete und doch ſo Erſehnte! Wie eine Braut ſteht ſie neben ihm in ihrem weißen Gewand, bekränzt mit feſtlicher Blütenkrone, halb verſchämt, halb zutunlich, das Auge voll berauſchender Minne. Wie muß es wohl dem Manne ſein, in deſſen Hände ſie mit ſolchem Blick ihre jungfräuliche Krone niederlegt, wie jetzt den Strauß zu ſeinen Füßen? Und ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſpricht ſein Mund ihr Wort von vorhin nach: „Wie ſchade!“ Aber wie es der Lippe entflohen, wächſt der leiſe Flüſterhauch lawinenhaft in ſeinen Ohren an und wird zum Donner, der auf ihn ſelbſt zerſchmetternd niederrollt! Das konnte er ſagen — heute — heute! — Und ſein Schwur von geſtern?! Was iſt noch heilig, was iſt noch ſicher? Die Mauern der Kirche wanken, die Flammen der Kandelaber tanzen in wirren Kreiſen vor ſeinen Blicken

— ihm ſchwindelt, — ringsum nichts als begehrliche Mädchenaugen, glühende Wangen und nackte Arme, die ſich nach ihm ausſtrecken — nein, er darf nicht umſinken, ſonſt haben ſie ihn, neigen ſich über ihn, treiben mit ihm ihr Minneſpiel! Nur jetzt noch aufrecht bis zur Tür der Sakriſtei, wenn er die noch erreicht, dann iſt er gerettet! — Aber der Weg iſt ſo weit, viel zu weit — er hält ſich nicht mehr — er fällt — da, da ſind ſie — ſie ſtürzen zu ihm hin, er fühlt weiche Arme unter ſeinem Kopf, — noch ein Blick in zwei feuchtblaue Augen dicht über ihm — er iſt verloren, das Bewußtſein geht unter in einem blauen Meer!

Drittes Kapitel.

Es ist Nacht geworden — der Festeslärm verstummt. Trübe qualmt die Lampe in Correntians Zelle. Er sitzt vor einem großen Buch, aber er liest nicht. Wie ein Toter liegt er im Stuhle und brütet vor sich hin. Da klopft es leise an seine Tür, erstaunt ruft er das übliche: Deo gratias! Denn die Regel St. Benedicti verstattet nicht, daß zween Brüder allein in einer Zelle zusammen kommen, es muß ein ganz besonderer Anlaß sein, der solche Umgehung des Gebots entschuldigt. Die Tür öffnet sich, und herein tritt, des Festschmucks entkleidet, im schwarzen Mönchsgewand — der Neugeweihte.

„Was willst du bei mir?" fragt Correntian mit verächtlichem Blick, „was will das verzogene Schoßkind lässiger Brüder, die ihre Zeit nicht mit Gebet ausfüllen mögen, bei mir, den es stets gefürchtet?"

„Spotte nicht, Correntian," sagt Donatus mit tiefem Ernst, „ich bedarf deiner — vergiß nicht, daß wir Brüder sind."

„Wir sind es im Orden, aber nicht im Herzen. Verlaß mich — du sündigst wider die Regel und hast dess' keinen Gewinn, denn ich hasse dich ebenso sehr, wie ich Gott und die Kirche liebe."

„Weil du mich hasſeſt, deshalb komme ich zu dir.“

„Hofſſt du, mich zu verſöhnen? Meinſt du, auch mich zu betören mit deines Mundes Honigſeim, wie unſere ſchwachen Brüder? Deſſ' getröſte dich nimmer — ich bin dein Feind — und bleibe es!“

„Ich wiederhole dir, es iſt kein Freund — es iſt ein Feind, den ich ſuche! Und haßteſt du mich mehr, als ich mich ſelbſt — ich würde dich um ſo mehr ſuchen!“

„Ich verſtehe dich nicht!“

„So lerne mich verſtehen. Ich begehre dich zu meinem Berater, weil du der Einzige biſt, der mich nicht liebt, der Einzige, der kein Erbarmen mit mir hat! Verſtehſt du jetzt? Die Andern lieben mich zu ſehr, ſie haben Mitleid mit mir. Ich aber will kein Mitleid — ich will ſtrenges, unerbittliches Gericht — deshalb ſuch ich dich!“

Correntian wendet ſich zum erſten Male nach ihm um und blickt ihm erſtaunt in das verſtörte Geſicht: „Sollte es dir ſo ernſt ſein?“

„Fürchterlich ernſt!“ ruft der Jüngling im vollen Ausbruch der Verzweiflung und lehnt die Stirn an die nackte Mauer: „O Correntian, ich habe dich verabſcheut jahrelang — heute aber bitt ich dir's ab — denn du hatteſt Recht, mich anzufeinden, und deine Ahnung trog nicht! Sprich mir die Buße zu, die mich entſühnen kann — ich will ſie tragen — jede, auch die ſchwerſte, denn keine kann größer ſein, als mein Vergehen! Der Herr hat mich geliebt und an ſein Herz gezogen, wie Petrus — und wie Petrus hab ich ihn verraten vor dem erſten Hahnenſchrei! Nicht ſo lang war ich treu, als mich die Feierkleider ſchmückten, nicht ſo lang, als die Altarkerzen brannten, nicht ſo lang, bis der Hauch

verwehte, der mein Gelübde zum Himmel trug! Stoßt mich ins Elend, wie mein Vater tat — ich bin nichts Besseres wert! Unwürdig des Erbarmens der Menschen, Staub bin ich, der die Saat des Himmels jedem Luftzug preisgibt — werft ihn hin und zerstreuet ihn in alle Winde!"

„Ich verstehe," sagte Correntian kalt, „die Versuchung trat an dich in Weibesgestalt, und du bist schwach! Der Fluch erfüllt sich so sicher, wie der Sterne Lauf, du kannst ihm nicht entgehen! Wie solltest du's? Gezeuget und getragen in buhlerischen Freuden gedankenloser Hofgelage, genährt am Busen einer buhlerischen Amme, ist buhlerisch dein ganz Gebahren. Buhlerisch ist der Liebesblick, den du nach oben wirfst — er buhlt mit der Sonne, mit dem blauen Himmel, der deinen Sinnen schmeichelt; buhlerisch ist der Blick, den du dem toten Bruder in die Gruft nachsendest, er buhlt mit der Rose, die darauf im Winde nickt — ja selbst der Blick, den du im andächtigen Gebet auf das Bild der Mutter Maria heftest, er buhlt mit dem schönen Weibe, mit dem lieblichen Werk des Pinsels. Wie sollt er nicht buhlen mit dem lebendigen Weib von Fleisch und Blut, das zum ersten Male vor dir steht, wie das erste Weib im Paradiese vor dem ersten Mann? Lieblich anzusehen bist du wie die Sünde; sie werden dir nachziehen allerorten die lüsternen Dirnen, denn gar weit offen, gar freundlich einladend sind die Tore, dadurch die Versuchung bei dir aus- und einziehen kann, und diese Tore sind deine begehrlichen Augen! Es heißt aber in der Schrift: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen! — So du nun aber der Kirche ver-

mählet bist und du siehest ein Weib begehrlichen Blickes an, so bist du zwiefach verdammt, denn du hast der Kirche die Treue gebrochen!"

Donatus stehet wie zerschmettert und schlägt die Hände vor das Gesicht. „Weh mir, diese unseligen Augen, — könnt ich sie schließen auf ewig. O Correntian, ich grollte dir, weil mir Eusebius sagte, du habest mich blenden wollen, da ich Euch gebracht ward — jetzt groll ich dir nicht mehr — du hast es mir gut gemeint — o hättest du's getan, mir wäre besser!"

„Dazu ist's immer noch Zeit!" spricht Correntian mit furchtbarer Ruhe.

„Correntian — du — wolltest?" frägt Donatus, dem der Atem zu stocken beginnt.

„Ich nicht — die Kirche vergießt kein Blut! Aber —" und mit einem festen Griff dreht Correntian dem Jüngling das Pult mit der schweren lateinischen Bibel zu und schlägt eine Seite auf. Da stehet geschrieben im Evangelium Matthäi, fünftes Kapitel, Vers 29: „Ärgert dich aber dein Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde!"

Der Jüngling erbleicht, er starrt auf den finstern Richter, als stiege ein Gespenst vor ihm aus dem Boden auf, so unbegreiflicher undenkbarer Gestalt, daß es der Blick nicht fassen kann. Mit gesenkten Wimpern sitzt der Mönch vor dem großen Buche da. Der unsichere Schimmer der rußigen Lampe malt ihm zwei tiefe runde Schatten in das bleiche Gesicht — wie die leeren Augenhöhlen eines Totenschädels. Dem Jüngling ist, als schaue ihn sein eigen Antlitz an — leichenhaft — augenlos! Und doch so ruhig — so erhaben — und um den

kahlen Schädel mit dem schmalen Kranz schwarzer Haare weben hereinbrechende Mondesstrahlen einen Heiligenschein, bläulich, wunderſam abſtechend von dem roten Licht der Lampe. Ruhig rinnt die Sanduhr in immer gleichem Fluß ab, ſie läuft nicht ſchneller, nicht langſamer, wie auch die Herzen jagen oder ſtille ſtehen. Spanne um Spanne vergeht — das ſtarre Entſetzen in des Gerichteten Bruſt lähmt ihm noch immer die Zunge. Der Richter lehnt ruhig in ſeinem Stuhle, er läßt ihm Zeit zu begreifen — auch auf der Folter gibt es Augenblicke des Ausruhens. Endlich ſagt der Jüngling mit bebender Lippe: „Hat das ſchon einmal ein Menſch getan?“

„Ja!“ antwortet Correntian, „ich habe in alten griechiſchen Schriften von einem Manne geleſen, der ſich zur Strafe für ſchwere Schuld die Augen ausſtach — und das war nicht einmal ein Chriſt!“

„Und denkeſt du auch daran, daß es wider die Regel iſt, ſo ein Religios Hand an ſich leget?“ fragt der Jüngling mit bebender Stimme.

„Ich denke dran, aber ich weiß ſonſt keine Rettung für dich! Die Hölle hat dich zwiſchen zwei Sünden gezwänget, die eine wider das Gelübde der Keuſchheit, die andere wider das des Gehorſams. Mußt du eine davon begehen — und du *mußt*, du kannſt nicht mehr entrinnen, — ſo begehe die letztere, denn ſie ſchließet die Buße ſchon in ſich, und wenn du hienieden gebüßt, iſt doch der Himmel dein. Fällſt du aber der erſteren anheim, ſo magſt du diesſeits vielleicht der Strafe entgehen — aber im Jenſeits biſt du verdammt!“

„Wehe!“ ruft Donatus händeringend: „Was ſoll ich tun, Verbrechen, wohin ich mich wende und was

ich beginne! Kann ich, darf ich mich auflehnen wider das Gesetz der Kirche und unseres weisen Stifters?"

„Das Gesetz, auch das weiseste, kann nicht jeden Fall vorsehen. Die Hölle ist listiger als aller Menschenwitz. Dir hat sie eben das Gesetz zum Stein gemacht, dir den Weg zur Rettung damit zu versperren. Gott aber spricht: „Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus" — und Gott stehet über dem Gesetz! Ja, da wo es, wie bei dir, zur hemmenden Schranke wird, die den Weg zu ihm verschließet — da darf der fromme Eifer sie überspringen, gleichwie der treue Hund über Hecken und Mauern springt und seinem Herrn auf verbotenem Wege folgt. — Alle die heiligen Altväter, die in übermenschlicher Extase sich körperlich zu Grunde richteten, haben wider die Ordensregel gefehlt, aber der fromme Eifer, der in reiner Begierde, Gott zu dienen, über das Gebot tuet, findet eher Verzeihung, als der feige heuchlerische Gehorsam, der den Buchstaben erfüllet und im Geiste abfällt!"

Wieder schweigen sie beide. Immer höher steigt die leuchtende Mondesscheibe über den Dächern und Türmen des Klosterhofes empor und blickt freundlich lächelnd herein. Sehnsüchtig — durstig, als wäre es zum letzten Male und als müßten sie noch alle ihre Strahlen sammeln, bevor es Nacht würde, saugen die großen bangen Augen des Jünglings sich ihres sanften Lichtes voll. Nein, nein — noch ist es nicht so weit, noch nicht. Auch er kann ja kämpfen und siegen. Er deckt, wie schützend, die Hände über das Gesicht, als sähe er schon die Dolchspitze, die danach gezückt ist! Nein, er will kämpfen mit aller Kraft seiner Seele; kämpfen nicht nur um sein ewiges Heil — auch um seine Augen! Er will nicht

rechts, nicht links sehen — er weiß es jetzt, jeder verbotene Blick rückt ihnen den Mordstahl näher, der ihnen droht. „Seht nicht hin, ihr seht euch den Tod!“ wird er ihnen zurufen, wenn die Versuchung lockt — sollte er nicht siegen unter den Schrecken dieses Wortes? Und er stürzt vor Correntian auf die Knie. „Eine Frist — gönne mir eine Frist!“ stöhnt er mit bleichen Lippen wie ein zum Tode Verurteilter.

„Feigling!“ spricht Correntian verächtlich.

„Nein, so nenne mich nicht — so nicht!“ ruft der Jüngling sich ermannend. „Schick mich hinaus in die Wildnis, daß ich mit Schneestürmen und reißenden Tieren um mein Leben kämpfe, oder hinüber ins Sarazenenland, daß ich für unsere Mutter Kirche mein Blut verspritze, du wirst mich nicht zagen sehen — aber fordere nicht, daß ich das Messer gegen die eigenen Augen kehre, die zu behüten unser stärkster Trieb, stärker als der zu leben! Denn von manchem hört ich, der den Mordstahl sich selbst ins Herz gestoßen — von keinem, der ihn sich ins Auge senkte! — Correntian, sei barmherzig! Nicht die Erde, nur den Himmel gönne mir noch zu sehen, die ewige Heimat, nach der wir alle streben. Den Wanderer, der dem Erliegen nahe ist, stärkt der Anblick des metallenen Sterns, der ihm vom heimatlichen Turm entgegenblinkt, die Rauchwolke, die dem väterlichen Dach entsteigt, und er strebt weiter mit erneuter Kraft dem trauten Ziele zu! Um wie viel mehr muß uns, wenn wir ermattet sind, ein Blick hinauf zu jenen lichten Sternen, zu jenen Wolken stärken, die uns von unseres Vaters Haus herunterwinken? Wer rafft sich nach einem solchen Blick nicht auf und eilet fröhlich weiter? Den Blick — den einen einzigen noch gönne mir, er zieht mich ja nach oben!“

„Sinnlicher Tor!“ grollt Correntian. „Meinst du, auf den Bahnen, die das irdische Licht durchmißt, zum Himmel zu gelangen und des Weges zu fehlen, wenn du nichts mehr siehst — wie der Erdenwanderer den Heimweg nicht mehr findet, verliert er die Augen? Nicht von außen — von innen strahlet dir das Licht, das dir den Pfad zum Himmel zeigt, und es strahlet desto heller im Innern, je dunkler es draußen ist. Nur durch irdisch Dunkel führt dieser Pfad. Keiner ist ihn gegangen, dem nicht der Tod zuvor die schwarze Binde um die Augen legte! Und glaubst du nicht, daß dir solch himmlisch Licht, das uns die Todesnacht erleuchtet, auch die Erdennacht erhellen könne? Glaubst du nicht, daß Gott der Herr mächtig ist, dir für die Augen, die du ihm geopfert, ein geistig Gesicht aufzutun, mit dem du mehr und Schöneres erschaueſt, als je ein Sterblicher gesehen?“

„O Correntian, ich verstehe dich, ich bewundere dich, aber ich kann dir nicht nachahmen — noch kann ich's nicht! Vermöcht ich's jetzt schon — dann wär ich nicht der Sünder, der ich bin, und du brauchteſt mich nicht zu richten! Laß mir Zeit — um der ewigen Barmherzigkeit willen, die selbst Gott den Sündern gewährt — um Christi Blut willen, das in der Liebe für uns vergossen — laß mir Zeit!“

Correntian deutet auf die heilige Schrift: „Das Urteil sprach dir Gott, nicht ich — die Vollstreckung liegt in deinem freien Willen, ich habe dir nichts weiter zu sagen!“ Correntian erhebt sich. „Verlaß mich jetzt, denn es ist unstatthaft, daß ich noch länger geheimer Zwiesprach mit dir pflege, wir sind hier nicht im Beichtstuhl!“

Der Jüngling steht noch einen Augenblick zögernd vor ihm: „Correntian, du verachtest mich, wenn ich nicht tue, wie die Schrift mich heißt?“

„Was fragst du danach, ob ich dich achte oder nicht?“

„Alles — seit dieser Stunde alles!“ ruft der Jüngling leidenschaftlich.

Correntian aber macht eine streng abwehrende Bewegung: „Du bist von anderm Stoff als ich — mein Wesen stößt dich aus. Wärst du ein tapferer Kriegsmann oder ein fahrender Minnesänger — ich würde dich achten in deiner Weise, denn du wärest, was du scheinest. Aber als Mönch verachte ich dich, denn unter der Larve der Entsagung birgst du nur Weltlust und Eitelkeit, und das heilige Gewand, das du trägst, raucht vom Fieberbrande rasch entzündlicher Begierden. Das ist Höllenlohe, und furchtbar wird dies Feuer um sich fressen, so ihm nicht beizeiten gewehret wird.“

„Ich will ihm ja wehren — bei Gott, ich will's!“ ruft der gefolterte Jüngling, „o, ein Tropfen Weihwassers, der mit einer Träne wahrer Reue sich mischt, sollte er der Hölle Brand nicht löschen können? Reue und Gnade — was vermögen alle Teufel gegen sie?“

„Es gibt nur ein Naß, das die Flamme, in der du brennst, sicher und für ewig löscht: es ist der flüssige Kristall, in dem die Welt sich spiegelt, wenn er von deiner eigenen Hand vergossen, dir über die Wange rinnt! Wohl ist's ein köstlich Naß — köstlicher als Tränen, köstlicher als Blut, und weil es keiner hergibt, eher das Leben, steht es so hoch im Preise, daß nur die höchste der Martyrkronen es bezahlen kann. Hörst du? Der Martyrkronen höchste! Sie wird dir werden, nach-

dem du die Schuld wider den irdischen Gehorsam abgebüßt! Du kannst sie dir erwerben — du kannst dich erheben aus dem drohenden Sündenpfuhl, dessen Flammen nach dir lecken, zu einem Heiligen, vor dem wir alle knieen werden — ich zuerst, der dich so lang verachtet, und Erd und Himmel werden dir jauchzen — —! Und diese Seligkeit — eine Messerspitze mit sicherer Hand geführt kann sie dir gewähren! Nun geh und wähle!" —

Die Tür schließt sich hinter dem Gerichteten.

„Nun geh — und wähle!" Draußen lehnt der Jüngling an dem Türpfosten und kann nicht weiter. Das Herz zittert ihm, und Leichenkälte rinnt ihm bleiern durch die Adern ob solcher Wahl. — Der Martyrkronen höchste! Kann man diese erringen mit einem Schlage, ohne innere Läuterung, ohne natürliche Reife? Und wenn es ihm auch gelingt, mit einem raschen Anlauf in einem Augenblicke der übersinnlichen Extase sie zu erraffen, wird er sie würdig tragen und behaupten können? — Aber er soll ja auch die Tat nicht um der Krone willen vollbringen — was wir um Lohn tun hat keinen Wert! Eine Tat der Rettung soll es sein, der Rettung aus höchster Gefahr! Aber steht es denn so mit ihm — ist er denn so schwach, so haltlos, daß er sich selbst wie einen Dieb in den Kerker ewiger Nacht sperren muß, um nicht mehr von verbotenen Früchten zu naschen? Und welch ein Kerker wird das sein? Wird er nicht ersticken in der Enge solch undurchdringlichen Dunkels? Wenn das Auge keinen Raum mehr vor sich sieht, nicht vor noch um sich her? Wird ihn nicht die Angst des Lebendigbegrabenen überkommen und ihm den Atem rauben, daß das stockende Herz vom

Andrang des gestauten Blutes zerbirst? Kalter Schweiß rinnt ihm Tropfen für Tropfen von der Stirn. Was hat er getan, das so unnennbar grausenhafte Strafe verdient? Ist er denn ein Dieb? Hat er denn von verbotenen Früchten gestohlen? Nein, er tat es nicht — er trug nur Verlangen danach, und da er deß inne geworden, hat er gebetet und sich kasteiet, bis die Versuchung besiegt war! Ist denn die Versuchung schon Todsünde? Wäre sie es, so gäbe es keine Heiligen; denn deren ist nicht einer, der nicht eine Anfechtung zu bestehen gehabt. Sonst hätte sich nimmer der heilige Altvater Onoffrius in einer Nacht der Heimsuchung die Finger seiner Hände abzubrennen oder gar der heilige Stifter dieses Ordens, St. Benedikt, in Nesseln sich zu betten gebraucht! Muß er mehr tun, als sie alle, so die Krone der Heiligen erworben? Nein, nein, das ist nicht Gottes Wille, es ist die Strenge Correntian's, die ihm so fürchterliche Buße auferlegt! — Und in wilder Flucht jagt sie mit ihm dahin, die sich empörende Natur, vor den Geißelhieben übermenschlicher Askese — hinweg über alle Dämme des gepeinigten Gewissens. Und zügellos, alles Widerstands beraubt, folgt ihr jetzt auch der erstarrte Körper, vom entfesselten Entsetzen gepeitscht — hinweg von der Tür des Fürchterlichen, als könne er sie noch einmal auftun und das fliehende Heer der zitternden Lebenstriebe durch ein Machtwort zum Stehen bringen, zum gräßlichsten Vernichtungskampfe wider sich selbst! — Nur fort — fort! — Mit Sturmeseile fliegt er die Treppe hinunter, schiebt er die verrosteten Riegel des Hoftors zurück und stürzt hinaus ins Freie, über den Klosterhof zum Wächterstüblein. Ohne Besinnen nimmt er dem schlafenden Hüter die Schlüssel zur Mauerpforte vom

Tisch — öffnet diese, und nun geht es weiter durch die mondhelle Nacht, ohne Atem zu schöpfen, der Heide zu, der rauhen Mutter, die ihn geboren, als wolle er sich dort Rates und Trostes erholen. Nie hat sein Fuß noch solche Wanderschaft gemacht. Doch findet er in unbewußtem Drang den Weg, den sein Auge am Turmfenster so oft sehnsüchtig verfolgt. Immer höher steigt er angstbeflügelten Schrittes — immer höher steigt mit ihm als geleitende Leuchte der glänzende Mondball im reinen Äther.

Von der Stirne rinnt der Schweiß der Ermattung, wohl zwei Stunden ist er gegangen, nun endlich hat er die Höhe erreicht und da liegt sie vor ihm, ein unabsehbares Meer von Licht, die weite, flache Heide, und weiße, monddurchleuchtete Nebel wallen und weben darüber hin, wie silberner Wogenschwall — bald auf, bald nieder, bald wesenlos verschwimmend, bald beängstigend dicht sich heranwälzend, als wollten sie den einsamen Wanderer überschwemmen mit ihrer unhörbar geisterhaften Flut. Licht — Licht, wohin das Auge blickt bis in die unübersehbare Ferne hinüber zur schlummerstillen traumumflossenen Ortlerspitze! Licht und Friede — keusche göttliche Einsamkeit! Und der arme geängstigte Menschensohn bleibt stehen in trunkenem Schauen und breitet seine Arme aus, der nie gesehenen Pracht entgegen: „Allmächtiger — du bist so groß," betet er laut: „Du bist so barmherzig! Du hast es über die Welt ausgegossen das unerschöpfliche Meer des Lichts, und es sollte dich freuen, wenn ein armer Erdenwurm in Grabesnacht sich krümmt?" Und aus der Seele quillt es ihm in den Worten des Psalmisten; „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist sehr schön und prächtig geschmückt. Licht

ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehest auf den Fittichen des Windes!“ Und weiter eilt er und immer weiter, und im Ohre klingt's ihm wie Psalter und Harfen, indes sein Fuß die wesenlose Flut zerteilet, die ihn trughaft umwallt, ohne ihn zu netzen. So mag Christus dahingezogen sein, trockenen Fußes über die Wasser; denn der Grund, auf dem er stand, war Gott, und alles Irdische zerfloß davor wie Nebel.

Und doch verdorrte der göttliche Sohn in Todesmarter am Kreuz, wie eine geknickte Blume und hielt aus in Geduld und trug das Erdenweh — er, der die Elemente bezwang, der nur die Schwingen auszubreiten gebraucht, um emporzufliegen in die Gefilde der Seligkeit! Und Gott, der Gute, der Große duldete es und ließ es geschehen an dem eigenen Sohn?

Und wieder bleibt er stehen wie vor einem neuen Rätsel, das er enthüllen muß, ehe er weiter schreiten kann. Und er neigt das Haupt und spricht: „Es mußte so sein, denn das Leiden ist unser Teil. Und was wir die Hand des Schicksals nennen, die uns zu Boden drückt, es ist nur die Hand Gottes, die sich liebend auf unsere Schulter legt, und was wir Todesschmerz nennen — es ist nichts als Gottes brennender Vaterkuß, der uns das Leben aussaugt! Denn so groß ist er und so klein sind wir, daß er uns zerbrechen muß, wenn er uns anrühret. Und so brach er den einzigen Sohn, da er ihn emporzog, auf das wir erkennen, was seine Liebe ist. Wehe dem, der sich sträubet wider seine Schmerzen — er sträubt sich wider Gott. O mein Vater, ich will deine Hand segnen, wenn sie mich zermalmt — ich will

ſterben in deinem Kuß, und das Todesweh ſoll mir Wolluſt ſein.“

Da — iſt es ihm, als ſtünde der Schreckliche hinter ihm, vor dem er geflohen, und er ſpräche mit ſeinem kalten Hohn: „Solches ſchwöreſt du jetzt und weigerſt dich doch des erſten Opfers, das der Herr von dir verlanget? Siehe, er hält dir die bittende Hand hin, daß du dein Auge hineinlegeſt, und ſpricht gütiglich: ‚Gib es mir, daß ich es dir bewahre, bis ich es dir einſt droben zu beſſerem Schauen wiedergeben kann!‘ gleichwie man dem Kinde freundlich ein gefährlich Inſtrument abfordert, mit dem es ſich ſchaden wird. Du aber, dem eigenſinnigen Kind gleich, ſtößeſt die Hand zurück, die bittet, wo ſie nehmen könnte, und behaupteſt trotzig das verhängnisvolle Gut!“

„Weh mir! Correntian, finſterer Würgeengel, verfolgeſt du mich überall hin?“ ſtöhnt der Geängſtigte auf. „Wohin entfloh ich vor dir — wohin rett ich euch, ihr armen Augen, vor dem zweiſchneidigen Schwert, das er in dies Herz geworfen, darinnen zu wüten gegen mich ſelbſt?“ Und wieder hört er die drohende Stimme: „Feigling, was zitterſt du? Was iſt es denn weiter? Einen Spiegel ſollſt du zertrümmern, in dem die Hölle ihre Strahlen ſammelt. Ein dünn durchſichtig Gefäß ſollſt du zerſtören, ausſchütten auf einmal den ſchimmernden Quell aller Tränen, das du ſpäter nimmer zu weinen brauchſt! Ein Stoß nur — und es iſt getan, ein Stoß ſo leicht, daß ein Kind ihn führen kann, ein Hagelkorn, ein Dornenzweig — und davor zitterſt du?“

Ach, nicht vor dem Meſſerſtich — nicht vor dem Tropfen Blutes zittert er. Mit ſeinen Augen ſoll er

auslöſchen Sonne, Mond und Sterne, auslöſchen alles Licht — auslöſchen Gottes Antlitz, die ganze Welt — untertauchen in das Nichts — ein Ausgeſchloſſener mitten in der Schöpfung Freuden! —

Und ſchweißtriefend, mit brechenden Knieen ſinkt er in das hohe Riedgras nieder und kühlet das glühende Geſicht in der taufeuchten Erde.

Viertes Kapitel.

Ruhig und still liegt die Heide, wie eine Mutter, die den weinenden Sohn nicht stören will. So geht die Nacht hin. Tau fällt auf des Gerichteten Haupt — er merkt es nicht. Die glänzende Mondesscheibe verblaßt, und im Osten malt der junge Tag den ersten gelben Streifen an den Saum des Horizontes, — er fühlt es nicht. Kalter Morgenwind fährt eisig von den Fernern her über ihn weg — er rührt sich nicht.

Da klingt ein silbernes Glöcklein durch den dämmernden Morgen über die Heide. Es läutet auf St. Valentin zur Frühmette. Das weckt den Büßer aus seiner Erstarrung. Und so zähe ist das Band des Gehorsams, daß die einfältige Glockenstimme mit dem ersten Schlage das ganze aufgelöste Heer der Lebensgeister wieder versammelt zu ihrer Pflicht. Wie ein wüster Traum versinkt der wilde Trotz, die erste Regung des Ungehorsams, die ihn zur nächtigen Flucht getrieben. Läutet es hier oben zur Mette, so hat er gerade noch Zeit, hinabzukommen zum Chor; denn zu St. Valentin beten sie eine Stunde früher, als zu Marienberg. Wie, wenn sich die Brüder versammelten zum gemeinsamen Gebet im trauten Chor — und er — er fehlte? Und ein un-

beſchreibliches Weh — ein Heimweh erfaßt ihn, nach dem Abt, den Genoſſen, nach der Stätte, die ihn liebend erzogen! Und ohne Säumen rafft er ſich auf und eilet zurück zu ſeinem Kloſter. Und mit dem wachſenden Tageslicht kehrt ihm auch die Beſinnung, die Faſſung zurück, und er ſchämt ſich ſeiner Schwäche. Ohne umzuſehen, läßt er den mütterlichen Heideboden, der die Tränen des Verzagenden getrunken, hinter ſich und ſchreitet rüſtig hinab, Marienberg zu. Doch in der allzu großen Eile hat er des Wegs gefehlt und plötzlich ſteht er auf einem dicht bewaldeten Hügel ſeitlich vom Kloſter. Aus dem dunkeln Gezweig ragt eine mächtige Ruine heraus. Er weiß es jetzt, er iſt auf dem Hügel von Kaſtellatz, der die Trümmer des alten römiſchen Kaſtells, ſpäter der Trasper Stammburg, trägt. Mächtige Mauern liegen da übereinander geſtürzt — einſt bewohnt von einem trotzigen Geſchlecht, das ſie in manch blutigem Streit mannhaft verteidigte. Noch immer gräbt der rodende Bauer hier Knochen von gewaltiger Größe aus, breite eckige Hunnen- und hohe ſchmale Gotenſchädel; alle haben ſie um dieſe Mauern gekämpft, und keiner hat ſie zu brechen vermocht, — nur der Glaube hat ſie gebrochen. Denn als Ullrich, der fromme Trasper, das Kloſter auf dem Marienberg erbaut, da war er der Meinung, daß ein Haus Gottes die ſicherſte Feſte ſei, in deren Schutz er ſich ſtellen könne, und da ſchleifte er die Burg, damit dereinſt kein Feind der Kirche ſie als Bollwerk wider die Gottesleute gebrauchen könne. — So fielen die ſtolzen Mauern, die der Gewalt ganzer Völker getrotzt. Andächtig betritt der Jüngling dieſen tauſendmal mit Blut getränkten Boden, wo jetzt Ruhe und Stille herrſcht, heilige Sabbatſtille. Hoch über ſeinem Haupte

rauſcht es in den ſchattigen Wipfeln, wie von längſt verſunkenen Heldenſagen, von verklungenen Schlachtenliedern. Und er, der friedſame Sohn der Kirche, der ſtrengen Mutter, er ſtehet beſchämt ob der eigenen Unkraft — und faltet demütig die Hände: „Ich bin kein Streiter und kein Held, ich darf nicht kämpfen mit dem Schwert und Mann an Mann die Kraft der jungen Glieder meſſen — mein Heldentum iſt mein Gehorſam. Darin ſtärke mich, mein Herr und Gott, daß ich nimmer zittre, deinen Willen zu erfüllen!“ Und weiter ſchreitet er neugeſtärkt, denn hier auf dieſer alten Wahlſtatt, wo jeder Grashalm einem Tropfen Heldenblutes entſproſſen, hier iſt er zum Manne geworden in dieſer ſchweren Stunde und der Mut iſt ihm gewachſen, der Mut zum Schwerſten, zum Heldentum des Duldens. Sein Entſchluß iſt gefaßt nicht in wilder Angſt und Haſt, ſich loszukaufen, wie in der Zelle Correntians, ſondern ruhig, klar, freudig. Er will erwarten, was des Herrn Wille. Gibt ihm der Herr die Kraft, ſein Auge zu verſchließen der Verſuchung, ſo nimmt er's hin als ein Geſchenk der Gnade, die das Schlimmſte ihm erläßt. Doch noch ein Erliegen, noch einen begehrlichen Blick auf eines Weibes Geſtalt geheftet und erfüllen wird er das Gebot, wie es in dieſer Nacht an ihn ergangen — denn er weiß dann, ihm bleibt keine andere Hilfe.

Ein voller Sonnenſtrahl bricht durch das Buſchwerk, das ſich ringsumher mit zäher Wurzelkraft zwiſchen dem grauen Geſtein hindurchzwängt. Ihm zur Seite zwitſchert ein Vogel im Wacholderſtrauch, der aus einem umgeſtürzten Fenſterbogen hervorſproßt. Das kleine Tier hat da ſein Neſt und ſieht ihn mit klugen Augen an, ob von ihm etwas zu fürchten ſei für ſeine Brut. Und

dort drinnen im Busch sitzen auch die jungen Vögelein mit breiten gelben Schnäbelchen, noch ängstlich und unbeholfen sich auf den schwankenden Zweigen haltend und schreien nach der Mutter. — Ein lieblich Bild! — Wie manche Mutter mag auch wohl einst unter diesem Fensterbogen gesessen haben, bang ausspähend nach dem Feinde, der ihr Nest bedrohte, indes der Vater fern war auf der Jagd oder in Feindesland zu blutiger Fehde, für die Seinen zu streiten. „O du wunderbares Band der Lieb und Treu und inniger Versippung — sollst du nicht Gottes sein?“ so schwillt es dem Jüngling wieder fragend aus dem tiefsten Herzen auf. Und da — als trieben sich Geister in den Ruinen um — da regt sich's plötzlich im Gehölz. Eine derbe Mädchengestalt bricht hastig durch die Zweige — und hinter ihr ein Bursch — ein stattlicher Knabe, der Holzknechte des Klosters einer, der hat den Arm um die vollen Hüften der Dirne geschlungen und flüstert: „Wenn sie dich fragen, wo du so früh gewesen, was sagst du dann?“

„Beeren suchen!“ ruft sie lachend und schwenkt ihr Körbchen.

„Wart, ich will dir die Lippen rot küssen, daß sie glauben sollen, du seist in die Beeren gefallen!“ sagt der Bursch. „Komm, wir suchen uns ein stilles Plätzlein zum Rasten.“ Und er verschwindet im dichten Laubwerk und zieht das Mägdlein mit leichter Müh nach.

Donatus wendet sich rasch zum Gehen. Da hört er die Beiden einen leisen Schreckensruf ausstoßen: „Jesus — ein Waldweib!“ und sie fliehen, sich bekreuzigend, von dannen. Donatus bleibt stehen: „Was ist da — was setzte das Paar so in Schrecken?“ Er nähert sich der Stelle, wo sie gesessen. Es ist eine zerbröckelte Mauer.

Das Gestrüpp verbirgt einen ausgebrochenen Fensterbogen, durch den er in den öden, von Unkraut überwucherten Burghof hinabblicken kann. O Wunder! da drinnen schläft ein Weib auf einer künstlich geschichteten Rasenbank unter einem überragenden Stück Mauer, das einst eine Nische gewesen sein mochte, wo die Armen und Elenden auf der Steinbank ihr erbetteltes Mahl verzehrten. Das Weib aber, das jetzt da schlummert, ist nicht arm, nicht elend. In reiche Decken von köstlichen Fellen gehüllt, angetan in ein grünes goldgesticktes Gewand, wie eine Waldfei, liegt sie da! — Die spielenden Lichter der Morgensonne, die durch das rauschende Geäst auf sie fallen, lassen die schlafgeröteten Wangen hochaufleuchten, und die Morgenlüfte wehen ihr die weichen seidenen Locken wie goldenen Dunst um die träumende Stirn.

Donatus steht wie gebannt, er kann nicht vor, nicht zurück — er schaut und schaut — und die Welt um ihn her ist vergessen! Ist es wirklich ein Weib — oder ein Blendwerk der Hölle — ihn will bedünken, als sei es dieselbe, die — —! Da öffnet sie die Wimpern, und blendender als der Morgensonnenstrahl zuckt aus ihren Augen ein Blitz der Freude. „Ihr seid's — Ihr?" ruft sie und springt auf. Und wie Donatus ihre blauen Augen sieht, weiß er auch, daß sie es ist, die gestern im Bauerngewand seine Sinne verwirrt, und daß sie es ist, die jüngst als stolzes Hoffräulein vor ihm gestanden! Und heute findet er sie hier oben ohne Obdach im Grase ruhend wie eine Waldfei! Ist es denn ein wirklich Weib, das so jäher Wandlungen fähig? Er hat nie an Feen geglaubt — sollte es doch solche Wesen geben? Und sind sie gute oder böse Geister? Und während er dies denkt, steht er wie angewurzelt, um das Wunder staunend zu

betrachten. Er sieht, daß sie ihm winkt, er hört, daß sie ihm ruft — und er gibt nicht Antwort, — es ist ja nichts Wirkliches, es ist ja nur ein Traumbild. „Seid Ihr versteinert? Wartet, ich komme zu Euch, wenn Ihr nicht zu mir kommt!“ tönt es jetzt ganz nahe an seinem Ohr. Und die leuchtende Gestalt erklimmt leichtfüßig das verwitterte Gestein, und plötzlich stehet sie bei ihm unter dem Fensterbogen und neigt sich zu ihm heraus! —

Die blauen Seen, in denen ihm gestern das Bewußtsein versunken, leuchten wieder dicht vor seinem trunkenen Blick und ergießen ihre blaue Flut in seine Seele! Es raubt ihm den Atem, — es rieselt ihm durch alle Adern — wie betäubt lehnt er am Mauerpfosten und schaut und schaut — er kann nicht wegsehen — Himmel und Erde vergehen um ihn — sie ist zu schön!

„Wo kommt Ihr her? Was hat Euch so verstört? Ihr seid bleich und Euer Haar ist feucht wie vom Tau der Nacht!“ spricht sie und streicht ihm leise mit der schlanken weißen Hand über die wirren Locken.

Er erbebt, als wäre ein Blitz an ihm herabgeglitten, doch ohne ihn zu zerschmettern. Ein wundersames Fröstеln geht durch seine Glieder, ein leises Zittern, wie wenn der Morgenwind die Wipfel der Bäume schüttelt und ihnen den Nachttau von den Ästen streift. Und näher, immer näher rückt ihm das liebliche Gesicht, und ein warmer Atem umweht ihn, — er aber rührt sich noch immer nicht.

„Starrt mich doch nicht so an, als wär ich nichts Lebendes,“ flüstert sie ihm ins Ohr: „Legt endlich Eure Strenge ab — ich verdien's um Euch. Denn Euch zulieb hab ich mit meinem Gefolge hier übernachtet, in den

unheimlichen Ruinen unter freiem Himmel, auf daß ich ein Mittel fände, Euch noch einmal zu sehen. — Ihr habt mir's nun einmal angetan mit Eurem träumerischen Gesicht und Eurer Strenge, und — leugnet's, wie Ihr wollt — was Euch die Nacht hinaustrieb aus der engen Zelle, das war mein Bild, das Euch verfolgte — und da Ihr mir entfloht — da gingt Ihr, mich zu suchen! Hab ich's erraten?" und sie legt ihm leise den Arm um den Nacken und schmiegt ihre Lippen ganz nahe an sein Ohr, während sie spricht, daß jedes Wort einem gehauchten Kusse gleicht. Da läßt er überwältigt das Haupt an ihre Brust sinken — ihm schwindelt, als habe er in diesem Augenblick einen Himmelssturz getan. Sie hebt ihm sanft schmeichelnd das Kinn empor und schaut ihm verlangend in die Augen.

„O diese Augen — diese berückenden Augen! Wer da hineinblickt, der ist verloren! Wenn man solche Augen hat, muß man nicht Mönch werden, wißt Ihr?" scherzt sie anmutig: „Sie strafen Eure Strenge Lügen mit jedem Blick, sie sprühen Glut — und zünden Glut!"

„So sollen sie ausgelöscht sein, auf ewig!" ruft plötzlich Donatus, wie aus einem Traum erwacht und reißt sich aus ihren Armen: „Wohl mir, daß Ihr mich dran mahnet. Mit solchen Augen darf man nicht Mönch sein —! Das Wort hat Gott Euch auf die Lippen gelegt!"

Und wie von der Stätte der Verdammnis flieht er von hinnen und läßt die Versucherin erschrocken und staunend zurück. Sie ruft ihm nach, zu bleiben — sie fleht, sie beschwört ihn — umsonst! Drunten läutet es die Frühmette aus, und die hellen Glockenstimmen übertönen ihre Lockung, sie sind ein stärkerer Ruf! Wie ein

gehetztes Reh, das nirgend Schutz findet, eilt der Unselige zurück in die heiligen Klostermauern, wo allein die Ruhe ist und der Frieden! —

Der Pförtner hat in großer Angst die Schlüssel gesucht, da er erwachte — aber aus Furcht vor der Strafe geschwiegen. Jetzt fährt er zornig auf, als Donatus eintritt. „Wer durft es wagen?“ Doch rasch besänftigt, da er ihn erkennt, spricht er lächelnd: „Du bist's? Nun, dir soll's verziehen sein — denn du bist treu!“

„Ja, du bist treu!“ spricht plötzlich eine Stimme hinter ihm, und Correntian steht unter der Tür der Pförtnerstube.

„O Correntian,“ ruft der Jüngling und macht eine Bewegung, sich ihm an die Brust zu werfen, — Correntian tritt abwehrend einen Schritt zurück: „Laß das. Du weißt, die Regel verbietet solch körperliche Liebkosungen. Doch wiederhol ich's, du bist treu, denn wenn du heute wiederkamst — dann fliehst du nimmer!“

Fünftes Kapitel.

Der Tag neigt sich zu Ende. Es ist ein schwüler Abend geworden. Am Himmel ziehen bleigraue Wolken auf. Die Schwalben umschwirren ängstlich und flachen Fluges die Türme von Marienberg, als drücke sie die schwere Wolkenschicht über ihnen herab. Das halb erloschene Sonnenlicht wirft nur noch einen blassen Schattenzeiger auf die römische Sieben der Sonnenuhr.

Die Vesper ist vorüber, die Brüder wandeln still, von der Gewitterluft bedrückt, im Garten, kein Blatt rührt sich, selbst die Bienen summen nur noch träge von einer Blume zur anderen, ohne Beuteluſt und Beharrlichkeit. Der Abt hält Donatus an, der soeben ins Haus will: „Wohin so allein, Donatus?“ ruft er ihm zu. Dieser bleibt betroffen stehen. Der Abt winkt ihn zu sich zurück: „Was ist dir, mein Sohn?“ fragt er: „Du scheinest mir krank! Deine Schläfen pochen und dein Auge glüht fieberhaft, wie eines Irren. Du verschmähest seit gestern jedwede Nahrung — sage mir, was fehlet dir?“

„Nichts, mein Vater! Mir ist ganz wohl!“

„So ist es eine neue Heimsuchung, die dich anficht, mein Sohn! Denn das sage mir nicht, daß alles mit dir

im Rechten sei, wie sonst," spricht der Abt und tritt mit ihm in den lauschigen Rebgang. „Mich täuschest du nicht, denn ich hab dich aufgezogen von deinem vierten Jahre an. Mein wachsam Auge hat auf dir geruht Tag und Nacht, in Leid und Freud, in Krankheit und Gesundheit. Ich kenne jeden Zug in deinem Angesicht und sehe jeden Schatten, der darüber hinfliegt, und so sehr bist du eins mit mir geworden, daß jedes Zucken deines Herzens an dem meinen reißt, daß meine Seele ängstlich drückt, was auf der deinen quälend lastet. Mich täuschest du nicht, ein böses Ahnen erfaßt mich, mir ist, als brüte ein schweres Unheil auf deiner gesenkten Stirn!"

Donatus atmet schwer unter dem prüfenden Blick des Abtes. Ihm ist wie einem Kranken, der sein Übel denen, die ihn am meisten lieben, am längsten verheimlicht. — Er senkt das Haupt zu Boden, eine unnennbare Wehmut beschleicht ihn um den treuen Hüter, den er so furchtbar täuschen wird, sobald der Schlaf sich heut auf die wachsamen Augen senkt.

„Du schweigst? Du verbirgst mir Arges," fährt der Abt fort: „Denn nimmer sah ich dich so. Es will mir nicht gefallen, daß du seit gestern mit Correntian geheimer Zwiesprach pflegest, und einer der Brüder vermeinet sogar, er habe dich nächtens in Correntians Zelle schleichen sehen! Was habt Ihr Zwei auf einmal miteinander, die Ihr Todfeinde waret, seit du denken kannst? Was ist das? Wo solche Dinge wider die Natur geschehen, da ist ein großer Aufruhr oder Zwiespalt im Innern! Du bist jung und gut geartet, du vergissest wohl und söhnest dich ehrlich aus, doch nimmer Correntian; er ist ein Fels, daran schon manch armes junges

Menschenherz zerschellet und verblutet ist, das nur der liebenden Hand bedurft hätte, um ihm aufzuhelfen. Solch harter Sinn ist's, was ihn von uns allen trennet, und nur mit Sorge seh ich dich in seiner Macht!"

Donatus wandelt still und verschlossen neben dem Abt, und vergebens harret dieser einer Antwort.

Nach einer Weile bleibt der Ramüßer stehen, als wolle er ihn zwingen, ihn anzuschauen: „Mein Sohn, denket dir wohl noch der Abend, da der Finstere dich vom mütterlichen Schoß der Amme riß, wie du dich schreiend sträubtest, bis ich kam und dich in meine Arme nahm? Denkt dir's noch, wie du meinen Hals umschlangst und dich an mich klammertest, und wie ich selbst dich in dein Bettlein brachte und du meine Hand nicht losließest, bis du unter Schluchzen eingeschlafen warst? Es ist dasselbe Herz noch, an dem du damals Schutz gefunden, es sind dieselben Arme noch, in die du damals geflüchtet; da hinein wirf dich, mein Sohn, und schütte aus, was dich quält, auf daß ich dich abermals rette vor den finsteren Mächten, die dich bedrohen!"

Da hält sich Donatus nicht mehr, Tränen stürzen ihm aus den Augen und mit dem Ruf: „Mein Vater, mein geliebter Vater," sinkt er an des Abtes Brust. Stumm halten die Beiden sich umschlungen. — In diesem Augenblick heiligen Schweigens eilt Correntian herbei: „Um Gotteswillen, hinein! Es stehet gerade über uns, das wird ein schweres Wetter!" Und er reißt in pflichtschuldiger Fürsorge die Beiden auseinander.

Sie gehen schweigend ins Haus. Es ist indessen Schlafenszeit geworden. Die jüngeren Brüder verteilen sich in mehrere Schlafsäle, die älteren in ihre Zellen.

„Gute Nacht, mein Sohn!“ spricht der Abt, und sein Auge ruht noch einmal wehmütig prüfend auf Donatus. „Sei meiner Worte eingedenk! — Und noch eins: Geh hinauf zu Bruder Eusebius und siehe, ob er nichts bedarf, es will mir nicht gefallen, daß er heute wieder zu schwach war, zum Tisch zu kommen. Auch wird dir eine Zwiesprach mit dem Weisen gut tun, wie ein kühlend Tränklein!“ Den anderen Brüdern aber ruft er nach: „Seht mir heute nach Feuer und Licht, denn es wird eine böse Nacht geben. Um zwei Uhr ist die Hora matutina für Frauen Uta, daß mir keiner verschläft!“ —

Droben in der Turmzelle des Bruders Eusebius, wie der Abt befohlen, sitzt Donatus dem alten Freund gegenüber im falben Schein des kleinen Fensters. Endlos jagen die brauenden Wolken daran vorüber, Grau in Grau.

Eusebius ist bleicher und schwächer als sonst, aber er sitzt vergraben in allerlei Bücher, Pergamente und Handwerkszeug, Schreibstifte, Lineale, Zirkel und was dergleichen mehr. Denn da ist kein Feld, darauf der menschliche Witz sich je versuchet, das Pater Eusebius in seiner stillen Zelle nicht prüfet und durchforscht. — Donatus' Hände spielen, während er spricht, unbewußt in fieberhafter Unruhe mit den tausend Dingen, die da umherliegen. Da fällt ihm ein Zirkel in die Hand. Er ist halb geöffnet, und die zwei feinen Spitzen stehen auseinander. Wie in Gedanken versunken schließt Donatus die Augen und legt die beiden Spitzen auf die geschlossenen Lider: „Damit könnte sich einer leichtlich die Augen ausstechen,“ sagt er nachdenklich: „Mit einem Stoß beide zugleich! Mit einem Dolch oder einem Messer müßte er's zweimal tun — und hätt er auch

zum ersten Stoß die Kraft — zum zweiten hätt er sie nimmer!"

Eusebius nimmt ihm den Zirkel aus der Hand und legt ihn auf den Tisch: „Was redest du da für widersinnige Worte! Wie kommst du auf so schreckbare Gedanken?"

Donatus blickt ihn verwirrt an, seine Augen leuchten seltsam in dem Halbdunkel, das sich allmählich über den kleinen Raum verbreitet.

„Ich hab ihm letztlich viel nachgedacht, daß ein Mensch, so der Liebe entgehen wollt, sich der Augen entschlagen müßt!" sagt er leise mit wundersam bebender Stimme, wie wenn eine müde Hand über ein zerrissen Saitenspiel gleitet. —

Eusebius wiegt unwillig den Kopf hin und her: „Was hülfe das? Sie käme dennoch! Wie sich auch einer klüglich vorbedenken und vermeinen möcht, er hab ihm selbst wohlbewahret — ist immer an ihr zu Schanden worden Menschenwitz und Menschendünkel. Und risse sich auch einer die Augen aus und stopfte seine Ohren zu — es wär ihm all nichts nütze! Wer wollt sich untersangen, daß er möchte wehren dem Baum, zu sprossen und auszuschlagen im Hornung? Er kann ihm abreißen die Blättlein und abhauen die Zweige, aber nicht hindern den quellenden Saft, daß er treibe im Innern. Und ist das nicht der Teufel, der da umtreibet den Saft im Baum und das Blut im Menschen — sondern ist das alles gar wunderbarlich so gemacht von Gott, dem Herrn, daß es so sein muß! Und wenn unser einer durchkommen ist, daß er bestanden wider das Gesetz der Natur, ist es eine große Gnade von Gott gewesen, der ihm absonderlich beigestanden und geholfen hat, so er

aber erlegen — ist es nicht der Teufel gewesen, sondern seine eigene Unkraft, daß er sich nicht freimachen konnt von der gemeiniglichen Ordnung, der alle Wesen untertan!"

Da fährt Donatus entsetzt empor: „Weh mir — ich darf dich nicht hören! Was für ein Geist erfaßt dich, dein Wort ist Frevel, Gott steh dir bei!" Und mit raschem Griff, unbemerkt den Zirkel fassend, mit dem er vorhin gespielt, eilt der Jüngling von dannen.

„Donatus!" ruft ihm der Greis nach und erhebt sich rasch, um ihm nachzueilen. Da faßt ihn ein fremdartiger Schwindel, daß er in den Stuhl zurücksinkt. Es ist, als versagten ihm Hände und Füße den Dienst. Die Tür der Zelle hat sich geschlossen — der Greis sitzt allein unter seinen Büchern und Rollen. Er blickt still ergeben zu dem nächtlichen Gewitterhimmel auf. Es rauschet und brauset um den Turm, näher und näher kommt es heran — aber dem Greis ist es, als rücke alles weit und weiter von ihm weg. — Ferner und immer ferner hört er das Rollen des Donners, immer verschwommener werden die Umrisse der engen Wände um ihn her. Sie tun sich auf, die irdischen Schranken — und die Unendlichkeit liegt vor ihm. — Die Sanduhr auf dem Tisch ist abgelaufen, es ist die Stunde, wo er sie umzukehren pflegte, soeben verrinnt das letzte Körnlein, noch wirkt die alte Gewohnheit, und er will die Hand nach ihr ausstrecken, aber die Hand sinkt erlahmend herab — die Uhr steht still. Der Donner schweigt, die Lüfte halten den Atem an, das Licht ist erloschen. — „Und sie kommt doch," flüstert die verhauchende Lippe, und ins Wesenlose entschwebt die befreite Seele ohne Schmerz und Kampf. Still und fried-

lich sitzt er da, der einsame Denker, das Haupt auf die Brust gesunken, die Hände gefaltet, und schläft — den ewigen Schlaf. —

Ein Donnerschlag kracht herab, daß der feste Bau in seinem Grund erzittert, und alles, was lebt, sich entsetzt bekreuzigt. Nur den stillen Schläfer da oben auf seinem einsamen Turm erweckt und erschreckt nichts mehr. Die Brüder haben sich im Bett geborgen, allein Correntian bleibt mit trotzigem Behagen draußen in dem Aufruhr der Elemente. Da klopft es mehrmals ängstlich und hastig an die Klosterpforte. Der Pförtner hat es vor dem Tosen des Sturmes nicht gehört. Endlich bemerkt es Correntians immer wachsames Ohr. Er gehet hin und öffnet. Draußen stehet ein fremdes Kind in Lumpen gehüllt, und sein flehend Auge schimmert geisterhaft durch die Nacht, in seinem wehenden Haar wühlt der Sturm und Regen, und rötlich leuchtet es auf in dem zuckenden Schein der Blitze.

„Wo ist Donatus?“ fragt das Kind zitternd.

„Donatus?“ ruft Correntian entsetzt: „Schickt die Hölle ihre Boten schon nach ihm aus? Hebe dich weg — deine Augen leuchten im Dunkeln wie einer Eule — nicht über diese geweihte Schwelle schreite dein Fuß!“ Und er macht das Zeichen des Kreuzes über sie. Sie aber faltet die Hände über der kindlichen Brust und wirft sich dem Priester zu Füßen: „Herr, Herr, meine Mutter stirbt, sie hat den Donatus, da er klein war, gesäugt — sie will ihn noch einmal sehen — gönnt ihr den letzten Trost!“

Correntian stößt sie wild von sich. „Die Amme? Ist sie wieder da trotz des Verbots? Und hat die Schlange noch eine Schlange geboren, daß das Gezücht

nicht aussterbe? Hinweg mit dir! Laß mein Knie los — oder ich zertrete dich wie eine Natter!"

„Herr! Herr!" schreit das Mädchen wild auf. „Meine Mutter stirbt da draußen im Wald — ohne Obdach — in Sturm und Regen. Erbarmen, o Erbarmen — Donatus, wo ist er? O, Donatus!"

Der Sturm verweht ihre Worte, die Pforte fällt klirrend ins Schloß. Niemand hört den Jammerschrei, denn zu den Mönchen im Schlafsaal dringt er nicht hinauf durch das Rasseln und Rauschen der drachenköpfigen Dachrinnen. „Wehe!" schrillt es durch die Nacht, „Wehe!" heult der Sturm mit Menschenstimmen vom Wald her, „Wehe!" schreit die ganze geängstigte Erde unter dem krachend Bäume spaltenden Strahl, der in unauslöschlicher Wut, Schlag auf Schlag, hernieder zuckt.

Stumm und düster bietet die alte Glaubensburg da oben auf schwindelnder Höhe dem entfesselten Aufruhr die steinerne Stirn, und um sie her tost der Kampf der Elemente, als gelte es, eben sie aus ihren Grundfesten zu heben und hinabzuschleudern in die brausende Tiefe. Was will das Rasen und Toben, was zieht sich gerade hier die ganze Wut und Macht der Elemente zusammen, was klopft gerade hier die Hand des Schreckens so furchtbar an die stillen Mauern? Es ist der Angstschrei der ganzen Natur, der allewigen Mutter um eines ihrer Kinder, das in dieser Nacht gegen sich und sie frevelt, das da einsam mit dem Wahnsinn der Selbstvernichtung ringt, und dessen sich keiner erbarmt. Sie rüttelt die Brüder aus dem Schlafe, sie donnert es ihnen in die Ohren, sie heult es ihnen im Sturmeswehen in Tränenströmen zu: „Steht auf! rettet Euren Bruder!" Wohl

hören sie die Mahnung, aber sie verstehen sie nicht. Entsetzt fahren sie vom Pfühl auf und bekreuzigen sich. „Hilf Himmel, was hast du mit uns vor?“ Sie beben in ohnmächtiger Angst vor einem unnennbaren Schrecknis, aber sie wissen nicht, von wannen es kommt, und wie es wenden. In langgezogenen Stößen braust es vom Walde daher, immer mächtiger ausholend, immer tiefer das Haus an der Wurzel fassend, alle Gewalten in einen Stoß, in einen Druck zusammengeballt. Das Haus widersteht, aber die Balken ächzen, und die Dielen krachen wie unter schweren Lasten. Von den Wänden fällt leise knisternd der Kalk, und von den Dächern reißt es Blei und Ziegel und schleudert sie herab im prasselnden Hagel auf die Steine des Hofes und die Beete des Gärtleins, alles zerschlagend und verwüstend. Mit unersättlicher Gier leckt die Feuerzunge aus den Wolken an den spitzen Türmen herab, die Spannung entladend im ohrbetäubenden Schlag. Und von den Bergen nieder, als wollten sie die Feuer in der Erde Tiefen löschen, stürzen sich die schäumenden Wasser im wilden Schwall zu Tale, die entwurzelten Bäume mit sich reißend und gleich natürlichen Sturmböcken an die Schutzmauer schleudernd.

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ beten die Brüder insgesamt zu einem zagen Häuflein geschart, inmitten des Schlafsaales. Da faßt ein Bruder den andern am Arm und deutet nach dem Fenster. „Sieh doch, dort drüben, in dem östlichen Turm, ein Lichtschimmer!“ Die Brüder wagen kaum hinauszublicken, denn von Minute zu Minute flammt der Himmel auf, daß sie zitternd ihr Antlitz verbergen. Aber es ist wahr, jetzt sehen sie's alle. Hoch

oben in Frauen Utas Gemach ein matter Schein! Ist das Feuer — hat der Blitz gezündet? Nein, es bleibt sich immer gleich. — Die Brüder erfaßt ein Grauen. Ist es der Geist Frauen Utas, die ihr Vermächtnis hütet, oder des toten Stieros, des Gewaltigen, von dem sie sagen, er gehe um, wenn wilder Aufruhr in der Natur tose? Die Brüder schauen, kaum atmend und oftmals vom Blitz geblendet, ratlos hinauf. Ob man den Abt riefe? Ob man es ihm künde? In diesem Augenblick ein Windstoß, als müsse alles aus den Fugen gehen, als müsse die Erde selbst aus ihrer Bahn weichen, und ein prasselnder Schlag auf das Pflaster des Hofes, daß die Fenster aufspringen und die Geräte auf den Schäften klirren. Es hat den kupfernen Sturmhut vom östlichen Turm hinabgeschleudert. Das Licht im Turmfenster erlischt. Die Mönche sind auf die Knie gestürzt, die Lippen stammeln mechanisch das Paternoster. Was ist das? Ist das nicht wie ein Schmerzensschrei vom Turm herab? Die Brüder halten den Atem an und lauschen. Krampfhaft falten sich die eiskalten Hände mit den Rosenkränzen über den zitternden Herzen. Und jetzt wieder — den Lauschenden gerinnt das Blut in den Adern — ein langgezogener Jammerton durch das Heulen des Sturmes und das Rauschen der Wasser.

Jetzt wird die Tür aufgerissen, und der Abt kommt rasch herein, seine Lampe in der Hand. „Habt Ihr nicht gehört, ist es nicht wie ein Wehklagen auf dem östlichen Turme?“

„So vernahmst du's auch?“ flüstern mit vor Grauen erstickter Stimme die Mönche.

„Wer kann das sein? Kein Mensch ist dort, der Turm ist abgeschlossen!“

„Welch eine Nacht! — Horcht — wieder!“

„Aber diesmal klingt's wie vom Wald her!“

„Es ist nicht zu unterscheiden in dem Getös.“

„Vielleicht ist's ein Wild, das ein stürzender Baum getroffen.“

„Nein, es sind Geister, die in den Lüften klagen. Ein furchtbar Zeichen!“

„Hilf, Himmel! — was droht uns?“

„Herr, erbarme dich unser!“

Der Abt hat sich im Gemach umgesehen. „Wo ist Donatus? sein Bett ist leer.“

„Donatus?“ In dem allgemeinen Schrecken hat ihn niemand vermißt.

„Donatus! — mein Sohn! — mein Kind!“ ruft der Abt wie von einer Ahnung erfaßt. „Hinüber — hinunter — alle — alle — durchsucht das ganze Haus nach ihm!“

Und allen voran, von einer unerklärlichen Angst getrieben, stürzt der Abt unbedeckten Hauptes hinaus in den Zorn des Himmels, unbekümmert um den Stein- und Ziegelregen, an den schwankenden, Einsturz drohenden Scheunen vorbei nach der östlichen Turmpforte, — doch sie ist verschlossen.

„Der Schlüssel! Seht nach dem Schlüssel zum Turm!“ herrscht er in die Nacht hinein. Niemand ist ihm gefolgt als Correntian. Die andern stehen verscheucht mit den ausgewehten Lampen unter der Hoftür.

Correntian eilt in die Pförtnerstube. Der Schlüssel ist fort! Es ist kein Zweifel, Donatus hat sich im Turm eingesperrt.

„Armes, ringendes Kind,“ klagt der Abt, „welch ein Dämon foltert dich, daß du dich dahinauf flüchten mußt und dein Weh den Lüften klagst?“

Und er wendet sich zum ersten Mal mit zürnender Gebärde gegen einen Bruder, und in dem leuchtenden Blitz, der sie beide aus dem Dunkel hebt, heftet sich sein Auge durchbohrend auf Correntian. „Ich fürchte, ich fürchte — du hast hier eine schwere Schuld auf dem Gewissen, und der Jammerruf der geängstigten Seele schreit wider dich zum Herrn!“

Correntian steht stumm, unbeugsam vor ihm: „Ich tat nur meine Pflicht!“

„Donatus!“ ruft der Abt hinauf, „Donatus! komm herab — öffne deinem Vater! — Donatus! — mein Sohn!“

Keine Antwort — alles bleibt still. Es ist, als schwiege selbst das Unwetter, um zu lauschen; aber vergebens! Nichts rührt sich mehr.

„Er kann unsern Ruf nicht hören,“ sagt Correntian. „Der Sturm braust zu gewaltig um den Turm. — Laß ihn, es ist zwei Uhr und Zeit zur Hora. Gleich muß es läuten, und das wird er hören. Wenn die Glocke ruft, kommt er — ich kenne ihn!“ Und er geht nach dem Hause zurück.

Mit einem schweren Seufzer folgt ihm der Abt. „Mein armes Kind! Gott helfe dir überwinden!“

Das Gewitter hat seine Wut entladen und ist nach der Malser Heide hinüber gezogen. Die Zeiträume zwischen Blitz und Donner werden länger, der Regen peitscht nicht mehr so wild an die Fenster, und feierlich tönet das Geläut zur Totenfeier Frauen Utas durch den ersterbenden Aufruhr.

Die Mönche sammeln sich ernst und schweigend, noch unter dem Bann des nächtlichen Grauses, in der Kapelle und steigen zur unterirdischen Stiftungshalle hinab.

Sie ſind alle vollzählig bis auf Euſebius und Donatus.

Euſebius fehlt oft, durch ſein Greiſenalter entſchuldigt — aber Donatus hat noch nie gefehlt.

Der Abt wartet von Minute zu Minute in ſteigender Bangigkeit mit dem Beginn der Feier.

Es hat längſt ausgeläutet — Donatus kommt nicht.

Die Brüder ſehen ſich ſtill an. Keiner wagt es, durch ein Wort des Abtes Sorge zu erhöhen — aber unbegreiflich iſt es allen. Vergebens ſammeln ſie ſich zur Andacht. Jedem von ihnen fängt heimlich das Herz an zu pochen, er weiß ſelbſt nicht warum.

Da — was iſt das? Ein Geräuſch, wie von ſchwankenden, ſchlürfenden Tritten. Langſam und unſicher kommt es die Treppe herab — ſchleppenden Ganges wie ein Verhängnis, — taſtet ſich ſchwer an den Wänden entlang bis zum Türſchloß. Mit unerklärlichem Grauen richten ſich aller Blicke nach der Tür. Sie geht auf und herein tritt eine Geſtalt — ſtier, totenhaft ſtarr, wie ein wandelnder Leichnam — ein Schrei des Entſetzens! — Es iſt Donatus — das Geſicht von Schweiß und Blut überſtrömt — augenlos.

Sechstes Kapitel.

Durch den nächtigen sturmgepeitschten Wald am Fuß des Marienbergs reitet zu selbiger Stund ein einsamer Reiter.

Sein Mantel hängt triefend an ihm nieder, seines Pferdes Hufschlag ist unhörbar auf dem durchweichten Moosboden. So gleitet er lautlos dahin auf einen rotglühenden Punkt zu, der ihm von ferne wie ein Häuflein in der Nässe matt glimmender Kohlen erscheint. Er täuscht sich nicht. Ein Weib ist dabei und ein Kind, das sich vergeblich müht, das erstickende Feuer anzufachen. Das Weib liegt auf nackter Erde, das Kind kniet daneben, und wunderseltsam ergreift den Reiter der Anblick des rotangestrahlten Gesichts mit den großen Augen, in denen die Glut sich spiegelt, die es sich anzublasen müht. —

In diesem Augenblick ertönt vom Berg herab das Geläut der Hora, und das Weib hebt den Arm auf und ruft mit gellender Stimme: „Läutet nur! Wenn ein Gott im Himmel ist, so ist's Euer Totengeläut. Auf der Heide, in der Wildnis, im Wald sollt Ihr verderben, wie ich auch — zerfallen soll Euer Haus, wie meine Hütte zerfiel. Euer Herz zerreiße Verzweiflung und Euer Hirn versenge die Reue — wie das meine!"

„Mutter, fluch nicht, s' ist Sünde, du hast es ja selbst gesagt!" fleht das Mägdlein und zieht begütigend die aufgehobene Hand der Kranken herab.

„Sie machen's ja danach!" grollt das Weib: „O ich war auch fromm und gut, wie du — und ich wär zufrieden gewesen, wenn sie mir nur eine Stunde den Donatus ließen —"

Der Reiter hält im Dickicht sein Pferd an und steigt ab, um zu lauschen.

„Nur eine Stunde," fährt die Frau fort — „für das ganze verlorene Leben —! Aber auch das gönnen sie mir nicht — auch das nicht! Nein — laß mich — ich hab nichts, als Verwünschungen ihnen aufs Haupt zu schleudern — gib mir einen Arm, der sie straft, und ich spare die Worte!"

„Weib," ruft plötzlich eine Stimme hinter ihr, „der Arm ist gefunden, deinen Fluch wahr zu machen, — ich bin just in der Laune dazu!"

Das Kind fährt erschrocken auf, da es des grimmen Mannes ansichtig wird und flüchtet auf die andere Seite der Mutter.

Die Mutter betrachtet sinnend den Fremdling. Es fällt ihr etwas in dem Gesicht auf — aber sie weiß nicht was. Der Reiter bindet sein Pferd an und wirft sich auf seinen Mantel neben der Frau.

„Dein Zorn gilt den Marienbergern; was taten sie dir?"

Und das Weib erzählt ihm, wie ihr's ergangen von Anfang an — wie sie zu Schanden wurde mit Mann und Kind um des fremden Knaben willen und wie sie ihn doch so lieb gehabt, daß sie alles gern geopfert hätte, wenn sie ihn nur noch einmal hätte ans Herz drücken

und ihm die letzte Beichte ablegen dürfen! Aber nicht einmal das hätten sie ihr gegönnt — einer Sterbenden! Von der Tür hätten sie ihr Mägdlein gejagt, als eine Schlangenbrut. Ach, und gar viel drücke sie noch um des armen Mägdleins willen auf dem Herzen, das nun elend verkommen müsse, wenn sie sterbe, denn es habe niemanden mehr auf der weiten Welt.

Der Fremde blickt zerstreut auf das Kind — einen Augenblick stutzt er, als er die großen goldbraunen Augen mit den dunkeln verwachsenen Brauen gewahr wird. Aber ein Anderes nimmt ihn gefangen ganz und gar: „Und du weißt nicht, weß der Knabe war, den du säugtest?“ fragt er mit angehaltenem Atem.

„Nein — sie sagten's nicht.“

„Weißt du auch nicht, von wannen er gebracht worden?“

„Doch,“ sagt die Amme, „ein Laienbruder von St. Valentin war da, als ich kam, der hat ihn gebracht!“

Der Mann faßt leidenschaftlich den hagern Arm des Weibes: „Und weißt du nicht mehr, wie jener hieß?“

„Das weiß ich nicht, Herr! Niemand sagte es mir, doch er war alt und ist wohl lange tot!“

„St. Valentin!“ wiederholt der Fremde zwischen den Zähnen — — „St. Valentin also — da — da vielleicht eine Spur!“ und er rafft sich auf mit raschem Entschluß, sein Pferd zu besteigen. Das Weib aber hält ihn am Ärmel:

„Herr, Herr, um Gotteswillen! Ihr verlaßt uns in unserem Elend — und mein Kind — die arme Waise — meine Stunde ist nah —! Erbarmt Euch des Kindes, sonst muß es verhungern.“

Der Ritter wirft der Kranken ein Goldstück in den Schoß: „da hast du alles, was ich noch an Barschaft bei mir führe — nun halte mich nicht länger auf!“

Aber die Frau klammert sich in der letzten Angst an ihn: „Ach, Gold kann uns nichts nützen — was weiß das Kind von Gold, böse Menschen können's ihm nehmen und dann ist's wieder hilflos! Ein Obdach, Herr — und Schutz für die Unschuld! — Ach, wißt es, Herr — 's ist nicht mein Kind — 's ist ein Kind der Sünde! Aber es ist rein, Herr, — rein, wie der Tau und unschuldig, wie das Reh im Wald. So hab ich's erzogen in Gottesfurcht und Sitte. Nehmt Euch seiner an, 's ist doch von edlem Blut, seine Mutter war eine Ritterfrau, und der Mann war so lange in Fehde aus, daß sie ihn tot gewähnt. Da fiel sie in die Schande. Des Kindes Vater aber — Gott hab ihn selig — war ein Minnesänger an des Grafen Albrechts Hof, und manche gute Gabe hat das Kind von ihm geerbt, sangreich ist's und holder Weisen voll, und Verborgenes ist ihm offenbar. Ihr werdet Freude an ihm haben, Herr!“

Da schlägt sich der finstere Mann mit einem bitteren Hohngelächter vor die Stirn: „So geschieht mir's recht! — Ich verstieß mein Blut und tauschte dafür einen Bankert — jetzt such ich's wieder das verstoßene Blut — und wieder, höhnendes Schicksal, wirfst du mir wie zum Spott den Bankert in den Schoß! Ja, du bist gerecht, du strenger Gott, und deine Wege sind unerforschlich!“

Die Frau und das Mägdlein sehen ihn erschrocken an, den gewaltigen Mann. Doch nach einer Weile spricht er ruhiger: „Ich bin der Reichenberg, dessen verbrecherisch Weib dir dies Kind übergab!“

„Herr, mein Gott!“ ruft die Amme sich bekreuzigend: „Tut ihm nichts, Herr — es kann ja nichts dafür!“

Des Grafen Blick versenkt sich mehr und mehr besänftigt in des Mägdleins kindliche Schöne: „Nein — du kannst nichts dafür. Es sind deiner Mutter Augen — aber sie lügen nicht, wie die ihren. Ich habe ihr verziehen auf dem Totenbett — wie sollte ich dir zürnen? Bei Gott, das Mägdlein tut mir's an, wie seine Mutter einst! Mach dich auf mit deiner Kranken nach Reichenberg. Du sollst nicht mehr heimatlos umherirren. Hier gib diesen Ring dem Schloßwart zum Zeichen, daß ich dich schicke. Er soll dich aufnehmen im Schloß und Sorge für dich tragen. Ich komme später nach, denn zuvörderst hab ich noch wichtige Arbeit hier in der Gegend zu tun.“

„O Dank Euch, Herr — und Gottes Lohn!“ ruft die Amme, der fast schwindelt vor dem unverhofften Glück: „Ich kann nicht mehr so weit wandern, denn ich fühl das Ende nahen — doch das Kind — das schick ich Euch gleich!“ Das Mägdlein aber schüttelt den Kopf und wirft den Ring von sich: „Nein, ich gehe nicht zu dem fremden Mann — ich bleibe bei dir, Mutter!“

„Kind, sei nicht töricht, wenn ich sterbe, was dann?“

„Dann bleib ich bei dem Engel — der wird mich beschützen!“

„O du einfältig Kind,“ jammert die Frau, „der kann dir nicht helfen, der ist ja ein Mensch und selber gefangen bei den Mönchen!“

„Dann geh ich zu den Seligen Fräulein, daß sie ihn freimachen!“ sagt das Kind zuversichtlich. —

Der Graf hat die letzten Worte nicht mehr gehört. Schon hat er sich auf sein Pferd geworfen, und weiter geht es durch Nacht und Unwetter, mühsam über Wurzeln und geknicktes Gezweig hinweg in fieberhafter Hast, der Malser Heide zu. Drohend ballt er die Faust nach dem Stift hinauf, das mit erleuchteten Fenstern weit hinausstrahlt in die dunkle Gegend. — — — —

Da oben im Stift ist es seltsam lebendig. Sie sind alle versammelt zu furchtbar ernstem Werke. Der Konvent hält Gericht über ein Verbrechen wider die heilige Regel — das Verbrechen eigenmächtiger Verstümmelung, das Donatus an sich verübt.

Es ist die culpa gravis, die mit der schwersten Pönitenz geahndet wird.

Ein Wort könnte den Sünder freisprechen — das Wort, daß der Priester Einer es ihm selbst befohlen, daß er getan nach Correntians Geheiß; aber dies Wort — er spricht es nimmer aus, denn seine Schuld, sie fiele dann auf jenen, und er will sein Kreuz selbst tragen.

Jener aber, der ihn retten könnte — schweigt. Fest geschlossen bleiben die Lippen beider! Hätte Donatus noch Augen — der furchtbare Anstifter des Verbrechens würde wohl erbleichen vor dem stummen Blick, den sein Opfer auf ihn heftete, — doch da sind keine Augen mehr, die reden könnten, und die blutige Binde verhüllt selbst den unausgesprochenen Gedanken auf der bleichen Stirn! —

Das Gericht ist gehalten — das Urteil gefällt. Die Mönche stehen im Halbkreis rings um den Abt. Dieser stützt sich auf die Lehne seines Stuhles — seine Hände zittern, Todesblässe bedeckt sein Gesicht. Die jüngeren Brüder verhüllen ihr Angesicht und weinen. Donatus harrt demütig ergeben des Urteils.

Der Abt muß zu dreien Malen anheben, — dreimal versagt ihm die Stimme — endlich spricht er: „In Anbetracht, daß die heilige Regel St. Benedikti einem Religiosen auf das Strengste verbietet, eigenmächtig Hand an sich zu legen, da er nicht sein Eigentum, sondern Eigentum der heiligen Kirche ist und solches nicht schädigen darf, so wenig, wie ein heiliges Gerät, Gewand, Altar, Tempel oder sonst etwas, der Kirche Gehöriges, —

in Anbetracht, daß du, unseliges Kind, in selbiger Lehre wohl unterrichtet und unterwiesen warst — also mit vollem Bewußtsein gegen das Gesetz fehltest aus eigener hochmütiger Meinung des Besseren und dich so untauglich machtest, der Kirche ferner zu dienen, dazu Gott dich fürnehmlich ausersehen hatte —

in Anbetracht, daß du dich durch solche Tat aufgelehnet gegen den Willen geistlicher und weltlicher Obrigkeit, also der schwersten Ungehorsame schuldig —

verurteilen wir dich, als abschreckend Exempel den Religiosen aller Orden und Zeiten zur Warnung — —" wieder versagt ihm die Stimme, und wieder muß er Atem schöpfen: „verurteilen wir dich zu ewiger Gefängnis in dem Kerker des Klosters!"

Donatus neigt stumm das Haupt — der Abt sinkt in den Stuhl zurück und verbirgt das Gesicht in den Händen. Ein einziges wortloses Schluchzen geht durch den Saal. Nur Correntian steht unbeweglich, und sein Blick ruht fest auf dem Gerichteten. — Lange herrscht tiefes Schweigen. Hoch über allen schwebt das versteinernde Antlitz der Pflicht, des erbarmungslosen Gesetzes, und bannt den Aufschrei des Schmerzes in den zuckenden Herzen zurück.

Endlich erhebt sich der Abt, mit furchtbarem Vorwurf im Blick zu Correntian gewendet: „Du Correntian, magst das Henkeramt vollbringen und ihn hinabgeleiten — denn unserer ist keiner dazu fähig!“

Und wie er ihn einst vom Schoß der Amme riß, so greift sonder Verzug Correntians Hand nach dem Arm des Blinden — ihn hinwegzuführen vom letzten Herd der Menschlichkeit, aus der Mitte der Brüder.

Donatus wendet sich gehorsam, ihm zu folgen.

„Vergib uns,“ ruft es schluchzend aus der Brüder Kreis, „wir tun nur unsere Pflicht!“

Der Blinde breitet die Arme aus, als wolle er sie alle in eins umfassen: „Hätt ich noch Augen zu weinen, meine Brüder, um Euch würd ich weinen — nicht um mich!“

Da hält sich der Abt nicht mehr und mit einem Schrei des Schmerzes stürzt er auf Donatus zu: „Mein Sohn — mein Sohn — warum tatest du mir das?“

Und der Blinde sinkt ihm in unaussprechlicher Liebe in die Arme, — sie halten sich umschlungen, lange und stumm.

Aber auch aus diesem Arm, der ihn einst vor Correntians eisernen Fingern gerettet, reißt jener ihn jetzt und schleppt ihn fort — als seine unbestreitbare Beute. Correntian ist Sieger geblieben.

„Lasset uns vierzig Tage trauern und fasten, meine Brüder, wie um einen Toten!“ spricht der Abt zum Konvent. — „Und sendet nach Bruder Eusebius, — warum kommt er nicht herab? Er soll dem Armen die wunden Augen verbinden nach den Regeln der Kunst, — denn solches verbietet das Gesetz nicht!“ Und er

greift wankend nach einem der Nächststehenden. Den starken Mann verläßt seine Kraft, und die Brüder müssen ihn stützen, daß er nicht umsinke.

Correntian aber führt sein Opfer die schlüpfrigen Kerkertreppen hinab. Zwei Knechte des Klosters folgen ihm mit Handwerkszeug. Sie haben schweigend das feuchte Gewölbe erreicht. Correntian führt den Jüngling zu einem aufgeschichteten Strohlager in der Ecke. Daneben hängen die Handschellen an der Wand, die ihm die Knechte anlegen sollen.

„Auch noch Ketten?" fragt Donatus, und in dem Ton, mit dem er die zwei Worte spricht, liegt ein Etwas, das selbst durch Correntians verhärtetes Herz bis in den geheimen Punkt der Menschlichkeit dringt, den noch keine Klage, kein Todesseufzer von sterblichen Lippen erreicht. Aber er bezwingt die Regung, ehe sie Leben gewinnt, und spricht ruhig: „Es muß sein."

„Wenn es möglich —" spricht Donatus demütig, „so erlaß mir das! — doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!"

„Es muß sein!" erwidert Correntian abermals. Der Blinde schweigt. Noch einmal greift er nach der Binde, welche die brennenden Augenhöhlen deckt — dann bietet er gehorsam die zitternden Hände dem Eisen dar. Es ist rasch getan. Die Ringe sind angelegt, die Knechte entfernen sich. Die Beiden sind allein.

„Jetzt hast du dich bewährt," ruft Correntian, als die kettenbeschwerten Hände herabsinken, ohne daß ein Laut der Klage über des Jünglings Lippen kommt. „Märtyrer! Schlag deiner Seele Augen auf — die Krone schwebt ob deinem Haupte!"

Da wirft sich Donatus vor dem Schrecklichen nieder

und faltet die müden belasteten Hände wie zum Gebet: „O, jetzt versteh ich dich!“

„Donatus!“ ruft Correntian und als löse sich plötzlich die lebenslange Erstarrung in einem Feuerstrom der Ekstase auf, so flammt sein Auge, stürmt sein Puls und wogt seine Brust: „Es hätte mich ein Wort gekostet, und die furchtbare Strafe wäre dir erlassen worden — ich aber schwieg. Donatus, sag an, habe ich dich gerettet oder verdorben?“

„Gerettet!“ stöhnt Donatus, und die verzerrte Lippe lächelt ein schaurig seliges Lächeln. Er faßt wankend nach Correntians Händen, und wie aus einem Grabe hallt es ersterbend von den feuchten Mauern wider: „Ich danke dir!“

Da umschlingt Correntian plötzlich den bewußtlos zurücksinkenden Jüngling. Zum ersten Male in seinem Leben ruht ein menschlicher Körper an seiner Brust, und mit dem Strahl des anbrechenden Tages, der durch die Mauerluke von oben herabfällt, flicht der erste Strahl der Liebe aus dem strengen Auge des Lehrers die Märtyrerglorie um das wunde Haupt des Schülers.

Drittes Buch.

Gnade.

Erstes Kapitel.

Langsam dämmert der Morgen über der Malser Heide auf, und mit wehmütigem Geläut kündet das Sterbeglöcklein von St. Valentin in die Weite, daß auch dort einer der Brüder in den letzten Zügen liegt.

Es ist Bruder Florentinus, der greise Wächter, der seit mehr denn einem halben Jahrhundert im Kampf mit der mörderisch unwirtlichen Heide gelebt und ihr mit liebender pflegender Hand ihre sturmverschlagenen Opfer entrissen hat. Wie alt er ist, kein Mensch weiß es, — aber an die hundert Jahr mögen's fast sein, und noch wird es dem Tod nicht leicht, das in tausend Schneestürmen abgehärtete Leben zu brechen. Schwer atmend liegt er am Kamin, das erloschene Auge auf das braune Gemälde des heiligen Valentin gerichtet. Einer Mumie gleich ist sein Leib vertrocknet, die knöchernen Hände und Füße sind schon steif und kalt, aber mühselig eingezogener Atem führt dem verglimmenden Flämmchen immer wieder Luft zu. — Es ist, als warte er noch auf etwas. Und doch worauf sollt er harren? Er hat ja abgeschlossen mit der Welt! —

Über die Heide fegt im tollen Rosseslauf der einsame Reiter vom Burgeiser Tal herauf. Auch er hört

das Sterbegeläut und ohne sich Rechenschaft zu geben warum, schlägt er dem Pferd die Sporen ein, daß es weit ausgreift in mächtigen Sätzen. Ihm ist, als müsse er noch kommen, bevor die Glocke austönt, — bevor das unbekannte Leben ausatmet, das da mit dem Tode ringt. —

Der Sterbende horcht auf, als des Rosses Hufschlag ertönt und wendet die Augen nach der Tür.

„Jetzt kommt er!“ sagt er mit hohler, verfallener Stimme.

„Wer?“ fragen die Brüder, die um ihn her knien und beten.

In diesem Augenblick wird heftig an die Tür gepocht. Der Greis richtet sich mit wunderbarer Kraft empor: „Macht ihm auf!“ Die Brüder folgen erstaunt dem Befehl, und herein tritt klirrend und polternd der Reiter und geht stracks auf das Sterbebett zu. Vergebens deuten ihm die Brüder, zu schweigen und des Sterbenden Ruhe nicht zu stören.

„Du bist alt genug — du könntest es sein!“ ruft der Graf barsch und wirft sich ungestüm auf einen Schemel neben dem Ruhebett. „Du darfst nicht sterben, du mußt mir Rede stehen!“

Der Alte nickt mit dem wackelnden Kopf: „Schon recht — schon recht,“ murmelt er lallend: „Ich hab ihm viel nachgedacht — und ein Verbrechen war's doch. Wir haben's gut gemeint — aber wir irrten alle!“

„Kennst du mich?“ fragt der Ritter überrascht.

„Ja, ja — du willst ihn wieder haben — weiß schon — weiß!“

Dem Reichenberg beginnt vor dem Alten zu grauen. „Woher weißt du?“

„Sie ist mir erschienen zu zweien Malen, — heute

Nacht wieder, und hat mir's verkündet, daß du kommen wirst, ihn zu holen. —"

„Sie? Wer?!" fragt Reichenberg in steigender Bewegung.

„Sie, die Reichenbergin, — der Engel von Ramüß!"

„Macht ihn nicht sprechen!" tritt jetzt der Brüder einer zum Grafen. — „Was könnt Ihr auf eines Sterbenden Wahngesichte geben?"

„Schweigt!" donnert der Graffie an, daß der Kranke jäh aufzuckt: „Laßt ihn reden, oder ich mache Euch alle stumm!"

Die Brüder stehen hilflos umher und beraten sich flüsternd.

„Kanntest du die Reichenbergerin?" fragt der Graf, über Florentinus geneigt.

„Ob ich sie kannte! Da, da hat sie gelegen, — wo ich jetzt liege — sie und das Knäblein!"

„Das Knäblein?" wiederholt der Reichenberg, und sein Herz arbeitet mächtig; aber er bezwingt sich, um den Kranken zu hören, dessen Atem immer schwächer wird, damit er nicht erlöscht, ehe das Wort der Lippe entschwebt: „Das Knäblein — wo hast du's?"

„Drunten — auf Marienberg — sie haben's behalten! — Aber die Mutter ließ mir keine Ruh — dreimal ist sie nun kommen und hat gesprochen: „Gib ihm seinen Sohn wieder —!"

Die letzten Worte werden immer leiser — dem Grafen droht der Kopf zu zerspringen. Er beugt sein Ohr ganz nah auf die Lippen des Sterbenden, sie bewegen sich nur noch mechanisch: „Stirb nicht — stirb nicht!" fleht er in zitternder Erwartung: „Nur den Namen — den Klosternamen des Knaben noch!" —

Die Lippen bewegen sich flüsternd, es ist, als wollten sie ein D bilden, — aber es gelingt nicht mehr, der Atem setzt aus. Der Graf faßt ihn in die Arme und richtet ihm den Kopf auf, er kann ihn nicht sterben lassen, er muß den Namen noch herausbringen, den Namen, an dem alles hängt!

„Don — Don —" fängt er an zu buchstabieren und bändigt den Schlag seines Herzens, um zu horchen:

„nat —" lallt die Lippe mit letzter Kraft.

„Donatus!" ruft ihm der Graf, sich nicht mehr bemeisternd, ins Ohr.

Der Sterbende nickt noch, — dann fliegt ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht, und der Kopf sinkt zurück, — ein ehrwürdig Marmorbild.

Aber des Grafen Blut kocht wild auf an dieser friedlichen Leiche, schwillt ihm auf Stirn und Händen in dicken Zornesadern an und sprüht unheimlich drohend aus seinen Augen.

Die Brüder sind in höchster Angst: „Er hat irre gesprochen, Herr Graf, glaubt ihm nicht, er war schon lange kindisch!" Doch was hilft das? Der Graf geht, ohne sie eines Blickes zu würdigen, hinaus, wirft sich auf sein Pferd und jagt von dannen, daß dem müden Tier das Blut von den Weichen rinnt, — gen Marienberg. — — — — — —

„O Tag des Unglücks!" klagt der Abt, als die Brüder, die Eusebius gesucht, seine Leiche vom westlichen Turm herabbringen.

„O Tag des Unglücks!" hallt es unter den Brüdern wider, die vom oberen Saal aus einen Reiter vor dem Tor ansprengen sehen, dessen Pferd für tot zusammenstürzt. Es ist der Graf Reichenberg. Grimm steht

auf seiner Stirn, Grimm hat sein edles Roß zu Tode gehetzt, Grimm schwebt mit dunklem Flügel über seinem Haupte, da er mit des Schwertes Knauf an die Pforte schlägt.

„Tut auf in Gottes Namen!“ sagt der Abt. Er ahnt, was ihm drohet, und daß nichts es mehr abwendet.

Er stehet inmitten des stillen Klosterhofes, regungslos, wie ein Jesusbild, und die Brüder scharen sich um ihn, wie um einen Pfeiler, der sie alle trägt. —

Der Graf tritt stumm vor ihn hin, die weißen Lippen beben so vor gewaltiger Erregung, daß er sich fassen muß, ehe er sprechen kann. Der Abt erwartet ruhig, was er ihm sagen wird. Der Graf aber mißt ihn und alle Brüder mit einem Blick des Hasses, für den die ungeübte Zunge keinen Ausdruck hat. Endlich murmelt er zwischen den Zähnen: „Könnt Ihr mir wirklich noch in die Augen schauen — ertragt Ihr meinen Anblick? Ihr Lügner und Heuchler — zittert Ihr nicht vor mir?“

„Wir zittern vor keinem Gerechten,“ sagt der Abt: „Denn unser Gewissen ist rein! Den Ungerechten aber wird der Herr strafen!“

„Spart Euch die Lügen!“ ruft der Graf: „jeder Hauch aus Eurem Hals ist Falschheit!“

„Herr Graf,“ sagt der Abt, „glaubt Ihr, noch immer —“

„Glauben?“ unterbricht ihn der Graf: „Jetzt glaub ich nicht mehr, jetzt weiß ich, versteht Ihr? Seit jenem Besuch mit dem Herzog umlaure ich Euren Bau. Die Amme, die Ihr mißhandelt, hat mir die Spur verraten. Der Alte von St. Valentin hat be-

kannt. Er starb und in meine Hände legte er das letzte Bekenntnis!"

Vor diesem Donnerwort erbleichen und verstummen die Brüder. Jetzt bricht Gottes Gericht über sie herein. — Aber mit der Erkenntnis der Gefahr kommt auch die Ergebung. Haben sie gefehlt, so möge Gott sie strafen, haben sie recht getan, so wird er ihnen helfen!

„Wo ist mein Sohn?" ruft der Graf ungeduldig, den Kreis der Mönche überfliegend.

„Herr, er liegt soeben der Abbüßung einer schweren Schuld ob!" sagt der Abt mit unsicherer Stimme.

„Was für eine Schuld?" fragt der Graf.

„Es ist ein Vergehen wider den Gehorsam!" erklärt der Abt.

„Was, Gehorsam! Das ist jetzt vorbei! Ein Graf von Reichenberg schuldet Euch keinen Gehorsam!"

„Er ist kein Graf von Reichenberg, er ist unser Ordensbruder, er hat das Gelübde abgelegt — ein Gelübde ist unauflöslich!"

„'s ist ein erzwungenes, wider Recht und Gesetz erlistetes Gelübde!" fährt der Graf auf. „Ich war indessen beim Bischof von Chur und hab mich wohl belehren lassen. So Ihr Euch weigert, mir den Knaben herauszugeben, verklag ich Euch vor des Papstes Richterstuhl, und das Interdikt kommt über Euch! Denn solches tat der Bischof mir zu wissen, daß laut des Gesetzes, so Papst Coelestin III. erließ, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu Toledo und Aachen wieder in Kraft getreten sind, und kein Orden ein Kind vor seiner Mündigkeit aufnehmen darf ohne der Eltern Zustimmung. Wie? Wollt Ihr ihn noch an solch erschlichenem Gelübde festhalten — gestohlen Gut behaupten? Bin ich nicht

sein Vater und hab ich meine Zustimmung gegeben, daß er ein Mönch werde? Antwortet!"

Die Brüder haben sich schnell auf lateinisch mit einander verständigt.

„Wohlan, Herr Graf," sagt der Abt: „Ihr redet wahr! Dem Buchstaben des Gesetzes nach seid Ihr im Recht, wenn Ihr zurückverlangt, was Euer. Es fragt sich nur, ob das noch Euer ist, was Ihr freiwillig weggeworfen und der Vernichtung preisgegeben habt? Denn wären wir und die Brüder von St. Valentin nicht gewesen, so war Euer Kind des Todes. Doch weiß ich wohl, auf solchen Fall der unerhörten Verirrung der Natur ist kein Gesetz vorgesehen, und wenn Ihr uns verklagt, wird Euch das Recht zugesprochen! Allein, Herr Graf, Ihr werdet auch berichtet sein, daß jener selbe Kanon jungen Leuten nach erfolgter Mündigkeit an Jahren gestattet, ohne der Eltern Erlaubnis in einen Orden einzutreten! Habt Ihr das vernommen oder nicht?"

„Ja!" sagt der Graf und beißt sich die Lippen.

„Nun, Herr Graf!" fährt der Abt fort: „Ihr könnt uns strafen mit des Gesetzes Buchstab, was wir an des Gesetzes Buchstaben gefehlt — aber Eures Sohnes Gelübde könnt Ihr drum nicht brechen, denn jetzt ist er mündig und so er es jetzt erneuert, ist es gültig vor jedem Gesetz!"

„Er wird es nicht erneuern, wenn sein Vater kommt, ihn heimzuholen zu Pracht und Herrlichkeit," spricht der Graf zuversichtlich: „Schafft ihn nur her, daß ich ihn selbst spreche, und stellt meine Geduld nicht länger auf die Probe. Ein Reichenberg hat nicht gelernt zu warten."

Wieder fliegen etliche lateinische Worte leise, kaum gehaucht, von Mund zu Mund.

„Gefällt es Euch, so folget uns ins Refektorium und labet Euch zuvor an einem frischen Trunk, Herr Graf!“ spricht der Abt. „Ihr seid erschöpft und all Ding läßt sich besser abmachen, wenn der Mensch geruhet hat und sich an einem Glase Wein gestärkt!“

„Wohl, so laßt uns eintreten und schickt mir den jungen Reichenberg, daß er mit seinem Vater den ersten Humpen leere!“ sagt der Graf beschwichtigt, denn er hält den Widerstand der Mönche für gebrochen, und sein neuerwachtes Vaterherz schlägt ungeduldig dem Sohn entgegen, die Versäumnis von vierundzwanzig langen Jahren nachzuholen. So treten sie in das Refektorium, wo Brot und Wein bereit steht. Doch der Graf berühret nichts. „Meinen Sohn, zuvörderst holt mir meinen Sohn!“

Die Mönche sehen sich ratlos an. Gott hat sie verlassen — sie wissen keinen Ausweg mehr! Noch eine kurze Besprechung, und Pater Correntian geht — „ihn zu holen!“ Der Abt steht da wie ein Gerichteter am Fuße des Kreuzes, an das er geschlagen werden soll. „Hilf uns Gott — erbarme dich unseres Irrtums, du kennest unsere Herzen und weißt, wie wir's gemeint!“ betet er heimlich.

Die Brüder sind keines Wortes mehr fähig. „Wenn der Vater den Sohn so sieht, was dann?“ Das ist eines Jeden Gedanke.

Doch Correntian kommt allein zurück. „Euer Sohn weigert sich zu erscheinen. Er hat in diesem Augenblick seinen Schwur erneuert, das Kloster nimmer zu verlassen — und will Euch nicht sehen!“

Da lacht der Reichenberg wild auf: „Ha, Bube —

wahnwitziger Bube! Glaubſt du, der Reichenberg laſſe ſich wie ein Tölpel mit ſolchem Beſcheid heimſchicken? Ja, ſchieß nur deiner Wolfsaugen Blitze auf mich — an meiner geharniſchten Bruſt prallen ſie ab. Schaff den Knaben zur Stelle — oder ich durchſuche ſelbſt Euren Bau nach ihm!"

„Er muß kommen, es geht nicht anders," — flüſtert der Abt Correntian zu: „So du nicht fürchteſt, daß wir uns jetzt nicht auf ihn verlaſſen können, wo die harte Strafe —?"

Correntian lächelt: „Sei ruhig!" — Er wendet ſich zu Reichenberg: „Ich bring ihn dir — daß er es ſelbſt dir ſage — da du mir nicht glaubſt!"

Der Reichenberg durchmißt mit großen Schritten das Zimmer. Naht ſie endlich, die Erfüllung — ſoll endlich einem halben Leben der Reue, der nagenden Verzweiflung ein Ziel geſteckt ſein? O, wenn er den Sohn nur erſt in ſeinen Armen hält, in dieſen ſtarken Armen, dann ſoll nichts ihn mehr daraus entreißen, dann will er alles, alles gut machen! — Minute um Minute verſtreicht, immer ſtärker pocht des Vaters Herz — immer banger ziehen ſich die Herzen der Brüder zuſammen, wie wird das werden?

Jetzt — jetzt nahet es der Tür — der Schritt von zwei Menſchen — nur langſam, viel zu langſam für des Vaters freudige Ungeduld. Reichenberg ſtürzt an die Tür ihm entgegen — die Mönche wenden ſich ab — um das Schreckliche nicht mitanzuſehen. — Da ſtehet der erſehnte Sohn, bleich, verzerrt, mit blutiger Binde verbunden! Der Vater taumelt zurück! Mit ſtarrem Entſetzen blickt er auf die Schmerzensgeſtalt. Nein, nein, er iſt es nicht, er hat ſich getäuſcht — es iſt nicht Do-

natus! „Donatus!“ ruft er mit zuſammengeſchnürter Kehle, „Donatus, mein Sohn, wo iſt er?“

„Hier bin ich,“ antwortet der Jüngling. Da reißt ihm der Vater, um ſich zu überzeugen, jählings die Binde vom Geſicht — zwei leere Augenhöhlen ſtarren ihm entgegen.

Ein Schrei dringt aus des ſtarken Mannes Bruſt, daß den Mönchen das Blut in den Adern gerinnt: „Blind — geblendet — mein Sohn — geblendet! Wer hat ihm das getan?“

„Ich ſelbſt!“ ſpricht der Blinde mit feſter Stimme.

„Du — du? Und warum?“ ſtößt der unglückliche Vater heraus.

„Weil Gott es gewollt!“

Einen Augenblick des Schweigens, von den Mönchen wagt es keiner, ein Troſteswort zu ſprechen. Doch raſch wallt die Welle des zurückgetretenen Blutes in dem betrogenen Vaterherzen wieder auf, und furchtbar erhebt er ſich gegen die Mönche: „Das alſo, das habt Ihr aus meinem Sohne gemacht? Ihr Henker, Ihr Mörder! Verſtümmelt, verſchändet der Stolz eines Vaters, der letzte Sproß eines erlauchten Geſchlechts! — Weh Euch! Dieſen Dienſt wird Gott Euch ſchlecht danken!“

„Graf Reichenberg,“ ſpricht der Abt, „wir ſind unſchuldig an dieſem Blut, nicht auf uns kommen dieſe Augen, denn ſie waren die Sonne in unſern düſtern Mauern, und gerne hätte jeder von uns ſeine eigenen Augen hergegeben für dieſe da!“

„Spart Euch die Redensarten, Abt, ich glaub ſie Euch doch nicht. Habt Ihr auch nicht ſelbſt die Henker gemacht — Eure verfluchten Lehren haben's getan! — Sich die Augen ausſtechen, um Gott zu dienen — ja,

ja, das ist so Euer Pfaffenheldentum! Hättet Ihr dem Buben ein rechtschaffen Schwert in die Hand gegeben, daß er's gebraucht hätt meinethalben wider Eure Feinde, er hätt sich nimmer solchen Schimpf angetan! Gott, großer Gott, hier stehe ich vor deinem Angesicht, du kennst all meine Schuld, du weißt, was ich gefehlt — aber das Leid, das jetzt mein Herz zerfleischt, hast du nicht gewollt, so grausam ist Gott nicht — so grausam sind nur die Menschen!" Und er schlägt sich in des Schmerzes Wut vor die Stirn, als wolle er sich mit der eigenen Faust erschlagen.

Der Blinde stehet stumm daneben, die Hände gefaltet, das Haupt auf die Brust gesunken — ein so rührend Bild, daß selbst des starken Mannes Herz hinschmilzt in Mitleid. „Was will ich machen — ich bin ein einsam kinderloser Mann, und bist du auch ein Krüppel und eine Schmach dem ritterlichen Geschlecht der Reichenberger — du bist doch immer mein Blut — und ich spür's, ich kann dich lieben auch in deiner Schwäche. Ich will dich mit mir nehmen! — Dem Bettler gleich, der Scherben auflieſt, so lese ich die Trümmer meines zerbrochenen Geschlechts auf und trage sie heim unter mein Dach — darüber zu weinen! Komm mein Sohn" — seine Stimme zittert, da er die Worte spricht: „Dein Vater legt Speer und Schild weg und will zum Krankenwärter werden, den Letzten seines Stammes zu pflegen, bis sie uns aus dem zerfallenen Haus dann hinaustragen, wohin wir beide gehören!" Und er faßt des Sohnes Arm, um ihn mit sich fortzuziehen, — doch der Blinde steht wie am Boden festgewurzelt. Keinen Fuß breit gibt er dem Vater nach.

Der Reichenberg sieht ihn an, als könne er es nicht

glauben. „Mein Sohn!“ ruft er ihm ins Ohr und schüttelt ihn am Arm, als müsse er ihn aus einer Erstarrung wecken, „mein Sohn — dein Vater ruft dich!“

„Verzeiht,“ spricht der Blinde mühselig, denn beginnend Wundfieber verzehret seine Kräfte, „das ist nicht meines Vaters Stimme!“

„Um Gotteswillen, hörst du denn nicht? Ich bin's, dein Vater Reichenberg!“ wiederholt der Graf.

Aber der Blinde schüttelt den Kopf: „Ich habe keinen Vater, als den Abt!“

„Donatus!“ braust der Graf auf, „bist du bei Sinnen?“ Er wendet sich an den Abt, „so noch ein Band auf Erden dir heilig ist — sag ihm, was der Sohn dem Vater schuldet!“

„Donatus!“ spricht der Abt, „du bist dieses Mannes Sohn — er ist's, dem du dein irdisch Dasein dankst! Nach Menschenpflicht und Recht gehörst du ihm — nach Ordenspflicht und Recht gehörst du uns. — Du bist mündig und frei, zu wählen — wähle!“

Aller Augen hängen an Donatus. Er aber tastet nach des Abtes Hand: „Mein Vater — für mich ist nur eine Wahl, mit Euch leben oder sterben!“

„Sohn, Sohn!“ schreit Reichenberg auf, „hat sich denn alle Natur verkehrt? Kannst du deinen wirklichen Vater von dir stoßen, um eines Fremden willen, der dich nicht angehet?“

„O Herr,“ spricht Donatus, „wie wollet Ihr sagen, Ihr seid mein Vater und habt mir doch nie nachgefragt wie ein Vater? — Jene aber haben an mir getan, gleich wie Ihr hättet tun sollen. Wie wollet Ihr reden und schmälen, daß ich sie liebe und Vater nenne, so ich doch nimmer einen anderen Vater gekannt!“

Reichenberg senkt die Blicke zu Boden: „Du redest wahr, ich habe schwer geirrt und gefehlt an dir! Ein böser Geist verwirrte meinen Sinn — doch das richte Gott, nicht du! Die Kinder können nicht Richter sein über die Eltern, denn heilig sind die Bande des Blutes, und kein Gesetz kann sie zerreißen!“

„Herr — ich bin ein Geweihter des Himmels — ich kenne keine Bande des Blutes —!“

„In solchen Lehren habt Ihr mein Kind erzogen? Allmächtiger Gott: Da wär ihm besser gewesen, die wilden Tiere hätten es zerrissen!“ grollt der unglückliche Mann. „Der Sohn verleugnet den Vater, der reuevoll kommt, zu sühnen, was er verbrach! O, es ist fürchterlich und mir graut vor Euch! Ihr seid keine Menschen — Steine seid Ihr — Bausteine zu dem stolzen Bau, unter dem die Erde ächzt und alles gesunde Leben abstirbt. Und du, blinder Schatten, dem sie Mark und Blut ausfogen, kannst du's mit deiner Lehre von der Barmherzigkeit übereinbringen, daß du dem Vater, der dir in heißem Verlangen die Arme auftut und, wie der Hirsch nach Wasser, nach Versöhnung schreit, mit kaltem Bedacht das Messer ins Herz stößest und ihn verleugnest, da er dich heimholen will unter dein elterlich Dach?“

Da richtet sich Donatus hoch auf, daß dem Vater vor ihm graut. „Herr, der winterliche Nachthimmel war mein elterlich Dach. Die nackte Erde war meine Wiege, der Schneesturm, der vom Ortler herüber weht, gab mir den Vaterkuß! Hunger und Kälte, Tod und Verderben waren die Wehemütter, die Ihr Eurem Weibe bestellt, da sie Euch den Erstling gebar. Da kam die erbarmende Liebe im Mönchsgewand durch Nacht und Schnee und Sturm und raffte das verlassene Weib und das Kind

vom Boden auf und trug es heim und wärmte es und bettete es weich. Und als die Mutter dem Elend erlegen, da waren es wieder Mönche, da waren es dieſe hier, die mir die Wiege bereitet im Namen der ewigen Liebe! Sie haben mich auf ihren Armen getragen, — haben mich gehegt und gepflegt und über mir gewacht, ſo lange ich lebe. Und ich ſollte ſie jetzt verlaſſen und einem fremden Manne folgen, nur weil ein zufällig Band der blinden Natur mich mit ihm verkettet? Herr! Eh könnt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen wie meine Augen, — denn daß ich ſolches vermöchte!"

Der Graf hat die Worte des verlorenen Sohnes ſcheinbar gefaßt mit angehört, jetzt ſpricht er mit bleichen Lippen dumpf zu dem Abt: „Nun iſt's genug — befiehl ihm, daß er mir gutwillig folge, oder es nimmt ein ſchlechtes Ende!"

Der Abt tritt einen Schritt zurück, „das kann ich nicht! Ich hab ihn wählen laſſen — zwingen darf ich ihn nicht!"

Der Graf wird immer bleicher und kälter: „So werde ich ihn zwingen! Schick ins Dorf hinab und ſchaff mir ein ſtarkes Roß für mich und den Knaben!"

„Herr — Ihr wollt doch nicht?" fragt der Abt, „Ihr werdet ihn doch nicht wider ſeinen Willen —?"

„Glaubt Ihr, ich werd ihn noch lange bitten? Er muß gehorchen, gutwillig oder nicht, er iſt mein Sohn — und er gehört mir!" Und mit einem raſchen Griff reißt er die matte Geſtalt aus der Brüder Mitte und ſchlingt den bewehrten Arm um die ſchlanken Hüften: „Eh werf ich dich den Wölfen vor, entartet Kind — denn daß ich dich hier laſſe bei dieſen! Und wenn's nicht anders iſt, ſo trag ich dich hinweg!"

„O helft mir doch," schreit der Blinde auf, und in einem Nu haben sich die Brüder auf die beiden geworfen und den Blinden befreit. Der einzelne Mann muß der Überzahl weichen. Donatus klammert sich an den Abt und Correntian, die ihn halten. Da zieht der Graf das Schwert: „Ihr wollt's — so habt's!" Und er dringt wie ein wütender Stier auf die unbewaffnete Schar ein, daß die Nächststehenden entsetzt auseinanderprallen. „Ein Schwert — ein Schwert!" schallt es Donatus ins Ohr, und er begreift, was geschieht. Da, mit einem Griff, hat er ein blutig Instrument aus seiner Kutte Falten gezogen — es ist der Zirkel, den er Eusebius stahl — und er richtet die beiden feinen Spitzen auf seine Brust: „Vater!" schreit er durch den Tumult, „so du mein Vater bist — kannst du deinen Sohn töten? Sieh her, dies Eisen, das meine beiden Augen durchstach, bohrt sich in mein Herz in dem Augenblick, wo du einem meiner Brüder ein Haar krümmst!"

Der Reichenberg läßt das Schwert sinken und ringt einen Augenblick nach Atem. Dann aber hebt er den Arm auf, und wie ein glühender Strom bricht es von seinen Lippen los: „Ihr habt gesiegt! Eure Macht ist so groß, so unergründlich, daß Menschen vergeblich mit Euch kämpfen. Aber von Fleisch und Blut seid Ihr doch und sterben könnt Ihr doch! Nun hört meinen Schwur! In sieben Tagen, wenn der Mond sich wendet, komm ich zurück mit Streitmacht, groß genug, um Euch und Eurer Vögte Fähnlein zusammenzuhauen und Euer Haus der Erde gleich zu machen. Besinnt Euch also. Habt Ihr bis dahin nicht des Sohnes Herz dem Vater zugewendet, gebt Ihr ihn nicht gutwillig heraus, so verstümmle ich Euch, wie Ihr den Sohn verstümmelt

habt, so zerreiß ich jedes Band der Menschlichkeit, wie Ihr's zerrissen habt, da Ihr den Sohn vom Vater trenntet, — so zertrete ich Eure verbrieften Rechte, wie Ihr das heilige Recht der Natur zertratet! Blut um Blut — und Kampf um Kampf — ich fordere von Euch das Herz und die zwei Augen meines Sohnes zurück — und Ihr sollt mir mit den Euren dafür haften!"

„Graf Reichenberg, wir fürchten Euer Drohen nicht," sagt der Abt stolz, „Ihr könnt wohl ein arm verlassen Gotteshaus zerstören und eine handvoll wehrloser Mönche ermorden — aber Ihr wißt auch, daß eine Welt aufstünde, uns zu rächen, und zwänget Ihr auch diese, so hält doch der heilige Vater einen Bannstrahl in seinen Händen, den er Euch nachschleudern würde bis hinüber in die Ewigkeit, daß Ihr nicht diesseits noch jenseits ihm entfliehen könntet!"

„Glaubt Ihr," lacht Reichenberg wild auf, „glaubt Ihr, ich fürchte Acht und Bann — glaubt Ihr, ich fürchte die Hölle, mit solchem Grimme, wie er mir in den Adern kocht? Meint Ihr, mir sei's um den Himmel zu tun — um den Himmel, der mit so ekler Langmut alles böse auf Erden geschehen läßt — der Euch nicht zerschmetterte, ehe er dies arme junge Blut sich um Eure Lehren blenden ließ? Weh Euch — es gibt doch noch eine Macht, die Ihr nicht kennt — weil Ihr nicht fühlt, wie Menschen fühlen: das ist eines Vaters Rache, diese schreckt nicht Tod noch Verdammnis!" Er wendet sich zur Tür: „Also, besinnt Euch, in sieben Tagen von heute komm ich zurück und erfülle meinen Schwur — Ihr habt mich ja gelehret, daß man Schwüre halten muß!"

Die Tür ist krachend zugefallen — die Brüder sehen noch schreckensbleich dem grimmen Manne nach.

„Meine Brüder," spricht der Abt und schließt Donatus in seine Arme: „Dieser hat sich bewährt wie nie ein Mensch! Er konnte sich schwerer Pön entziehen, wenn er seinem Vater folgte, und wir ließen ihm die Wahl. Er hat den ewigen Kerker und die Ketten gewählt und verzichtet auf Freiheit und Glück. Meine Brüder! Blicken wir auf diese Größe unseres Schülers, so müssen wir uns mit Stolz sagen, wer dem Herrn solche Frucht gezogen, den kann er nicht verlassen in seiner Not; um dieses willen wird er uns beistehen!"

„Durch diesen wird er's — ja —! Aber nicht, wenn Ihr ihn einsperrt," ertönt jetzt eine Stimme unter der Tür. Es ist Bruder Wyso, der sich aus der Siechenkammer hergeschleppt, etwas bleicher und magerer als sonst, aber guter Dinge wie immer.

„Daß du nicht längst in deinem Fett erstickteſt!" murmelt Correntian zwischen den Zähnen.

„Hast du gehört, was uns droht?" sagt der Abt.

„Ich stand hinter der Tür. Ich hielt mich aber wohlweislich verborgen, da er so mit dem Schwert herumfuchtelte, ich dachte, mein ganzer Kopf kann Euch mehr nützen als mein halber!"

„Nun und was meinst du?" fragt der Abt.

„Wir sind verloren — wir sind's und hätten wir dem lieben Gott einen ganzen Garten voll solcher heiliger Früchtlein erzogen! Habt Ihr noch nie gesehen, daß der Blitz auch in einen guten Fruchtbaum schlägt? Hat der liebe Gott nicht schon manch Klösterlein zerstören lassen, um das es schade war? Denkt an unser Haus zu Schuls, das niederbrannte, und war doch niemand schuld! Hier aber seid Ihr selber schuld! Hättet Ihr mich ge-

hört, da ich Euch warnte! Jetzt ist's geschehen. Der Reichenberger kann Euch nicht vergeben und wird es nicht. Entweder Ihr laßt ihm den Buben" — ein Schrei des Unwillens unterbricht ihn, aber er fährt unbeirrt fort — „oder er hackt Euch zusammen mitsamt den Vögten und ihrer handvoll Leute, daß man am jüngsten Tag Pfaffen- und Bauernknochen nicht mehr auseinander kennt! Es gibt nur einen, der uns retten kann, Donatus selber!"

„Und wie das?" fragt der Abt.

„Wißt Ihr's nicht mehr, wie er damals die Herzogin berückte, daß sie Euch sagte: „Schickt mir diesen, und was Ihr wollt, es soll gewährt sein?!"

„Ja, ja!" murmeln die Brüder, ihn verstehend. „Aber jetzt wird sie vor ihm erschrecken!"

„Ah, bah! Gefiel er ihr damals, weil er fromme Augen hatte, so gefällt er ihr jetzt doppelt, weil er sie sich aus Frömmigkeit ausstach. Das macht ein Weiberherz vor Erbarmen zerfließen. Die Herzogin weilt jetzund noch in Münster, — der Reichenberg ist mächtig bei dem Herzog — dieser da ist mächtig bei der Herzogin, — schickt ihn hin zu ihr, und sie wird Euch helfen."

„Meine Brüder, mich dünket, Bruder Wyso rät uns weise," spricht der Abt.

„Hört mich!" ruft Correntian; doch die aufgeregten Brüder hören ihn nicht mehr.

„Nein, nein, Wyso hat recht, Donatus allein kann uns helfen! Donatus soll gen Münster ziehen zur Herzogin!"

„Mein Sohn, du kannst uns retten, willst du die Reise wagen?"

Donatus küßt des Abtes Hand. „Mein Vater

kann mit mir ſchalten, wie er will, und was er tut, iſt wohlgetan!“

„Nun, wohlan denn, mein Sohn, — es gibt kein ander Mittel — reiſe! Du tuſt es für uns — für Gott! Bruder Porphyrius wird dich führen. In zweien Tagen gelangſt du hin und zurück; dann aber, mein Sohn, ſoll deine Strafe dir erlaſſen ſein, denn heute haſt du dich losgekauft durch eine Tat der Treue, die ein ganzes Leben der Buße aufwiegt!“

„Donatus!“ ſagt Correntian leiſe, „noch einmal ſchickt dich der böſe Feind hinaus! Biſt du ſtark genug?“

„Stark?!“ Donatus lächelt — ein ſeltſam bitteres Lächeln. „Was kann mir die Welt noch anhaben? Ich bin ja blind!“

Zweites Kapitel.

Wenn ein Bruder hinauszieht in einer heiligen Miſſion, ſo bekommt er ein paar neue Schuhe aus einem einzigen Stück Bocksleder geſchnitten und einen Weidenſtab mit Weihwaſſer beſprengt. Der Abt erteilt ihm die Benediktion und die Brüder beten das: ‚cum fratibus nostris absentibus‘ für ihn. — Für ſeines Leibes Nahrung und Notdurft trägt er ein Säcklein mit Brot auf dem Rücken und ein hölzern Fläſchlein mit Wein. So iſt für Leib und Seel geſorgt, und der Wanderer kann frohen Mutes die Reiſe antreten. Nicht ſo Bruder Donatus!

Wohl iſt er ausgerüſtet mit Brot und Wein, mit Schuhen und Weidenſtab, mit Gebet und Segen — aber ihm fehlt, was dem Wanderer am nötigſten, ihm fehlen die Augen. Zagen Fußes, krank und fiebernd, überſchreitet er zum erſtenmal in ſeinem Leben, mit Ausnahme jener kurzen nächtlichen Flucht, das Weichbild des Kloſters. Schwindel ergreift ihn, als er ſo dahingeführt wird aus Nacht in Nacht, immer weiter, ohne Anhalt, ohne Maßſtab der Nähe und Ferne, ohne Abſchnitt in dem raumloſen Dunkel! Wird der nächſte Schritt noch Boden finden, wird er nicht irgendwo hin-

untertreten oder über etwas stürzen? Wird er nicht irgendwo anstoßen, plötzlich vor einer Mauer stehen oder in dem dichten Gestrüpp hängen bleiben, das oft um ihn her raschelt und ihn streift? Und er hält in unwillkürlicher Angst bald vor diesem, bald vor jenem eingebildeten Hindernis inne. Er kann auch kein Vertrauen auf seinen Führer gewinnen, denn Bruder Porphyrius kann sich nicht denken, wie es einem Blinden ist, und reißt ihn unbekümmert des Weges mit sich fort, so daß der Arme zum öftern stolpert und fällt.

Es ist ein gar mühselig Wandern. Schweiß steht auf seiner Stirn, seine Schläfen pochen, und manche blutige Träne rinnt aus den frischen Wunden seiner Augen. Aber er bleibt geduldig. Ihm dünkt's ein Gang nach Golgatha, und wie sein Fuß auch strauchle — er tritt ja in die Fußtapfen des Erlösers! Viel junge Stämmlein liegen umher, vom heutigen Windbruch im Walde gefällt, über die ihn sein Führer hinwegzerrt. Da hebt er deren eines auf und lädt es auf seine Schulter.

„Was willst du mit dem Bäumlein?" fragt der Gefährte.

„Ich trage es an Kreuzesstatt, wie Simon von Kyrene dem Erlöser sein Kreuz nachtrug."

„Das ist nicht wohlgetan," meint der Begleiter, „du mußt dir nicht zu viel aufbürden, auf daß es dir nicht an Kraft gebreche, deinen Auftrag zu vollbringen. Und ist dies doch nicht des Erlösers Kreuz und bringet dir wenig Gewinn, so du ein profan Stücklein Holz trageſt!"

„O du Kurzsichtiger!" spricht Donatus mit glühenden Wangen. „So sich Brot, das wir selbst gebacken, in des Herrn Leib verwandeln kann, soll sich nicht auch ein Baum in des Herrn Kreuzesholz verwandeln können,

so er in des Herrn Namen getragen wird? Wahrlich, ich sage dir, der solch Wunder anzweifelt, kennet die Kraft des Glaubens nicht!"

„Was aber ist es Jesu nütze, wenn du solches tuest, ihm zu dienen — er thronet zur Rechten Gottes und trägt kein Kreuz mehr."

„Wohl trägt er noch Kreuzeslast, schwer genug, daß wir sie ihm erleichtern müssen — es ist die Last unserer Sünden, die er auf sich genommen bei dem Vater, und jede Tat wahrer Buße mindert sie ihm. Glaubst du denn, er, der für uns gestorben ist, er habe mit seinem Tode abgeworfen alles, dafür er gelitten und geblutet hat, und freue sich jetzt der himmlischen Seligkeit und spreche: „Laßt sie nun machen, was sie wollen, ich hab das meinige getan; wenn sie mir nicht folgen wollen, mögen sie in die Verdammnis fallen, was geht's mich an?" Glaubst du, er wäre Christus, wenn er solches denken könnte? Ich sage dir, so er siehet, daß er umsonst gestorben, und daß seine heilige Lehre nicht Macht hat über unsere Sünden, trauert er um uns, und schwer drückt solche Trauer sein liebend Herz. Und wo einer ein Kreuz trägt in seinem Namen, daß er ihm damit ins Himmelreich folge, da tut er ihm, wie Simon von Kyrene tat."

„Heilig, heilig bist du, Donatus!" ruft der Bruder. „Wahrlich, wir sind die Blinden, und du bist der Sehende!"

Und darauf schreiten sie weiter, jeder in seinen eigenen Gedanken.

Ein leiser Schritt gehet immer im Verborgenen neben ihnen her. Bruder Porphyrius sieht sich zum öfteren um, aber er kann nichts gewahren in dem dichten Gestrüpp des Hochwaldes. Es ist nicht wie Menschen-

tritt — es kann auch nicht der flüchtige Fuß eines Wildes sein, denn es geht immer gleichmäßig mit ihnen, bald näher, bald ferner. Bruder Porphyrius überläuft andächtiger Schauer: es ist gewiß ein Engel, den der Herr dem Büßer gesandt, ihm unsichtbar die Last tragen zu helfen, und er wagt nicht mehr umzublicken, er weiß es nicht, ob er nicht eines jähen Todes stürbe, würde er des himmlischen Gesichts gewahr. So gehen sie wohl eine kleine Stunde durch den feuchten Wald hin. Die nassen Wipfel schütteln kühlenden Tau auf des Büßers Haupt, die triefenden Büsche streifen sein Gewand, und seine trockenen Lippen atmen erquickliche Frische ein. Aber der Brand des Fiebers, der von den zwei glühenden Leidensherden ausgeht, die er sich selbst geschaffen, saugt all das wohltätige Naß auf wie ein heißes Eisen — und immer höher laufen die Adern an der Stirne auf, und immer rascher wird sein Atem, immer langsamer sein Schritt. Die hohe Gestalt beugt sich keuchend unter der schweren Bürde. Als sie endlich aus der Waldeslichtung auf die Landstraße heraustreten, beginnt er zu wanken.

„Jetzt kann ich nicht mehr!“ seufzt er und bricht mit seiner Last zusammen.

„Ich wußt es ja!“ ruft der Bruder und sieht sich ratlos nach Hilfe um.

Nichts Lebendes weit und breit. Am Wege steht ein alt Heiligenbild unter einem verwitterten Dächlein, von wilden Rosen umrankt. Das hat der Sturm die Nacht auch halb umgeworfen, und niemand hat es wieder aufgerichtet. Kein Mensch muß des Weges gekommen sein. Ein paar Vögel sitzen auf dem Dächlein und zanken sich um ihren Fang. Bruder Porphyrius lauscht

vergeblich auf die Tritte, die ihnen im Walde gefolgt, ſie ſind verſtummt, ſeit die Brüder heraustraten. Der Schutzgeiſt ſcheint Donatus verlaſſen zu haben, deshalb iſt er auch zuſammen gebrochen. — Der Bruder befreit den Ohnmächtigen von ſeiner Laſt und legt ihn in den kargen Schatten des Heiligenbildes, denn die Sonne iſt wieder hervorgekommen und ſticht empfindlich durch die Dünſte, die der öden, verſchwemmten Straße entſteigen, — den Augenloſen blendet ſie freilich nicht mehr, aber ſie ſengt ihm den kahlen Scheitel, daß er mit leiſem Stöhnen danach greift. — Hier iſt auch nirgend eine Quelle, um Waſſer für den Unglücklichen zu ſchöpfen. Soll er in den Wald zurückkehren? Kann er den Blinden ſolang allein liegen laſſen?

„Iſt denn niemand da?“ ruft er in die Weite. „He, zu Hilfe — zu Hilfe!“

Eine Weile lauſcht er, die Hand vor die Augen haltend, in die Stille hinaus.

Da regt ſich etwas am Waldesſaum. Ein Mägdlein tritt heraus, in der einen Hand ein Binſenkörblein, in der andern eine Haſelrute. Um die Schultern trägt es ein klein Wanderbündel und ein hölzern bauchig Waſſergefäß, wie's die Pilger haben. Goldrot flammt ſein Haar in der Sonne auf, blütenweiß ſchimmern ſeine kleinen nackten Füße unter dem kurzen Röcklein hervor und ſo leicht iſt ſein Gang, ſo raſch kommt es daher, als beſchwinge es eine geheimnisvolle Macht. Das muß der leichte Schritt ſein, der ihnen ſeither gefolgt! Bruder Porphyrius ſtarrt unverwandt auf das Wunder, wie es ſich leuchtend aus dem Waldesdunkel hebt und doch ſo demütig und ſchlicht, ſo magdlich — halb Kind, halb Jungfrau — ſo freundlich und doch ſo ernſt!

Hat der Schutzgeist des Blinden Menschengestalt angenommen, um sich nicht vor den unwürdigen Augen des sehenden Bruders in seiner Glorie zu zeigen?

Schneller, als er diesem nachgedacht, ist die Kleine da. „Ist er gefallen — ist ihm ein Leids geschehen?“ fragt sie, und die großen goldbraunen Augen schwimmen in Tränen unaussprechlicher Angst. Bruder Porphyrius vergißt das Antworten, er starrt sie sprachlos an. Sie wartet auch die Antwort nicht ab, sondern kniet bei dem Kranken nieder. „Mein Engel,“ sagt sie leise. „Mein Herr und mein Engel stirb mir nicht!“ Und sie hebt sanft seinen Kopf auf und träufelt ihm Wasser aus ihrer Feldflasche darauf. Und der Kranke fängt wieder an zu atmen und richtet sich empor und fragt: „Wer ist das?“

„'s ist ein Kind, das uns gefolget,“ sagt Porphyrius. „Aus unserer Gegend ist's nicht — ich sah es nie!“

„Dank sei dir, Kind!“ spricht Donatus. „Du erquickest den Müden! Selig sind die Barmherzigen!“

„Laß mich dir das Tüchlein netzen, dich zu kühlen!“ sagt das Mädchen und nimmt ihm geschäftig die Binde von den Augen. Unwillkürlich deckt er die Hand über die Wunden. Sie achtet deff' nicht, denn sie ist ganz hingenommen von hilfreichem Eifer. Sie näßt das Linnen mit dem Wasser aus ihrer Flasche. „'s ist ja blutig,“ sagt sie, „hast du dir weh getan?“

„Ja!“ antwortet er kaum hörbar.

Und sie macht ein viereckig Päuschlein und legt es ihm auf den Kopf. Er aber hält noch immer die Augen bedeckt, damit das Kind nicht darob erschrecke.

„Das wird dir gut tun!“ sagt sie, und dann nimmt

sie dunkelrote Waldbeeren und steckt sie ihm in den Mund. „Da iß, die hab ich für dich gepflückt, und du, anderer, darfst auch davon haben, aber die schönsten sind für Donatus!“

„Kennst du mich denn?“ fragt Donatus verwundert.

„Freilich kenn ich dich. Du bist ja der Engel von damals.“

„Du bist nicht bei Sinnen, — Kind, wann wäre ich wohl ein Engel gewesen?“ sagt Donatus.

„Doch — weißt du's nicht mehr? Damals, wo du zum Priester geweiht worden!“

„O, nie war ich weiter vom Engel, als in jener Stunde!“ murmelt Donatus und läßt die Hand von den Augen sinken.

„Aber damals hattest du Flügel! Warum hast du sie verloren?“ fährt das Mägdlein fort.

„Kind, du träumst, ich hatte niemals Flügel!“

„Mir war — ich sah dich mit Flügeln. Es ist aber doch etwas anders an dir, als damals, —“ sie betrachtet ihn aufmerksam. Plötzlich fährt sie zusammen. „O — jetzt weiß ich's — du hast ja keine Augen mehr?!“

Donatus schlägt die Hände vors Gesicht. Das Mägdlein stehet bleich und zitternd neben ihm, und Träne um Träne ringt sich von den langen Wimpern los und fällt auf die kleinen verschlungenen Hände herab. „Du armer Mann!“ haucht es aus der Tiefe der jungen Brust.

Bruder Porphyrius muß sich abwenden, so bewegt's ihm das Herz.

Da rafft sich Donatus auf und sagt rasch: „Laß uns gehen!“

„Ich gehe mit Euch!“ sagt das Mägdlein.

„Wo willst du denn hin?“ fragt Bruder Porphyrius.

„Wo Ihr hingeht!“

„Weißt du denn, wohin wir wandern?“ fragt Donatus.

„Nein!“

„Wie weißt du denn, ob unser Weg der gleiche sei?“

„Dein Weg ist mein Weg; wo du bist, will ich auch sein — wo du bleibst, da bleib ich auch!“

„Ruth!“ ruft Porphyrius unwillkürlich aus.

„Kind, was kommt dich an!“ sagt Donatus. „Was willst du denn bei mir?“

„Nichts!“ sagt das Mägdlein, denn es weiß es selber nicht.

„Du kannst doch nicht so allein in der Welt herumziehen!“ sagt Donatus.

„Allein? Ich bin ja bei dir!“ erwidert das Kind.

„Denk doch — was würde deine Mutter sagen?“

Des Kindes Augen füllen sich mit Tränen: „Die Mutter ist tot!“

„Aber dein Vater?“

„Der ist auch tot.“

„So bist du eine Waise?“

„Ja!“

„Das paßt zusammen, eine Waise und — ein Blinder! Wo bist du denn zuhause?“

„Nirgend!“

„Du mußt doch irgendwo geboren sein?“

„Das weiß ich nicht!“

„Aber wie kamst du denn hierher, was suchtest du in dieser Gegend?“

„Dich ſucht ich!“

„Laß ſie!“ raunt Porphyrius Donatus ins Ohr. „Merkſt du denn nicht, daß das kein ſterblich Weſen iſt?“

Donatus tritt einen Schritt zurück. „Was fällt dir ein!“

„’s iſt ein Geiſt, der Magdgeſtalt annahm — dein Schutzgeiſt, den dir Gott geſandt — glaub mir! bedräng ihn länger nicht mit Fragen, ſonſt vertreibſt du ihn!“

Donatus ſinnt eine Weile dem Wunder nach: „Wenn’s aber ein Dämon wäre?“ —

„So kannſt du nur fragen, weil du blind biſt! Säheſt du ſie, du würdeſt nimmer zweifeln!“ beharret Porphyrius. Donatus aber macht das Zeichen des Kreuzes über ſie und ziehet ſein Meßbuch aus der Bruſt. „Biſt du von Menſchen geboren oder von Gott geſandt, ſo küſſe dies! Biſt du aber dem Abgrund entſtiegen, uns in die Irre zu führen, ſo hebe dich weg im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ und er hält ihr das aufgeſchlagene Buch bannend entgegen. Sie aber faßt ſeine Hand und ziehet ſie mit dem heiligen Büchlein herab, es zu küſſen. Es iſt noch heiß von dem fiebernden Herzen, auf dem es geruhet, und ſie drückt ihre Lippen darauf, lange, inbrünſtig. Donatus iſt es, als ſei das Buch ein Teil ſeiner ſelbſt, und als fühle er den Kuß, den ſie darauf gedrückt.

„Sie iſt rein!“ ſpricht er und birgt das Brevier wieder auf ſeiner Bruſt.

„Willſt du mich denn geleiten — ſo komm! Ich frage dich nichts mehr. So du mir kund tun willſt, von wannen du biſt, ſo tue es ungefragt.“

Das Mägdlein ſchweigt — es weiß nicht, was es

darauf sagen soll. Es nimmt dem Kranken sein Wanderſäcklein ab und hängt es sich noch zu dem eigenen über die Schulter.

„Was tust du?“ fragt Donatus, der sich plötzlich seiner Bürde entledigt fühlt.

„Ich trag dir's!“

„Das sollst du nicht! Du bist ja selbst ein zartes Kind.“

„Laß mich nur — ich tu es gern — 's ist ja für dich!“ sagt das Kind, und sie schreiten fürbaß. Doch Donatus bleibt noch einmal stehen. „Das Stämmlein, das ich trug an Kreuzesstatt — soll ich's liegen lassen?“

„Das laß nur liegen — du hast Kreuz genug an deiner Blindheit.“

Porphyrius stößt Donatus leise an: „Hörst du? 's ist Gott, der aus ihr redet!“

„So brich mir ein Reis davon ab und gib mir's, daß ich's bewahre — solches wird mir Segen bringen!“

Und das Mägdlein eilt zurück und reißt ein Zweiglein von dem Stamm und bringt es ihm. „So du noch ein Veilchen warten willst, mach ich dir einen Kranz von des Bäumleins Laub, auf daß die Sonne dir nicht den Scheitel versenge.“

Die Männer sind's zufrieden, sie tun alles, was das Mägdlein will — es ist ja Gott, der es will.

Und hurtig, wie wenn's mit Zauberfingern ginge, hat die Kleine einen breiten Kranz geflochten, der kühl das brennende Haupt des Kranken überschattet. Dann gehen sie weiter.

„Laß mich dich führen — ich kann's besser!“ sagt das Kind und nimmt des Blinden Hand aus der des Bruders.

Auch das laſſen ſie geſchehen, und Donatus iſt es, als ſtröme neue Kraft von des Kindes Berührung auf ihn über. „Geſegnet ſei deine Hand — ſie führet mich ſanft!“ ſpricht er dankbar.

Das Mägdlein ſchweigt, nur ſeine Augen reden von einem unausſprechlichen Glück, da es ſtill zu ihm aufblickt.

Und weiter ziehen die Drei, bald über ſchlammige Muren, bald über grüne Hügel und Felder dahin. Und ſeit ihn das Mägdlein an der Hand hält, ſtrauchelt des Blinden Fuß nimmer, ritzt ihn kein Dorn mehr. Jeden Stein räumt ſie ihm achtſam aus dem Wege, und wo es uneben iſt, warnt ſie ihn mit Hand und Wort und leitet fürſichtig langſam ſeine Schritte. So liebreich leitet nicht die Mutter das Kind, nicht die Schweſter das kleine Brüderlein, leitet kein Engel eine Seele zum Himmel — wie ſie des Blinden wartet und ſeiner Hilfloſigkeit. Wie Waldesluft weht ihn des Mägdleins reiner Odem an, wenn vom Steigen und der Mühe des Führens ihre junge Bruſt ſich raſcher hebt und ſenkt. Er ſieht ſie nicht und hört ſie nicht — denn die kleinen bloßen Füße huſchen wie auf Elfenſohlen neben ihm her — er fühlt ſie nur. Er fühlt es, ein Engel der Barmherzigkeit gehet an ſeiner Seite, mit ſeiner Fittiche Wehen ſeine Todeswunden zu kühlen. Und ſie ſprechen kein Wort und verſtehen doch eines das andere, wie Geiſter ſich einander verſtehen auch ohne die irdiſche Sprache. Was ſie ſich mit dieſer ſagen können, iſt gar wenig und einfältig — aber was ſie ſich mit jener ſtummen Rede künden, das iſt höher denn Menſchenwitz und Weltweisheit und klingt ihnen durch die Seele wie wenn ein Windhauch über Harfen gleitet.

Es iſt Mittag geworden. Heiß brütet die Sonne

über der farbenreichen Landschaft. Vor dem Örtlein Glurns, im Schatten der Friedhofsmauer, rasten die Wanderer zum ersten Male und verzehren ihr kärglich Mahl unter dem feierlichen Mittagsgeläut von Nah und Fern. Freundlich strahlend schauen die Gletscher über die hohen Glimmerschieferwände herein, die sich südöstlich herüberziehen und die Mündung des Münstertalkessels bilden. Weit und breit ein Bild blühenden Lebens und stolzer Kraft, liegen Ortschaften und Burgen in die Runde verstreut, und in duftige Mittagsbläue gehüllt starren die trotzigen Mauern der Vesten von Reichenberg und Rotund gleichsam als Grenzwachten des Münstertales von ihren Felsen nieder und überschauen weithin die lachende Ebene.

Porphyrius blickt bedenklich prüfend nach ihnen hinüber. „Wären wir nur erst die Reichenburg vorbei! Die Reichenberger können das ganze Tal überschauen — mich dünkt es gefahrvoll, daß wir den Weg bei Tage machen — unser Kleid verrät uns — man könnt uns von der Burg aus fangen!“

„Droht Euch von dort Gefahr?“ fragt das Mägdlein.

„Ja!“ sagt Porphyrius besorgt.

„Dann laßt uns im Walde rasten, bis es Nacht wird,“ rät die Kleine, „und im Dunkeln den Weg machen.“

„Auch das geht nicht wohl — wir könnten uns in der Nacht verirren!“ sagt Porphyrius.

„Wenn ich Euch führe, nicht! Ich bin's gewöhnt, meinen Pfad im Dunkeln zu suchen —“ und es fliegt ein tief schwermütiger Schatten über ihr Angesicht, da sie dieses sagt.

Porphyrius betrachtet sie enttäuscht. „So kommst du nicht aus lichteren Höhen, denn wir?“

„O, lieber Gott!“ seufzt das Kind und faltet die

kleinen Hände im Schoße: „Flüchtig geht mein Fuß über die Erde, so lange ich lebe, und meine Augen scheuen das Licht wie eines Nachtvogels, denn selten hat mich ein Strahl der Sonne beschienen. Im Waldesdunkel hab ich mich bei Tage verborgen, und in der Nacht bin ich gewandert!“

„Gott steh uns bei!“ ruft Porphyrius und schlägt ein Kreuz.

„Das ist ein hartes Los!“ sagt Donatus.

„O, ’s ist gut so und mußte so sein — daß ich dich nun könne führen, wo du im Finstern wandeln mußt.“

„Aber, du armes Kind, du bist doch nicht geboren nur, um mich zu führen!“ spricht Donatus mitleidsvoll.

„Wozu denn?!“ fragt das Kind.

„Das weiß ich nicht!“ sagt Donatus. „Aber du mußt doch ein Ziel und einen Zweck haben! Was soll denn aus dir werden, wenn unsere Reise beendet ist und wir uns wieder trennen müssen?“

„O nein,“ sagt das Kind, „wir trennen uns nimmer!“

„Kind, du redest irre! Wir müssen uns trennen! Ich kehre binnen zweier Tage ins Kloster zurück — und so du nicht die Kunst besitzest, dich unsichtbar zu machen, kannst du mir nicht dahinein folgen.“

„Dann geh ich zu den seligen Fräuleins auf der Heide und bitte dich von ihnen los — oder ich bitte sie, daß sie mich den Haselwurm finden lassen, der unsichtbar macht. Dann geh ich zu dir ins Kloster und bleibe bei dir!“

„Um aller Heiligen willen, Kind, was redest du für Torheit! Die seligen Fräulein und der Haselwurm — wer hat dir das in den Kopf gesetzt?“

„Weißt du denn nichts von den Seligen?“

„Nein, von dieſen Seligen nicht!“

„Das weißt du nicht, nicht einmal das? O — ſie, die dich gelehrt, müſſen wenig Witz haben, daß ſie dir das nicht ſagten! Droben auf der Heide gen Nauders zu, da iſt eine Höhle, die heißt „zu den Seligen“ — das iſt der Eingänge einer zu ihrem Reich. Aber man muß eine Wünſchelrute haben vom Weißhaſelſtrauch, am Kreuzweg gewachſen und reinen Herzens im Neumond geſchnitten, die ſprengt die Tür. Greif — das iſt eine!“ Und ſie gibt ihm das Haſelrütchen in die Hand, daß er's ſpüre. Ihn aber erfaßt heiliger Zorn, und er zerbricht das Rütlein in Stücke und ſchleudert es weit von ſich. „O über den Aberwitz! Weh dir, wenn du ſolch nächtige Zauber- und Hexenkünſte treibeſt — dann können wir nimmer zuſammen gehen, denn das ſind nicht die Wege, die zum Licht führen!“

Das Mägdlein hat vor Schrecken aufgeſchrieen, als es das Rütlein zerbrechen ſah, das es ſein Leben lang geſucht und erſt im letzten Neumond gefunden hatte. Mit dem Rütlein iſt ihm alles in Trümmer gefallen, worauf es gehofft — die ganze Herrlichkeit des „Seligenreiches“, die es ihm erſchließen ſollte — die Hilfe der guten Feen — alles — alles hin! Aber noch ſchlimmer als das verlorene Glück iſt des „Engels“ Zorn und das Wort, das er geſprochen: ihre Wege könnten nimmer zuſammengehen! Und wie zerſchmettert wirft ſich das Kind zu ſeinen Füßen nieder und weinet bitterlich: „Vergib mir — ich hab's ja nur tun wollen, damit ſie dich erlöſen aus dem Kloſter und ich immer bei dir bleiben könnte! Sag nur, was ich machen ſoll, daß du mir nicht mehr zürneſt. Ich tue ja alles für dich! Willſt du,

daß ich hungern und faſten ſoll, ſo will ich hungern und faſten, und willſt du, daß ich ſterben ſoll — ſo will ich ſterben; nur ſei wieder gut, ich bitte dich!"

Da legt der Blinde liebevoll die taſtende Hand auf das unſchuldige Haupt des Kindes, und eine ſeltſame Rührung ergreift ihn, da er es unter ſeiner Berührung erbeben fühlt: „Zage nicht, junge Seele! Du haſt dich mein erbarmet, und ich will mich dein erbarmen! Ich will dich retten aus Irrwahn und Geiſtesnacht und dir einen Weg zu den Seligen zeigen — aber zu den wahren Seligen! Den öffnet nicht Wünſchelrute noch Springwurz — in Buße und Gebet nur kannſt du ihn finden!"

„Ja Herr, lehre mich, zu tun nach deinem Willen, und wie ich deine Blindheit führe, ſo führe du mich, da, wo du ſieheſt und ich blind bin!"

„Amen!" ſpricht Donatus, und es iſt, als fielen die Tränen, die ſein Auge nicht mehr weinen kann, als himmliſcher Tau auf die Dürre ſeines einſamen Herzens zurück. Dieſe Seele hat Gott ihm geſchickt, daß er ſie dem Himmel rette! Zum erſten Male, ſo lange er lebt, kann er etwas ſein eigen nennen und er fühlt es, ſie iſt ganz ſein — ihm willenlos dahingegeben, und in ſeiner Hand liegt ihr Heil. So muß es einem Vater zu Mute ſein, da ihm ein Kind geboren wird!

Und er umfaßt des Mägdleins Haupt, als wolle er ſein neugeboren Glück mit Händen greifen, und ſagte nur das eine Wort: „Mein Kind!" — Aber es iſt ein Ton, wie wenn, vom erſten Frühlingsſtrahl geſchmolzener Schnee, leiſe melodiſch von den Felſen niederträufelt. Und verſtummend, regungslos, als fürchte es, durch einen Atemzug das Wunder zu vertreiben, verharrt das Mägdlein unter der Berührung ſeines Engels.

Der laue Mittagsodem trägt die Düfte der Lilien und Rosen von den Gräbern herüber und das „Leichhuhn", der kleine Kauz, ruft drüben vom Wald her sein todverkündendes „Komm mit — komm mit!" Die Dirne hört den Ruf und weiß, was er bedeutet, aber sie lächelt nur, denn sie hat ja soeben erst angefangen zu leben — ein Leben, in dem es keinen Tod gibt! Und da Donatus sie losläßt, springt sie auf, und ein Jubelruf steigt zum Himmel wie Lerchengesang, und sie eilt durch das Mauerpförtlein in den Friedhof hinein und wirft sich auf das nächste Grab, vor dem hölzernen Kreuz darauf, zu beten. Aber sie kann nicht beten, nicht denken — sie umschlingt das Kreuz mit den Armen und drückt die glühende Wange daran wie an die Brust einer Mutter.

Aber Bruder Porphyrius draußen vor der Mauer schüttelt den Kopf. „Wir haben uns getäuscht, Donatus, sie ist kein Geist, sondern ein Menschenkind wie wir, und Gott weiß, von wannen sie kommt, denn ihre Wege führten durch die Finsternis, wie sie selber kündet —"

„Ich aber führe sie zum Licht!" unterbricht ihn Donatus.

„Vermiß dich nicht — sie ist mir unheimlich, seit ich weiß, daß sie von dieser Welt! Sie ist zu schön für eine irdische Maid, mir bangt um dich!"

Donatus lächelt wieder in wehmütig stolzer Ruhe, wie diesen Morgen. „Das sehe ich ja nicht — ich bin ja blind!"

Drittes Kapitel.

Es ist Nacht geworden, aber nicht dunkel. Fast mit Sonnenhelle erleuchtet der Mond das Tal und grenzt weithin sichtbar alle Umrisse der Gestalten in Licht und Schatten ab. Zauberisch, lichtumflossen blinken die Zinnen der Reichenburg, der Rotund und des Turmes von „Helf mir Gott“ herab. Von dem letzteren hat sich einst, von einem bösen Ritter verfolgt, eine Jungfrau ins Tal gestürzt, ist aber unversehrt unten ankommen, weil ihr die Heiligen ihren Mantel unterbreitet haben. So erzählt das Mägdlein den Brüdern leise, als könne ihr Plaudern die Schläfer dort oben wecken, und lieblich verwebt sich ihre weiche Stimme mit dem Gemurmel des Rambachs, der sich mondbeglänzt neben dem Wege hinzieht.

„Kennst du die Gegend?“ fragt Porphyrius.

„Freilich! Hier bin ich ja als Kind gewesen, wo nachts die schöne Frau immer zu mir kam und der schöne Mann, dem ich Vater sagen durfte. Und dann mußte die Mutter mit mir ins Trafoy-Tal zu den heiligen drei Brunnen flüchten, und als wir auch da nimmer sicher waren, über die Heide in die Wälder gen Finstermünz. Ich kenne alle Weg und Stege weit und breit.“

„Warum mußtet Ihr Euch so verstecken?“ fragt Porphyrius, „lastete ein Verbrechen auf deiner Mutter?“

„O nein — nimmer hat meine Mutter übles getan. Aber sie hat immer Angst gehabt, sie stellten mir nach.“

„Seltsam! Und wovon lebtet Ihr denn?“

„Die schöne Frau hat meiner Mutter Geld gegeben, davon kauften wir Brot und Kleider. Es hat gereicht, bis ich groß war, aber jetzt ist es ausgegangen, und wir haben taglöhnern wollen, aber sie haben uns überall fortgejagt — und zuletzt haben wir betteln müssen. Bettelbrot ist hartes Brot — die Mutter ist dran gestorben!“ Das Kind wischt sich mit dem Ärmel die Augen und schweigt.

„Hier ist ein finsteres Geheimnis!“ sagt Porphyrius leise zu Donatus.

„Armes Kind, wann starb deine Mutter?“ fragt Donatus.

„Heute nacht — im Walde.“

„Wie — so liegt sie noch unbeerdigt?“

„Ich hab sie in eine Grube gelegt, wo der Sturm einen Baum entwurzelt hatte, und mit Reisern zugedeckt. Auch Steine hab ich darauf gewälzt, so viel ich konnte. Und ein klein hölzern Kreuzlein, das sie bei sich trug, hab ich drauf gesteckt und dabei gebetet!“

„Wie hieß deine Mutter?“ fragt Donatus nachdenklich.

„Berntrudis, Herr! Du kennst sie wohl, sie war ja deine Amme!“

„Berntrudis!“ ruft Donatus schmerzlich, „sie war deine Mutter?“

„Eigentlich war sie's nicht, aber sie zog mich auf, und ich nannte sie so.“

„O armes Weib! So mußteſt du enden — gleich dem Tier des Waldes in Sturm und Unwetter auf feuchter Erde und liegſt nun unbeſtattet gleich ihm! Nicht einmal ein chriſtlich Begräbnis konnte dir die Kirche geben, der du einen Sohn geſäugt! Warum auch, Mägdlein, holteſt du unſrer keinen dieſen Morgen, daß wir ihr ein Grab in geweihter Erde gegönnet hätten?“

„Wen ſollt ich holen? Zu Euch hinauf wagt ich mich nicht mehr, ſeit mich der böſe Mann in der Nacht fortjagte. Ach — wärſt du zu ihr gekommen, du hätteſt ſie gewiß wieder geſund gemacht, und ſie wäre nicht geſtorben!“

„Ich? Wie konnte ich es ahnen! Hätteſt du mich doch gerufen!“

„Ach — ich war ja droben, dich zu holen — aber der Schwarze ſtieß mich mit dem Fuße von der Pforte!“

„Wer?“

„Der Finſtre, Bleiche, mit den ſchwarzen Augen —“

„Correntian!“ ruft Donatus. „Haſt du ihm denn geſagt, daß es Berntrudis und daß ſie krank ſei?“

„Freilich — ich fleht ihn an, daß er dich ſende — ihr zum letzten Troſt! Aber er drohte, mich zu zertreten wie eine Natter.“

„Dich!“ ſtößt Donatus heraus, und als müſſe er es ſchützen, umſchlingt er des Kindes Schulter und drückt es jäh an ſich: „Correntian — das mag dir Gott verzeihen!“

Porphyrius legt ſeine Hand warnend auf Donatus' Arm: „Donatus!“

Aber Donatus beachtet es nicht. „Dies Kind hinausſtoßen in Nacht und Sturm, da es kommt, der ſterbenden Frau den letzten Troſt zu holen! Dies Kind

mißhandeln, zertreten wollen wie eine Natter! Wehe Correntian! Das ist nicht der Geist der Liebe, der uns beseelen soll!" Und er hält das Kind fest im Arm wie ein Vater. „Arme, verlassene Waise! Hier — hier hast du eine Heimat — ich will es gut machen, was der harte Mann an Euch verbrach; ich will es dir, ihrem Pflegling, lohnen, was die treue Amme an mir getan, was sie um mich gelitten! Ich will's, so wahr in mir jener Geist der Liebe ist, den Correntian geschändet!"

„O du mein lieber, lieber Herr!" sagt das Mägdlein, und die Stimme erstirbt ihm in seligem Glück.

Porphyrius aber schüttelt den Kopf. „Was tust du, Donatus? Ich bin nur ein einfacher Laienbruder, aber mich dünkt, daß es nicht deines Amtes sei, Dirnen von der Straße aufzulesen und ihnen die Heimat an deinem Herzen zu bereiten."

„Auch mich haben die Brüder von der Straße aufgelesen, und ich sollte mich der Verlassenen nicht annehmen? Wohl mir, daß ich sie endlich kennen lerne, die Wonne der Barmherzigkeit!"

„Du mangelst des Maßes auch darin — wie in allem!" warnt Porphyrius.

„Des Maßes? Wer will der Barmherzigkeit ihre Grenzen zumessen? Das ist das erste Geschöpf, dem ich wohltun kann — weißt du, was das heißt?"

„Eine landflüchtige Dirne, die selbst bekennt, daß sie überall vertrieben worden, wohin sie kam — ist sie deiner Wohltat wert?" murrt der bedenkliche Bruder. „Mägdlein!" ruft er sie streng an, „gestehe, warum hast du nicht redlich dein Brot verdient mit deiner Hände Arbeit — warum jagten sie dich von Ort zu Ort — so es nicht eine üble Bewandtnis mit dir hatte?"

Das Mägdlein erbleicht und zittert: „Ich — ich — kann's nicht sagen!“

„Siehe, du verstummst!“ ruft Porphyrius. „Warum zitterst du, so du ein gutes Gewissen hast?“

„O Herr, Ihr werdet Euch vor mir scheuen und mich von Euch stoßen!“

„So steht's mit dir? Gott helf uns — wie haben wir uns in dir geirrt!“ brauſt Porphyrius auf. „Bekenne — sogleich, bekenne, bist du eine Hexe oder Trud?“

„Ach Herr, ich weiß es ja nicht! Die Leute sagen's, weil ich zusammengewachsene Brauen habe und kleine Füße! Ich habe nie jemandem wissentlich was zu Leid getan — gewiß und wahrhaftig nicht, und doch laufen mir überall die Buben nach und schmälen, ich drücke sie im Schlaf — ich sei eine Trud! Und die Frauen werfen mir die drei weißen Gaben nach und die Kinder Steine und verspotten mich und hängen mir Strohwische an. So flieh ich von Ort zu Ort, aber es geht mir überall nach und nirgend find ich Ruh!“ Und das Kind bricht in herzzerreißendes Schluchzen aus.

„Da haben wir's!“ ruft Porphyrius und schlägt entsetzt die Hände zusammen. Aber das Kind klammert sich in seiner Angst an Donatus.

„Ach Herr, Herr — verstoß mich nicht — hab Erbarmen mit mir. Ich will dir ja alles gestehen. Ja, 's ist wahr — ich hab manche Kennzeichen an mir, daß ich's fast selber glauben möcht! Ich hab mich immer gern in hohle Bäume verkrochen und dort geträumt, ich bin nächtig und lichtscheu — sie haben mich ja bei Tage immer geängstigt und gehetzt — wie soll ich den Tag lieben? Und mit dem Drücken im Schlaf — 's ist wahr: Manchmal, wenn die Mutter mit ihrem bleichen, ver-

härmten Gesicht so dalag und schlief, da kam's mich an, daß ich meinte, ich müsse sie vor Liebe totdrücken! Und wenn ich ein Tier hab, ein Lamm oder ein Hündlein, so muß ich's drücken, daß ihm fast der Odem vergeht, aber totgedrückt hab ich doch noch keines — wenn's soweit kam, tat mir's allemal leid. Und oft, wenn ich nichts Lebendes hatte, bin ich in den Wald gelaufen und hab die kleinen jungen Bäume umgebogen, daß sie zersplitterten, dann war mir wieder wohl! Ja, ich will dir's nur bekennen, Herr, selbst bei dir, dem Heiligen, dem Hehren, hat mich's versucht! Wenn ich dich so halte und führe, da wandelt's mich an, daß ich deine Hand drücken möcht, bis ich selbst tot niedersänke. Nicht wahr, das ist wohl Truden-Art? Aber du weißt es ja, Herr, die Truden können sich bessern! Wenn ich eine bin — hilf mir, daß ich's bekämpfe — noch bin ich zu retten, laß mich nicht fallen, Herr!"

Donatus fühlt sie an ihm niedersinken und fühlt, wie ihr Körper in Todesangst bebt, und er hebt sie mit starkem Arm auf. „Sei wer du bist, und was du bist — ich glaub an dich!"

Da fühlt er die zarte Gestalt von einem heftigen Stoß zu Boden geworfen — ein leiser Schrei des Mädchens, dann ergreift ihn ein starker Arm und sucht ihn mit fortzureißen.

„Was ist das?" ruft Donatus.

„Hinweg mit dir!" raunt ihm Porphyrius ins Ohr. „Meinst du, ich lasse dich mit so einer im Bund? Heb dich weg, verruchte Trud!" und noch einmal hört Donatus einen Schlag fallen, als träfe er einen weichen Körper. Da plötzlich erwacht es in ihm, als wäre er erst in dieser Stunde zum Mann geworden. Mit dem

einen Arm reißt er das mißhandelte Kind zu seinen Füßen auf, den andern erhebt er drohend gegen den Bruder: „Berühre sie nicht mehr, oder es ist dein Tod!“

„Donatus!“ schreit der Bruder entsetzt auf, „ist es schon so weit mit dir?“

„Soweit?!“ ruft Donatus. „Wagst du es, Armseliger, an mir zu zweifeln, an mir, dem Todgeweihten? Ist dir selbst die undurchdringliche Nacht, die meine Sinne deckt, nicht zu heilig, um sie mit deinem Argwohn zu beflecken? Dies Kind ist mein Kind! Ich hab es angenommen an Vatersstatt — und ich werd es schirmen mit meinem Herzblut!“

Der Kleinen Köpfchen ist matt wie eines erwürgten Vögelchens an seine Brust gesunken — er fühlt ihren bangen Atem, und Grimm und Schmerz gibt ihm Riesenkraft. Da wagt es der törichte Bruder noch einmal, die beiden trennen zu wollen, aber blindlings trifft ihn die geballte Faust des Gereizten, daß er taumelnd mit der Stirn auf einen Stein fällt und bewußtlos liegen bleibt. „Weh mir!“ ruft Donatus, da er den schweren Fall hört, „ist er tot?“

Das Mädchen kniet bei dem Gefallenen nieder und reibt ihm Stirn und Schläfe: „Nein, er lebt, aber er hat sich an dem Stein gestoßen und blutet!“

„Großer Gott, was tat ich — die Hand erhoben gegen einen Bruder — welch böser Geist verwirrte meine Sinne? Gott erbarme sich!“

Das Mädchen hat indessen den Leblosen mit Wasser besprengt — und er schlägt die Augen auf. Donatus steht mit gerungenen Händen ratlos dabei. Da zeigt der Bruder nach der Richtung von Reichenberg zu: „Sieh dorthin!“

Das Mädchen hebt den Kopf auf und schaut — auf der Reichenburg schimmert Licht — und über einem kleinen Gehölz tauchen die Köpfe von Berittenen auf, die rasch des Weges kommen.

„Das sind Reichenberger! Wir sind verloren!“ stöhnt der Verwundete: „So du noch nicht ganz der Hölle verfallen bist — rette ihn — im Namen Gottes!“

„Aber du? Kannst du nicht mit uns?“ fragt das Kind.

„Nein, die Kräfte versagen mir — ich kann nicht aufstehen — laßt mich, was liegt an mir — an diesem liegt alles, rette ihn — und Gott wird dir dafür gnädig sein?“

Die Reiter biegen schon um die Ecke des Gehölzes. „Fort, fort!“ Das Mädchen faßt den Blinden mit übernatürlicher Kraft und reißt ihn halb springend, halb fallend den Rain hinunter in die dichten Weidenbüsche, die hier unten das tiefausgewühlte Flußbett einfassen. „Lieg still und rühr dich nicht!“ befiehlt sie ihm leise und verbirgt ihn so viel als möglich in dem Gestrüpp. Dann kauert sie bei ihm nieder, und leise und schmeichelnd umspült die laue Welle den Versteckten wie schwellende Daunen eines kühlen, frischgemachten Bettes. —

„Da liegt ein Pfaff!“ ruft einer der Reisigen und hält sein Pferd an: „Das ist ein Fund, der Graf hat uns ja für jeden Marienberger, den wir fangen, einen Goldgulden verheißen!“

Und sie steigen ab, den verwundeten Porphyrius zu betrachten.

„Du wardst geschlagen? Wer hat uns so vorgegriffen?“ fragt einer mit Lachen.

„Niemand!“ spricht der Bruder, „ich fiel über einen Stein.“

„Waren nicht noch ein paar bei dir? Mich dünkt, ich sah so was, da wir um die Ecke bogen!“

„Ja, ja — 's war wie ein Schatten, der ins Wasser glitt!“ ruft ein anderer.

„Ihr sahet recht, es war mein Mantel, der mir beim Sturz da hinunter fiel,“ sagt Porphyrius ruhig.

Die Reiter biegen sich über den Rand der Straße, können aber nichts gewahren. „Der ist längst weggespült. Wart nur, Pfäfflein, wir bringen dich an einen Ort, wo dir's heiß genug werden wird, auch ohne Mantel! Eure Zeit ist kommen, Ihr fetten Marienberger! Bis in sieben Tagen halten wir Schlachtfest bei Euch. Nun kannst du gleich mit uns reiten, die Gäste zu bitten!“ Und sie heben ihn auf eines ihrer Pferde, und fort geht's unter Halloh und Gelächter.

Lange noch tönt ihr Hufschlag in der Ferne, bis er endlich verklingt und wieder tiefe Stille auf der einsamen Straße herrscht. Noch eine Weile lauschen die Beiden in ihrem Versteck. Endlich erlöscht auch das Licht auf der Reichenburg, und nun sind sie sicher.

Mühsam hilft das Mädchen dem Blinden wieder den steilen Rain hinan, oftmals rutscht er zurück auf dem sandigen Abhang und in den nassen Kleidern. Doch wie sie biegsam ist und geschmeidig, so ist sie auch gewandt und willensstark. Sie bringt ihn wieder herauf. Da stehen sie nun die Beiden allein — ein Blinder und ein wehrloses Mädchen! Aber sie fürchten sich nicht, sie haben sich einander und weiter brauchen sie nichts.

„Mägdlein, wie nenn ich dich? meine Seele möchte deinen Namen zum Herrn hinaufrufen in Dank und Preis! Mein Herz ist voll von dir, wirf deinen Namen noch hinein, damit es überfließe in deinem Lob!“

„Beata heiß ich!“

„Beata! Du haſt mich errettet — Gott iſt mit dir! Nun führe mich weiter, auf daß ich meine Brüder errette. Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, denn die Gefahr iſt groß.“

„Komm, mein Herr und mein Engel! Hienieden führ ich dich, drüben führſt du mich. Aber damit ich dich führen könne, muß ich nun wiſſen, wohin du gehſt? Nimmer wagt ich's zu fragen, ſo lange der ſtrenge Bruder dabei war — aber jetzt mußt du mir alles ſagen, jetzt muß ich ja allein für dich ſorgen!“

„Nach St. Gertruden, dem Frauenſtift, bin ich entſandt mit Botſchaft an die Herzogin, dorthin führe mich auf dem nächſten Wege!“

„Wohl, bald ſollſt du dort ſein. Ach, ſei nicht traurig — es iſt ja ſo ſchön — jetzt hab ich dich ganz allein!“ Und ſie preßt die Hand, an der ſie ihn leitet, in überſchwenglicher Freude an ſich, daß er unwillkürlich zuſammenzuckt, aber ſie läßt ſie erſchrocken wieder los: „Nein, nein, nicht drücken, nein, ich drück dich nicht!“ ſagt ſie, ſich ſelbſt bezwingend.

„Armes Kind, ich weiß, wie dir zu Mute iſt — es gab eine Zeit, wo auch ich das Kreuzesholz an meinen Buſen drückte und die kalte Erde küßte aus ungeſtilltem, unnennbarem Verlangen! Wo ich in einer einzigen Umarmung die Seele hätte aushauchen mögen im Durſt nach Liebe!“

„Ja, ja — ſo iſt's!“ flüſtert das Mägdlein leiſe erbebend vor ſich hin.

„Aber ich fand, was jeden Durſt und jedes Verlangen ſtillt, das Waſſer, von welchem Jeſus ſpricht: ‚So du aber von dem Waſſer trinkeſt, das ich dir gebe,

wird dich nimmermehr dürsten in alle Ewigkeit!' Von diesem Wasser will ich dich schöpfen lehren, und Friede wird mit dir sein!"

Das Mädchen schreitet stumm neben ihm, die Augen zur Erde gerichtet, damit kein Stein des Blinden Fuß verletze, denn der Weg ist rauh und schlecht gebahnt. — Sie gehen schweigend neben einander her. „Deine Hand ist heiß wie eine Kohle," sagt endlich das Kind: „Und es zuckt und pocht, als wär ein klein Hämmerlein darin. Auch dein Schritt ist unsicher. Hemmen dich die nassen Kleider oder bist du krank?"

„O Kind frag mich nicht!"

„Mir bangt um dich! Hab doch Vertrauen zu mir und laß mich um dein Ungemach wissen!"

Da bleibt der Blinde einen Augenblick stehen und greift nach seinen Wunden: „Das brennt und bohrt wie glühende Kohlen! Mein Gott, mein Gott, gib, daß ich nicht verzage!"

Tiefer Jammer erfaßt das Mägdlein, wie sie ihn so stehen sieht, die Hände im Krampf des Schmerzes über den leeren Augenhöhlen gerungen.

„O armer, armer Mann! Und ich kann dir nicht helfen! Könnt es dich heilen, wenn ich mir das Herz ausrisse — wie gerne wollt ich's tun!

„Dein Wort ist Balsam, es hat eine wunderbare Kraft. — Komm — ich kann weitergehen!"

„Verweile — ich will dir Wasser schöpfen und dich neu verbinden!" sagt das Kind und will zum Fluß hinab, aber er hält sie fest: „Nein, keinen Augenblick mehr! Laß uns vorwärts eilen — jeder Augenblick ist wichtig! Denke meiner armen bedrohten Brüder!"

„Ach, ich kann nichts denken, als dich und deine Schmerzen!" klagt das Kind, — aber es muß gehorchen

und den Kranken weiterführen, er zieht es unaufhaltsam mit sich fort.

Jetzt schreiten sie am Fuß der Feste Reichenburg vorüber, und bang blickt das Mägdlein zu den starr emporragenden Mauern auf.

„Gott sei Dank!“ spricht sie aufatmend, als sie vorbei sind: „Die Reichenburg ist hinter uns! Nun haben wir nichts mehr zu fürchten.“

„Wie lange brauchen wir noch nach St. Gertruden?“ fragt der Blinde.

„Ehe die Sonne aufgeht, sind wir dort. Was machen wir dann?“

„Dort erbitt ich mir von der Herzogin schützend Geleit und streitbare Macht zur Rettung meiner Brüder von Marienberg und eile mit dieser zurück. Dich aber übergebe ich der hohen Frau, daß sie dich unter die Himmelsbräute von St. Gertruden aufnehmen läßt, denn das ist der Weg zu den Seligen, den ich dich zu führen versprach — dort fließt der Bronnen des ewigen Wassers, aus dem du schöpfen sollst.“

„Jesus Maria!“ schreit das Mädchen auf, „du willst mich in ein Kloster sperren?“

„Was sollt ich wohl sonst mit dir beginnen, was Gott gefällig wäre?“

„O nimmer — nimmer!“ stößt das Mägdlein atemlos heraus.

„Beata — ist das dein Gehorsam?“

„Ich folge dir — treu wie ein Hund, denn das ist meine Bestimmung — aber freiwillig! Fangen laß ich mich nicht — einsperren laß ich mich nicht — willst du mir die Freiheit rauben, so entflieh ich dir — und keiner wird mich mehr finden!“

„Weh dir, Beata, du verschmähst das Heil, das ich dir biete? Unglückliches Kind! Morgen kehr ich in mein Kloster heim, und dann siehst du mich nimmer! Was ist dann dein Los? Dann wirst du unstät irren, nach wie vor und hungern und frieren, indes dir dort der Seele und des Leibes Nahrung bereitet ist!"

„Glaubst du, — ich fürchte Hunger und Kälte? Ich — die Obdachlose, die Landflüchtige? Biete der Wildtaube den schönsten Käfig zum Obdach, heilige Hostien zur Nahrung und Weihwasser zum Getränk, — sie wird sich lieber zur harten Winterszeit in einen hohlen Baum verkriechen und still verhungern, als gefangen sein! Und des Herrn Gnade wird sich auch der armen Wildtaube erbarmen und er wird ihr verzeihen, denn er hat es ja selbst so in sie gelegt, daß sie nur leben kann in der Freiheit!"

Donatus bleibt stehen und ziehet staunend seine Hand aus der ihren: „Mägdlein, welch ein Geist redet aus dir? Welch eine Kraft beseelet dich? Dich schrecket nicht, was Menschen schreckt — dich lockt nicht, was sie lockt! Über dich hat nichts Irdisches Kraft! Heilig bist du in deiner Unschuld. Die Tiere des Waldes werden dich verschonen, und die Sünde kann dir nicht nahen. Ja, deine Einfalt hat mich besieget, und ich beuge mich vor deiner Kindesweisheit! So zieh denn hin, wilde Taube, deiner Bestimmung nach —! Vielleicht hat Gott dich berufen, daß du einer einsam irrenden Seele das Ölblatt bringest, das sie mit der Menschheit versöhne!" Er faßt wieder ihre Hand und schreitet weiter. „Nun leite den blinden Wanderer noch an sein Ziel — und dann — schwinge dich auf und fliege fort! — Meine Seele wird dich finden, wohin du

auch flatterst. Und wenn ein Sturm unsere Mauern peitscht und ein verschlagener Fittich an mein Fenster streift, wenn der Schnee die Lande deckt und die hungernden Vögel ihre Brosamen bei uns suchen — dann werd ich an meine Wildtaube denken, draußen im Wald, — daß Gott sie behüte!"

Er hält inne — es überkommt ihn ein fremdes nie gekanntes Weh, und das Wort versagt ihm auf den Lippen.

Das Kind aber blickt feuchten Auges zu den Sternen auf, und ein unerschütterliches Vertrauen malt sich auf seiner schuldlosen Stirn. Die Sterne da oben können's nicht wollen, daß sie sich trennen — es kann nicht sein — und also wird's nicht sein!

Keines spricht mehr ein Wort. —

Da tauchen vor ihnen die Türme von St. Gertruden aus dem Dunkel. Des Mädchens Herz fängt an zu schlagen, wie zuversichtlich es auch ist! Und unwillkürlich verlangsamt es seine Schritte, je näher es kommt. Aber endlich haben sie es doch erreicht, sie stehen vor der Pforte — der Augenblick der Trennung ist da! —

Viertes Kapitel.

„Die Herzogin ist fort!“ tönt die Schreckensbotschaft aus dem Munde des Pförtners Donatus ins Ohr: „Hier ist niemand mehr von hohen Herrschaften als der Graf Reichenberg, der auch die Herzogin zu suchen kam. Wollt Ihr ihn sprechen?“

„Gott erbarme sich — nur fort — schnell fort!“ ruft Donatus. „Er darf mich nicht sehen — nicht um alles. Sagt mir nur, wohin nahm die Herzogin ihren Weg und kann ich sie noch einholen?“

„Gen Santa Maria zog sie; so Ihr nicht säumet, mögt Ihr sie wohl noch treffen. Wollt Ihr aber nicht erst noch einen Imbiß annehmen — das Stift entlässet keinen ungastlich von seiner Schwelle und nun gar einen geistlichen Bruder!“

„Nimmer, nimmer — wenn mich der Reichenberg sieht, ist's mein und meines Klosters Verderben. Laß mich fort — sonder Verzug und verrat mich nicht, so dir der Wille des Abtes von Marienberg heilig gilt. Fahr wohl, und der Herr behüte Euer Haus!“

„Auch das Eure und Glück auf den Weg!“ ruft der Pförtner ihm nach. Die Pforte schließt sich, und die beiden Wanderer stehen wieder allein auf der Straße.

„Beata!“ spricht Donatus ernst: „Es ist Gottes Wille, — er gibt mich in deine Hand, so hilflos wie ein Kind — willst du mich weiter führen?“

„Gott sei Dank — Gott sei Dank!“ ruft das Mägdlein mit wogender Brust, die Wangen vor Freude gerötet: „Du bleibst bei mir und ich bei dir — ewig — ewig!“

„Kind, deine Gedanken schwärmen wie wilde Bienen! Das unmögliche erscheinet dir gewiß, und was nach Stunden zählt, hältst du für ewig — du bist ein Kind! Aber der Herr spricht: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!‘ So denk auch ich, daß deine Einfalt wohlgefällig ist dem Auge des Herrn. Doch laß uns rascher gehen, ich zittre vor dem Reichenberg.“

„Ich geh, so schnell ich kann — wenn ich's übereile, so fällst du, und dann sind wir ganz verloren.“

„Ich falle nicht, wenn du mich leitest! Eile — du weißt nicht, was auf dem Spiele stehet!“

„O, hier hat's keine Not — hier ist's ja waldig, und Mutter Berntrudis hat mich gelehrt, mich zu verstecken vor den Menschen. Und so gut hab ich's gelernt, daß sie oft sagte, es sei, als verstünde ich die Kunst, mich unsichtbar zu machen, so schnell konnt ich mich verkriechen und so stille konnt ich sein.“

„Warum fürchtete deine Pflegemutter immer, dich zu verlieren?“

„Weil sie dich ihr genommen haben — da hatte sie Angst, sie könnten mich ihr auch nehmen! Sie hat's oft gesagt — es sei töricht von ihr gewesen, daß sie nicht mit dir in den Wald geflohen wie mit mir. Freilich, das wär ein anderes gewesen, denn dich hätten sie gesucht — meiner aber begehrt niemand!“

„Sprach die Mutter oft von mir?“

„O immer — immer! Da war kein Tag, daß sie nicht von dir erzählte. Aber sie gedachte deiner immer nur als eines kleinen Knäbleins, so daß ich dich mir nur als ein solches denken konnte, — gleichwie man sich auch den Herrn Jesus Christus immer als Kind in der Krippe vorstellt! Ach, und ich hatte dich so lieb! Im Anfang freilich, als ich selbst noch klein war, da wurde ich oft eifersüchtig auf dich, wenn die Mutter um dich weinte — als ich aber heranwuchs, da lehrte sie mich dich lieben, wie sie dich liebte, und lehrte mich für dich beten.“

„O wunderbare Vorsehung! So lebte mir fern und unbewußt eine Seele auf Erden, die mein in Liebe dachte — indes ich weltfremd und einsam hinter Klostermauern verkümmerte! Warst du's, die ich geahnt, da ich mich heißer Sehnsucht voll ins Gras warf oder auf ein Grab und glaubte, es müsse aus der Tiefe oder aus der Höhe meinem Rufen Antwort kommen? Warst du es?“

„O gewiß, ich rief oft deinen Namen in die Weite hinaus und dachte, du werdest es hören und kommen. Wir harrten deiner Tag für Tag! Und endlich ward es der Mutter zu lang, und sie zog mit mir wieder gen Burgeis zu, auf daß sie dir näher sei! Ach, und wo ich ein lieblich Knäblein sah mit dunkeln Locken und braunen Augen, da fragt ich die Mutter, ob du wohl so ausgesehen habest, und wenn sie sagte: Ja! dann nahm ich's und herzt und küßt es und rief es Donatus bei Namen! Als ich dich aber bei der Prozession sah — da erkannte ich dich nicht — weil du eben kein kleines Büblein mehr warst, sondern groß und hehr — und hielt dich für einen Engel — aber die Mutter erkannte dich

wieder. Doch, nun ich dich so bei mir habe und du so arm und hilflos bist, nun kann ich dich mit meinem Büblein wieder ganz gut in eins bringen! Ach wärst du nur noch so klein!"

„Weshalb?"

„Dann könnt ich dich auf meinen Armen tragen und an meinem Herzen bergen vor Wind und Wetter und jeder Gefahr!"

„O gütige Vorsehung — was schaffst du doch für Wunder! Ja, du bist's, heilig reine Kindesseele, du bist's, die Gott der Herr dem einsamen Pilger auf dem Weg nach Golgatha gesandt in seiner Gnade, daß sie mit ihm pilgere und ihm Himmelsblüten streue auf den Todespfad! Und all mein Sehnen — es war nur ein Suchen nach dir, du Heilige, du Reine, — denn auch du bist nicht von dieser Welt — auch du bist nicht heimisch auf Erden, wie ich, auch du hast keine Hoffnung als das Jenseits — wie ich!"

Das Mägdlein lehnt sich an seinen Arm und weint leise, — aber es weint vor Glück! Er hat es jetzt selbst gesagt: Gott hat sie für einander geschaffen, — ob für das Leben oder für den Tod, das gilt ihr gleich! Sie sind zwei verschlagene Seelen auf dunklem Meere zusammengetrieben, sie klammern sich einen Augenblick an einander — und sinken dann mit einander in die hoffnungslose Tiefe — aber der eine Augenblick, er wiegt das ganze Leben auf! —

So schreiten sie weiter dem kleinen Dorf Santa Maria zu, der Namensschwester des Marienbergs. Es ist nur dreiviertel Stunden von Münster entfernt, aber wie er sich auch zusammennimmt und gewaltsam seine Schritte spornt, Beata fühlt es mit Sorge, daß er sich

allmählich schwer und schwerer auf ihre Schulter lehnt, und seine Kräfte nachlassen. Wenn sie nur erst dort sind, denkt sie mit bangem Seufzer, daß er rasten kann! Aber so gut soll es ihnen nicht werden!

Das Örtlein Santa Maria ist erreicht — aber auch hier die Schreckenskunde: „Die Herzogin ist fort!"

„Wohin?"

„Nach Trafoy zu den heiligen drei Bronnen gewallfahrtet!"

„Allmächtiger Gott!"

Trafoy liegt acht Stunden von hier — eine Tagereise, und ihn tragen die Füße kaum mehr! Den ganzen Weg nach Glurns müssen sie zurück, fast drei Stunden, denn über das Gebirge, das die beiden Täler trennt, führt kein Pfad, den ein Blinder erklimmen könnte, noch einmal am Stift zu Münster, an der Reichenburg vorüber, wo sie dem gefürchteten Reichenberger begegnen können, — noch einmal im Brand der Sonne über die schattenlosen Felder von Galfa, die sie nächtens im kühlen Mondschein gegangen waren — und dazu die Kräfte verzehrt von Fieber und Schmerzen: „Allmächtiger, deine Hand ruht schwer auf mir!" seufzt Donatus. Aber da ist kein Säumen, — da ist kein Zögern — „Weiter!" spricht er fest und ergreift des Mägdleins Hand: „Gott wird uns helfen — Beata, wir müssen weiter!"

Eine kurze Rast um Beatens, nicht um seinetwillen, beim Maier des Dorfes gestattet er sich noch. — Sie pflegt noch einmal seine brennenden Wunden. Dann geht es wieder fort den ganzen mühseligen Weg zurück nach Glurns und von da seitab ins wilde Trafoy-Tal, den heiligen drei Bronnen zu.

„O meine Brüder, wie werdet Ihr warten!" klagt

Donatus — „weh mir unnützem Wurm, der nur noch kriechen kann, wo Flügel not täten! Weh mir — ich habe Euch geschädigt, und Ihr tatet recht, mich zu strafen: Meine Augen gehörten Euch — ich durfte sie Euch nicht nehmen!“

„Verzage nicht, lieber Herr. So wir Trafoy erreichen, magst du dir die Augen netzen mit dem Wunderwasser der heiligen Bronnen, vielleicht macht es dich wieder sehend!“

Donatus schüttelt den Kopf mit bitterem Lächeln: „Alles, alles heilet auf Erden und erstehet neu — ein dürrer Stab kann wieder grünen zum Zeichen der Gnade, aus trockenem Brot kann der Leib Christi erwachsen — aber Augen wachsen nicht wieder — nie — niemals!“

Er muß stille stehen, — ein dumpfes Stöhnen ringt sich von seinen Lippen. Da legt sich etwas leicht und sanft auf seine Brust, er greift danach — es ist die Hand des Kindes, das nicht zu sprechen wagt und ihn doch trösten möchte. Und es ist, als ströme süßer Frieden von der kleinen Hand aus. Unter ihrer unschuldsvollen Berührung legt sich der Aufruhr in dem verzagenden Herzen. Lange steht er so nach Atem ringend und hält die wohltätige Hand fest auf seiner Brust. „Beata! du heilest alle Schmerzen. Du bist von denen, davon der Herr sagt: „Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet —!“

„Sie sind dein, so du sie brauchen kannst, meine Hände — meine Augen — alles, was ich habe, ist dein —!“ spricht das Kind, und ein heiliger Schauer überrieselt den Blinden.

Unbarmherzig brennt die Sonne in das Tal herab.

Die nackten Bergwände von Gneiß und Glimmerschiefer ringsum werfen die heißen Strahlen verdoppelt zurück — und aus dem glühenden Sonnenmeer taucht drohend auf hohem Felsen wieder die Reichenburg auf!

Das Mägdlein hält die Hand vor die Augen und späht hinüber — ein Zug von Gewappneten reitet eben den Berg hinauf — voran ein Führer auf schwarzem Roß, — das Mägdlein glaubt den Reichenberg zu erkennen. Sie hält erschrocken den Blinden an: „Dort sind sie;“ flüstert sie leise: „Sie können uns so gut sehen, wie wir sie — dein schwarzes Gewand verrät dich.“

„Was beginnen?“ fragt Donatus.

„Hier ist es überall kahl. Dort aber stehet der Wagen eines Schäfers, und nahe dabei weidet der Mann seine Herde. Ich will ihn bitten, daß er dich darin verbirgt, bis es Nacht wird — wir können hier nicht bei Tage vorbei. Ich will ihm zum Entgelt dafür die Schafe hüten bis zum Abend.“

„Großer Gott, soll wieder ein Tag verstreichen — ohne daß wir dem Ziele näher kommen?“ jammert Donatus.

„Es geht nicht anders. Wenn der Reichenberg uns findet, erreichst du's nimmer, denn er ist schlimmer Art und führet böses wider Euch im Sinne!“

„So kennst du ihn?“

„Gewiß, er war jüngst bei der Mutter, und da haben sie allerlei mit einander geredet, was ich nicht verstand, sie drohten zürnend nach dem Stift hinauf, und ich merkt es wohl — es war nichts gutes, das sie ihm verhießen!“

„Und die Mutter war mit ihm im Bund? O Berntrudis!“

„Sie zürnte den Vätern droben wegen deiner!“

„O weh mir — daß ich's sagen muß — das haben wir verschuldet, denn ihr ward schlechter Lohn für Lieb und Treu. So bring ich Unglück und Verhängnis allem, was mir nahet!“

„Mir nicht — mir bringst du's nicht!“ sagt das Kind, und es ist Donatus, als sähe er das glückselige Lächeln, mit dem sie die Worte spricht. Sie haben die Hütte des Schäfers erreicht, Beata bleibt davor stehen: „Nun birg dich hier, indes ich mit dem Schäfer spreche!“

„Beata, schaffe Rat, um Gotteswillen! Ich darf nicht warten bis zum Abend, — wenn wir die Herzogin wieder verfehlen, ist jede Hoffnung hin!“

„Dann weiß ich keinen Rat — als — du tauschest mit dem Schäfer dein Gewand. Er muß dir seinen Kittel geben, und du gibst ihm dafür deine Kleider.“

„Mein Ordenskleid ablegen?“ ruft Donatus entsetzt — „o nimmer darf ich das — die heilige Regel verbietet es.“

„Dann mußt du hier bleiben bis zur Nacht — eins oder das andere ist nur möglich!“

Donatus ringt die Hände: „Was soll ich tun, Ungehorsam und Pflichtverletzung ist mein Los, wohin ich mich wende! Und doch muß ich eine Pflicht verletzen, besser die geringere. An meiner Brüder Rettung ist mehr gelegen, als an dem äußeren Brauch. In Gottes Namen ruf mir den Mann, ich will die Kleider mit ihm tauschen, auf daß ich unerkannt weiter ziehen könne!“

„Aber noch eins“ — erinnert das Mägdlein sinnend: „Wenn der Reichenberg nachher dein Mönchsgewand bei dem Manne sähe — so könnt es dich verraten! Ich will

es lieber verbrennen und dem Schäfer ein anderes Kleinod für seinen Kittel geben."

„Hast du denn Kleinodien?" fragt Donatus verwundert.

„Ja — da greif — ich hab einen Ring, den der Reichenberg mir gab. Erst warf ich ihn weg, die Mutter aber steckt ihn mir wieder an und sagte: wer weiß, wozu er noch gut ist?"

„Einen Ring gab dir der Reichenberg?"

„Ja, und ein Goldstück. Das heb ich auf, davon können wir Brot kaufen, wenn wir keins mehr haben. Er gab mir beides in jener Nacht. Den Ring, den sollt ich dem Schloßvogt bringen, daß er mir Einlaß gäbe auf seiner Burg. Er wollte mich aufnehmen an Kindesstatt!"

„Wie und du gingst nicht?"

Das Mädchen lächelt: „Wie sollt ich? Ich wollte ja bei dir sein!"

„Aber später, — bedenke — der Ring wäre dir der Schlüssel zu einem neuen Leben, zu Glück und Glanz!"

„Und wenn's der Schlüssel zur Seligen-Höhle wär — wozu braucht ich ihn, — ich hab ja dich?!"

Donatus stehet überwältigt von solch einfältiger Treue. In diesem Augenblick kommt der Schäfer heran, neugierig nach den Fremdlingen zu schauen. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagt er verwundert, — „wo kommt der Klosterbruder her?"

„Du Mann!" sagt rasch das Mägdlein: „Hast du noch einen Kittel?"

„Wohl, mein Sonntagsgewand und meinen Mantel — was kümmert das die Dirne?"

„Gib es her, Gewand, Mantel und Hut, der blinde

Bruder da hat Feinde — sie stellen ihm und den Seinen nach dem Leben — und so er sich nicht durch deine Kleider unkenntlich machen kann, droht ihm Gefahr!"

Der Mann schüttelt den Kopf — „ich brauch meine Kleider selber — und gar den Mantel und Hut, den kann ich nicht entbehren."

„Bedenke doch, du hast ein Haus, das schützt dich vor Wind und Wetter, er aber hat nichts — wenn du ihm Mantel und Hut weigerst. Sieh her — den Ring da schenk ich dir dafür, er ist von eitel Gold — du kannst es glauben — aber nun besinn dich länger nicht! — Ich hüt indes die Schafe, — hilf du ihn antun und hernach verbrennen wir die Klostertracht!"

„Das Mägdlein ist nicht dumm!" lacht der Schäfer und läßt den Ring in der Sonne spielen — „für solch ein Kleinod dürft Ihr mir das Hemmete mit samt der Haut über die Ohren ziehen!" Er schielt dem Kinde nach, wie es leichtfüßig dahineilt, die Schafe zusammen zu halten: „Ein schmuck Dirnlein — und von den Lippen geht's ihm so geläufig wie ein Vaterunser!"

Und er holt die Sachen aus dem Wagen und beginnt dem Blinden beim Entkleiden zu helfen. Nach wenigen Minuten tritt Donatus als ein Verwandelter hinter der Hütte hervor. Brust und Arme sind nackt, denn das dürftige Gewand reicht nur bis zu den Knien, und den zerlumpten Mantel hat er keusch um Schultern und Lenden geschlungen.

„Wie schön du bist!" sagt das Mägdlein in unschuldsvollem Staunen zu der jugendlichen Männergestalt aufblickend, die bisher so streng von den schwarzen Gewändern verhüllt gewesen. Donatus errötet unwillkürlich, — das einfältige Wort macht ihn befangen — er

hat nie daran gedacht, ob er schön, ob häßlich sei, und er bereut, daß er sich solchergestalt den Augen der Menschen zeige. Schon überlegt er, ob es nicht doch möglich sei, auch im Ordensgewand der Gefahr zu entrinnen? Scham überkommt ihn, tiefe Scham ob der unwürdigen Verkleidung! — Da riecht er plötzlich ekeln Qualm von verbrannter Wolle, — das Mädchen hat, rasch besonnen, das Ornat in die Kohlen geworfen, daran der Schäfer sein Mittagsmahl gekocht, — Donatus krampft sich das Herz zusammen, als würde er selbst verbrannt! ‚Das heilige Gewand, das du trägst, raucht vom Fieberbrande leicht entzündlicher Begierden‘ — rief Correntian in jener Nacht ihm zu. Nun ist die Lohe in Wirklichkeit daraus emporgeschlagen und hat es verzehrt! Stumm und in sich versunken stehet er da und schlägt schwer atmend das Kreuz über sich und das Feuer. Dann drückt er das Brevier und den Rosenkranz an die Lippen und birgt es sorglich auf der schlecht verhüllten Brust.

„Beata, wo bist du?“ fragt er endlich und streckt die Hand aus.

„Hier,“ sagt das Kind und tritt rasch herzu.

„Laß uns gehen!“

„Den Hut noch!“ sagt die Kleine mit klugem Bedacht und drückt ihm den Hut von grobem Strohgeflecht aufs Haupt. „Nun können wir weiter. Gehab dich wohl, Schäfer, und so dir deiner Seele Heil lieb ist, verrat uns nicht — versprich mir's bei der heiligen Jungfrau!“

Der Schäfer legt seine Rechte in ihre ausgestreckte Hand: „Der heiligen Jungfrau bedarf's nicht, wo du fürbittest — ich mein, dir kann kein Mensch was abschlagen! — Ziehet hin in Frieden — lieber wär's mir

ſchon, du bliebſt bei mir und hilfeſt mir hüten — doch iſt's wohl beſſer ſo, wenn ich dich anſchaute, vergäß ich drob der Schafe! 's iſt gut, daß der fromme Bruder da blind iſt; denn hätt er Augen, dich zu ſehen, da ſtünd es wohl ſchlimm um ihn —!"

„Leb wohl!" unterbricht ihn raſch das Mägdlein und zieht Donatus eilends mit ſich fort.

„Du zitterſt, Beata! Laß dich das niedrige Geſchwätz nicht anfechten. — Die Welt iſt des Gemeinen voll. Uns aber darf es nicht nahen — es zerrinnt vor uns wie die Staubwolke, die unſer Fuß aufwirbelt!" —

„Ach, ſiehe Herr — ſo ging mir's überall — erſt ängſtigten ſie mich mit Freundlichtun, und wenn ich ihnen entfloh, dann verwünſchten ſie mich und nannten mich eine Trud!"

„Du arme Trud!" ſagt Donatus, und es ſpielt wie ein Scherz um ſeine Lippen, ein ſüßes heiteres Lächeln.

„O Herr — du lächelſt ja!" jubelt das Kind auf, „zum erſtenmal ſehe ich dich lächeln" — und wieder will es ſagen: „Wie ſchön biſt du!" Doch zum erſtenmal in ſeinem Leben errötet es — und das Wort ſtockt ihm im Munde.

Donatus legt die Hand auf des Kindes Kopf. „Laß mich einmal ſehen, wie groß du biſt?" ſagt er, „biſt du ſchon ausgewachſen?"

„Ich denke wohl!" ſagt das Kind und lehnt das Köpfchen an ſeine Bruſt: „Sieh, bis hierher geh ich dir!"

Donatus prüft mit der Hand die Höhe: „Nur bis hierher? O dann wächſt du ſicher noch! Wie viele Sommer zählſt du denn?"

„Das weiß ich nicht!"

„Aber Kind — nicht einmal dein eigen Alter weißt du?“

„Doch wart, — nach Sommern nicht, aber nach Bäumen kann ich's zählen!“

„Nach Bäumen?“

„Ja wart nur! Seit ich zu laufen anfing, ließ mich die Mutter alljährlich, wenn die Vögel Nester bauten, ein Kreuz in ein junges Bäumlein schneiden. Und solcher Bäumlein hab ich“ — sie zählt es an den Fingern nach, „hier im Münstertale eins — auf dem Weg nach Marienberg eins und gen Nauders zwei und in der Finstermünz fünf und im Oberinntal drei — sind zwölf — und dann noch im Lechtal drei und auf der Rückkehr ins Vintschgau eines — — das macht sechzehn Bäumlein. Also hat es, seit ich auf der Welt bin, wohl siebenzehnmal gegrünt, denn da ich das erste Kreuzlein schnitt, war ich noch so klein, daß die Mutter mir die Hand mit dem Messerlein führen mußte, sie hat mir's erzählet, — selbst denkt mir's nicht mehr!“

„So bist du schon siebzehn Sommer alt? Ich hielt dich noch für ein Kind!“ spricht Donatus sinnend.

„Und was hast du für Augen — braune oder blaue?“ fragt er weiter.

„Braun sind sie wohl, denk ich, ich konnt's nie recht sehen, ich hatte ja kein Spiegelein, als das Wasser, — aber die Mutter sagte, sie schimmerten bei Nacht wie Eulenaugen, nicht wahr, das ist unheimlich?“

„Und was hast du für Haare?“

„Rote! Die Kinder nannten mich oft Haareule, wenn sie mir beim Kämmen zusahen, weil ich mich ganz darein hüllen kann, wie in einen Mantel. Da greif meine Zöpfe, sie sind so lang wie ich, ich habe daran zu

tragen!“ Und sie zieht ihm lachend die dicken, halb offenen Flechten durch die Hand, und er verwundert sich ob ihrer Länge und Schwere.

„Und zusammengewachsene Brauen hast du, nicht wahr? Das Trudenzeichen!“

„Ja, leider!“

„Und einen kleinen, roten Mund, wie Kinder haben, nicht wahr?“

„Ja, das mag sein, ich weiß nicht.“

„Beata, ich möchte dich sehen!“ sagt er zum ersten Male, seit sie bei einander sind. — Es durchrieselt sie selig, da er dies sagt — sie weiß selbst nicht, warum?

Fünftes Kapitel.

Es ist Mittag geworden. Beata und Donatus rasten ein wenig, um ihr Brot zu verzehren. Hoch über ihren Häuptern wölbt sich der Wald und neben ihnen stürzt sich der brausende Wildbach von der Felswand herab, daraus das Mägdlein Wasser schöpft zu der kärglichen Mahlzeit.

„Ich höre dich nicht, Beata, bist du da?“ fragt der Blinde.

„Gewiß, mein guter Herr, ganz nah bei dir.“

„Warum bist du so still?“ fragt er.

„Ich hab einem Sänglein nachgedacht, wie sich das, was du mir heut gesagt, wohl reimen ließe. Willst du's hören?“

„Gewiß! Bist du denn solcher Dinge kundig?“ fragt er.

„Ein wenig.“ Und sie singt mit halber Stimme:

Der Blinde fragt das Mägdelein;
„O Jungfrau, du vieltreue!
Verhüllt ist mir dein Angesicht,
Drum zürne du der Frage nicht,
Und nicht die Antwort scheue:
Sag mir, wie sind die Augen dein,
Sind's dunkle oder helle?“

„„Die Augen mein, sie sind wohl braun —
Ich tät sie niemals selber schaun
Als in des Baches Welle!““
„Und ist wohl rot dein Mündelein?
Das sage noch dem Blinden!“
„„Ach gerne wollt ich's sagen dir,
Doch sagt es auch noch keiner mir —
So kann ich dir's nicht künden!
Doch fragst du nach dem Herzen mein,
Da kann ich Antwort geben:
Du trägst's in deiner eignen Brust,
Dein ist's im Leid und dein in Lust,
Dein ist's für Tod und Leben!““

„Beata! wer gab dir dies Lied ein?“ ruft Donatus und richtet sich vom weichen Moos auf. Ihm ist das holde Wort zu Kopf und Herzen gedrungen wie süßer Wein. Er wischt sich mit der Hand die Stirn, als wolle er den Zauber hinwegwischen, der sich leise verwirrend darum gewoben.

„Wer gab dir das Lied ein?“ fragt er nochmals.

„Niemand — wer sollte? 's hat ja niemand gehört, was wir heute geredet.“

„Aber wer hat dich gelehrt, solch lieblicher Art zu sagen, was du fühlest?“

„Mein Vater!“ sagt das Kind, und es zittert eine tiefe Wehmut durch das Wort.

„Du hast mir nie von ihm erzählt, Beata — warum das?“

„Weil ich immer weinen muß, wenn ich von ihm rede, und das kann dich nicht freuen!“

„Beata,“ sagt Donatus ernst, „du teilst mein Leid, und ich sollte das deine nicht teilen? Tu mir's kund, wer war der seltsame Mann, der den wilden Waldvogel so künstliche Weisen zwitschern lehrte?“

„'s war ein fahrender Sänger. Gedanken in kunstvolle Reimlein zu zwingen, war sein Gewerbe. Also hat er's auch mich gelehret. — Der arme Vater! Lieblich war der Sang von seinem Munde, und wer ihn hörte, und sein mächtig Saitenspiel, der ward in seinem Herzen froh und Dankes voll! Und dennoch mußte er landflüchtig irren gleich mir und sein schönes Angesicht verstecken unter häßlicher Verkleidung. Denn er war verbannt und vogelfrei, und jeder konnt ihm ans Leben!"

„Und was hatte er denn verbrochen?" fragt Donatus.

„Ach — ich habe es nie erfahren — Mutter Berntrudis sagte, ich sei schuld! — Daß ich auf der Welt sei, das sei ein Unrecht, — deshalb gehe es ihm so schlecht, — ach — und ich kann doch nichts dafür, daß ich auf der Welt bin!" Und sie legt den Kopf in die Hände und fängt bitterlich an zu weinen.

Donatus zieht ihre Hand herab und nimmt sie tröstend in die seine. „Mein Kind, mein liebes Kind!"

„Gerade so sagte auch mein Vater immer, wenn er zu uns kam und mich in seine Arme nahm. Weißt du, er konnte nicht immer bei uns bleiben, er mußte in den Städten herumziehen und vor den Leuten singen ums tägliche Brot. Und wenn er zu uns kam, mußte es ganz verstohlen sein und nur in der Finstermünz oder in den Tälern des Inn- und Lechflusses, wo ihn niemand von den Hiesigen sah. Da brachte er uns zu leben mit, soviel er eben hatte, und blieb etliche Wochen bei uns im Walde. Da lehrte er mich manch Sinnsprüchlein und holde Weisen und auch die Kunst des Reimens, so gut ich's eben damals begriff, denn ich war noch jung als er starb — ich konnte wohl erst ein Dutzend Bäumlein zählen, die ich eingeschnitten."

„Wie starb er?“ fragt Donatus.

Des Kindes Hand erzittert, als es spricht: „Sie haben ihn gefällt wie ein Wild — ’s waren Leute auf der Jagd, die hatten ihn erkannt — und halb verblutet schleppte er sich noch zu uns. Wir pflegten sein, wie wir konnten, aber es war ihm nicht mehr nütze. Ach und er war so geduldig und sanft auch im Sterben — er legte seine Hand auf mein Haupt, segnete mich und sprach: „Daß Gott die Sünde der Eltern nicht an dir heimsuche — sühne in Treue, was wir an der Treue verbrochen!“

Donatus nimmt feierlich ihre Hand in die seine. „Ja, du wirst treu sein und die Schuld der Eltern sühnen — was sie auch verbrachen — das sagt mir ein seltsam Ahnen, und tiefe Wehmut ergreift meine Seele um dich. Welch dunkles Geheimnis mag über deiner Geburt walten, armes Kind! Wer magst du sein? Hast du nie Mutter Berntrudis gefragt?“

„Nein — wozu sollt ich? Was frommt es mir? Ich bin ein arm unnütz Ding auf Erden, das kommt und vergeht, wie das Heidekraut, das auch keiner fragt, woher kommst du und wofür blühst du?“

„O Heideblume, du einsame, arme — wie bist du mir heilig! Dein Duft erquicket den müden Pilger, und der schwärmende Geist sammelt der Biene gleich güldenen Honig aus deinem Kelch. Wurzelzähe wächsest du im dürren Gestein und demütig neigst du dein Haupt den Winden, die dich auf öder Flur umsausen — und dennoch stehst du und dauerst aus in Sonnenbrand und Regen, in Sturm und Wetterwut! O Heideblume, ich frage nicht, von wannen du kommst — ich bette das wunde Haupt in deinen Schatten und segne dich!“ Und

er wirft sich auf die Knie vor ihr, und seine Stirn sinkt in ihre Hände. So ruht er lange schweigend. Kein Atemzug, kein Laut stört ihn auf.

In diesem Augenblick des höchsten Glücks hält sie still, die Jungfrau, wie eine Opferschale, in die der Herr seine Gnade ergießt.

Da plötzlich rafft er sich auf. „Herr mein Gott, die Zeit enteilet, und ich säume und träume. Komm Beata, du „Vieltreue", führe mich weiter."

Und wieder ziehen sie fürbaß, die armen Ruhelosen. Aber er weiß es nicht, ist es der berauschende Duft der Heideblume oder das Fieber, das ihn taumeln macht? Er fühlt es, seine Kräfte wanken.

„Halte mich aufrecht, mein Gott — nur noch heute halte mich aufrecht, bis ich den Brüdern Hilfe geholt!" betet er inbrünstig und legt den Arm um des Mädchens Schultern, denn er bedarf festerer Stütze.

„Bin ich dir so zu schwer?"

„O nimmer!" sagt das Mägdlein und hält sich doch selbst kaum unter der geliebten Last, denn die durchwanderte Nacht lähmt auch ihr allmählich die jungen Glieder und liegt bleiern auf ihr. Aber sie würde eher sterben als sich's merken lassen.

„Arme Kleine! Wie viel lieber trüg ich dich," sagt er und unwillkürlich legt er seinen Kopf auf den ihren, denn sie reicht ihm gerade bis zur Schulter. Er fühlt ihr seidenes Haar wie ein lindes Ruhekissen unter seiner Wange, und wie Weihrauch steigt der Hauch ihres Mundes zu ihm auf. Da flüstert er leise, und es klingt wie ein wehmütiges Kosen. „Ist es wohl dein Herz, das ich in der Brust trage, was mich so beschweret, daß mein Fuß wanket unter meiner eigenen Last?"

„Wög Treu und Lieb nach irdischem Gewicht, dann freilich, lieber Herr, dann könntest du's nicht tragen!"

„Fast möcht ich's glauben, du seiest eine Trud, und dein kleines Herz, es sei ein Alp, der auf das meine drücke!"

„Auch du? auch du sagst das?" ruft Beata schmerzlich, „o, dann muß es ja wohl sein!"

Da dröhnt es plötzlich durch den Wald von rechts und links, von allen Seiten her, wie nahender Hufschlag, und ringsum raschelt das aufgescheuchte Wild in den Büschen und huscht in wirrer Flucht über den Weg.

„Gott helf uns, da sind Berittene!" sagt Beata. „Nun nimm dich zusammen, dein Kleid macht dich unkenntlich. Verrate dich nicht selbst!"

Und sie zieht ihm rasch die Binde vom Gesicht und verbirgt sie in ihrem Busen. Dann drückt sie ihm den Hut tief in die Stirn, daß man unter seiner breiten Krempe die Augen nicht sieht. „Sag nicht, daß du blind bist!" raunt sie ihm zu.

Jetzt brechen die Reiter durch die Zweige. Es sind Knechte des Grafen von Reichenberg und der Herren von Ramüß. Sie sind erhitzt und zornig.

„Seid Ihr keinem Benediktiner begegnet?" herrscht einer davon die Beiden an.

„Einem Benediktiner? Wie sah er aus?" fragt Beata.

„Wir hatten ihn gefangen — er ist entwischt — er hieß Porphyrius, war groß und stark und hatte blaue Augen," sagt der erste.

„Das ist ja einerlei," unterbricht ihn der zweite, — „wir fangen jeden Benediktiner, den wir finden, hab

er blaue oder grüne Augen! Unser Herr, der Reichenberg, zahlt einen Byzantiner für jede Kutte!"

Beata erbleicht, aber sie bewahrt die Fassung. „Heute morgen sah ich einen in Santa Maria im Münstertal, der hielt dort Rast und wollte um Mittag weiterziehen!" sagt sie klug bedacht.

„Wohin?"

„Ins Engadin, so dünkt mich. Wenn Ihr Euch eilt, könnt Ihr ihn noch einholen."

„Also — fort, nach Santa Maria!" ruft der erste.

„Was ist mit Euch — wollt Ihr nicht mit?" ruft der zweite Reiter die Beiden an, „so ein schmucker Gesell muß fechten und so ein hold Dirnlein muß küssen. Wir nehmen Euch aufs Pferd — und wenn wir den Geschorenen haben, verjubeln wir den Byzantiner zusammen! Komm Mägdlein — ich heb dich auf den Sattel."

„Macht fort — wir sind nicht für Euch — mein Bruder ist krank, ich muß ihn heimführen."

„Dein Bruder ist's? Um so mehr gehörst du mir!" lacht der Reiter.

„Komm mir nicht nah," schreit Beata auf, „ich bin eine Trud!"

Da spornt der Reiter sein Pferd auf sie ein und will sie vom Sattel herunter haschen. Doch sie hat rasch und heimlich ein Messerlein aus dem Gewand gezogen, — damit sticht sie unversehens das Pferd in die Weiche, daß es hochaufbäumend zur Seite prallt.

„Weiß Gott, sie ist eine Trud!" rufen die Andern: „Macht fort — sie behext uns die Rosse!"

Und dahin stiebt der ganze Troß, die Gefahr ist vorüber.

„Deine List sei gepriesen, Beata! Du bist sanftmütig wie die Tauben und klug wie die Schlangen."

Beata lehnt sich atemlos an seine Schulter. „O, mein Herr und mein Engel, wenn sie dich mir genommen hätten und hinweggeschleppt — vielleicht getötet —“ sie bricht in ein wehvolles Schluchzen aus und schlingt ihre Arme um ihn, als könne er ihr noch entrissen werden.

Donatus steht still und erschüttert in ihrer Umarmung. Da fühlt er, daß ihr die Knie brechen und sie zu Boden sinkt. „Beata, mein Kind!“ ruft er und kniet neben ihr. „Was ist das, zum ersten Male, seit du mich führst, verläßt dich deine Kraft?“

„Es ist nur die Angst — es wird bald vorübergehen — nur einen Augenblick —“ sie verstummt, die Sinne haben sie verlassen. Er greift tastend nach ihrem herabgesunkenen Köpfchen und legt es an seine Brust, er reibt ihr Stirn und Schläfe, ein unnennbares Gefühl durchströmt ihn, ein süßes Mitleid, eine selige Sorge. „Beata,“ ruft er, „armes geängstigtes Reh — wach auf, höre des Freundes Stimme! Ich kann ja nicht zur Quelle gehen, dir Wasser schöpfen, wie du mir. Ohnmächtig bin ich, der Blinde, dir zu vergelten, auch nur mit dem kleinsten Dienst, was du für mich getan Höre meine Stimme, liebe Seele, wach auf!“

Und sie erwacht und findet ihr Haupt an des gebenedeiten Mannes Brust und sie möchte am liebsten die Augen wieder schließen und so hinüberschlafen in die Ewigkeit, — aber gehorsam seinem Ruf, — ermannt sie sich und antwortet: „Mein guter Herr!“

„Wie ist dir?“ fragt er sanft.

„Mir ist wohl! Ich kann nun weitergehen,“ sagt sie mit schwacher Stimme.

Er aber fühlt, daß sie noch matt ist und der Ruhe bedarf. „Nein, mein Kind,“ spricht er, „schon im Über-

maß hab ich deine Kräfte mißbraucht. Ein Herz von Stein müßt ich haben, wollt ich mein armes Lamm so weiterhetzen. Die Rast, die ich mir nicht gegönnt, dir gönne ich sie.“ Und er nimmt seinen Mantel ab und legt ihn ihr als Kissen unter das Köpfchen: „Hier, ruhe eine Stunde und bringe ein, was meine Achtlosigkeit an dir versäumte.“

„Aber du — lieber Herr — was machst du, wenn ich einschlummere? Denn schwer wie Blei senkt sich der Schlaf auf meine Lider, seit ich liege!“

„Ich wache für dich! Und wenn auch mein Auge verschlossen, mein Ohr ist scharf und wird mich warnen, so uns Gefahr droht!“

„Gib mir deine Hand!“ bittet sie, und da er sie ihr gibt, legt sie ihr Köpflein darauf und schläft ein.

Der Blinde aber sitzt regungslos bei dem schlummernden Kinde: „Nun, Engel Gottes, breitet Eure Fittiche über uns aus!“ betet er.

Tief und ruhig schläft sie. Die müde Natur schöpft durstig Erquickung aus dem dunklen Born des Schlummers.

Er harrt geduldig ihres Erwachens. Er weiß nicht, wie viel Zeit verstrichen — er sieht ja den Stand der Sonne nicht, und seine Seele ist so voll schweifender Gedanken, so trunken von dem Zauber, der aus des schlummernden Kindes Nähe ihn anweht, daß er kein Maß der Zeit mehr hat. — Totenstill ist's weit und breit. In den Ästen hört das lauschende Ohr die Krällchen des Eichhorns an den Zweigen knistern, und in den Wipfeln zwitschern die Vögel, — aber auf der Erde ist kein Geräusch, als der leise Tritt eines Wildes und das Rascheln eines Käfers im Gras. — Doch plötzlich fühlt er einen brennenden Sonnenstrahl an seiner Wange, der sticht wie eine Biene. Es ist ein einzelner Strahl,

der durchs Geäst gefallen und zwar von Westen her. Daran merkt er, daß die Sonne anfängt zu sinken. Auch die Schwüle des Mittags beginnt nachzulassen, und im Gebüsch wie in der Luft regt sich's lebendiger, als um Mittagszeit. Er fühlt es auf einmal an lauter unbestimmten und doch untrüglichen Zeichen, daß es gegen Abend gehe. Ihm wird bange. Er schont des Mägdleins und versäumt die Rettung der Brüder! Soll er sie wecken? Ach, er vermag es nicht! Sie wird ja nun von selbst erwachen — und das Versäumte um so rascher nachholen. Vor Abend sind sie dann in Trafoy — dort kann er die Herzogin noch immer sprechen und schon in der Nacht mit ihrer Hilfsmannschaft heimwärts ziehen. Und Beata — o Gott, was wird aus ihr? Wird er es übers Herz bringen, das Kind hinauszustoßen in die Irre?

„Schlaf, armes Kind — die Stunde — die schwere — sie kommt noch früh genug!" ruft das geängstigte Herz ihr zu. Und ihn ergreift ein namenloses Weh! Zum erstenmal tritt der Gedanke der Trennung in seiner ganzen Unerbittlichkeit an ihn heran, und er muß es sich gestehen, daß er ihn selbst nicht mehr zu denken gewagt, seit er erkannt, was das Mägdlein ihm ist! Diesen Abend, noch diesen Abend soll er sie verlieren — fürs ganze Leben! Was ist all der Schmerz, der in seinen Wunden wühlt gegen das Weh, das jetzt plötzlich sein Herz zerfleischt? Auch er fühlt es — er kann sie nicht mehr lassen! Und zitternd tastet seine Hand nach ihrem Köpfchen, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei, und ein leises Stöhnen, ein tränenersticktes: „Beata!" entringt sich seinen Lippen. Aber sie erwacht nicht. Der Ruf zieht sie nur magisch an, daß sie sich ihm ganz zu-

wendet wie die Blume dem Licht. Er fühlt den Hauch ihres Mundes dicht bei dem seinen, und ein Gedanke zuckt ihm durch Herz und Hirn — berückend — atemraubend! Nein, kein Gedanke — nur ein leises Sehnen, ein Zucken seiner Lippen, wie wenn dem Durstigen ein Trunk Wassers geboten wird. — Er erbebt! Ist er noch solch einer Regung fähig, er der Blinde, der Sinnenlose, der Abgeschiedene vom Leben? Was ist das, ist es die ewige unvollkommene Menschennatur, die nicht aufhören kann, zu begehren? Was dürstet seine Lippe nach einem Abschiedskuß, was krampft sich ihm das Herz zusammen bei dem Gedanken der Trennung wie im Todeskampf, wo er doch weiß, daß es nur eine Trennung für dies kurze Erdenleben ist, und daß sie sich im Jenseits wiederfinden werden für ewig? Ist solch irdisch Empfinden nicht Sünde, dieselbe Sünde, die ihn schon einmal versucht und die er so furchtbar gebüßt? Nein, nein, es ist nicht dieselbe, — es ist ein anderes Gefühl — ein ganz verschiedenes! Denn jenes war entfacht von einem sündigen Weibe, mit dem sein besseres Sein nichts gemein hatte. Aber dies Kind ist rein und schuldlos, wie Engel sind, und er liebt es, wie das Elend die Charitas, wie der Verdammte den Seraph, der ihn erlösend an das Herz der ewigen Liebe führt. Ach, und all das Verlangen nach ihr, all der geheimnisvolle Drang, sie, die er nie gesehen, an seine Brust zu ziehen und von den keuschen Lippen zu trinken, was Worte nicht sagen können — es ist nur die Sehnsucht seiner Seele, schon hienieden eins mit ihr zu sein — ein Wesen — ein Leben — wie sie es dort sein werden, wo es keine körperliche Schranke mehr gibt!

So sucht er sich zu beruhigen, doch vergebens —

die Täuschung hält nicht vor. — Immer rascher pocht sein Puls, immer erstickender schwillt der Schmerz der Trennung in ihm an und ziehet ihn hin zu der trauten Gestalt, die da ruhet so dicht an seinem Herzen. Und wenn es nun doch eine Versuchung der Hölle wäre, ihn herabzuziehen aus der Seligkeit, die dieser Engel ihm gebracht? Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn, und er muß alle seine Fassung aufbieten, daß er nicht laut aufschreit: „Beata, erwache und rette mich vor mir selbst!“ Aber als hätte das Mägdlein auch den stummen Hilferuf seiner ringenden Seele gehört, erwacht es und schlägt die Augen auf. Donatus sitzt, die Hände krampfhaft verschlungen, den Kopf an einen Baumstamm gelehnt, regungslos da. Sie glaubt, auch ihn habe die Müdigkeit überwältigt, auch er schlummere. Und sie stützt den Kopf in die Hand und betrachtet schweigend das bleiche schmerzensvolle Antlitz mit den eingesunkenen Lidern, das stille erhabene Marterbild! Und es quillt ihr vom Herzen ins Auge, daß Träne um Träne davon niederrollt! Sie faltet ihre Hände zu ihm empor. Was ist die Erde, was der Himmel, — was Gott? Alles, alles ist dieser Eine! Er ist die Liebe, er ist die Geduld — er ist die Güte! Erd und Himmel haben nichts als ihn! — Und sie hebt sich leise auf ihre Knie, um ihn nicht zu wecken, wie sie meint, und betet zu ihm, dem Märtyrer, dem Blinden, der das Licht nicht sehen kann und von dem doch alles Licht ausströmt. — Sie betrachtet die wehen Augen, und ein namenloses Mitleid erfaßt sie, er schläft fest, so glaubt sie, er weiß nichts von sich selbst! Und da — da kommt es über sie, allmächtig, sie weiß nicht, *was* sie tut, und *daß* sie's tut — ihre Lippen hauchen einen Kuß auf seine geschlossenen

Wimpern — einen leiſen, ſüßen, inbrünſtigen Kuß! — Da fährt er empor und drückt beide Hände auf die Augen: „Was geſchah mir, was war das? Beata! du haſt mich geküßt — auf die Augen geküßt! Heiliger Gott — was haſt du getan!“

„Vergib mir!“ ruft Beata und ſinkt halb beſinnungslos vor ihm nieder: „Töte mich — töte mich, mein Engel, mein Herr — mein Leben!“

Donatus aber ſtehet da wie ein Baum, den der Blitz entzündet und aus dem die Flamme emporſchlägt, die verzehrende. — Und er hält ſich mit beiden Händen die blinden Augen zu, als wären ſie noch nicht blind genug, als müſſe er ſie noch dichter verhüllen: „O Wunder über Wunder — ich ſehe wieder!“ ſtößt ſeine Bruſt atemlos, ſtammelnd hervor. „Weh dir, Beata, du haſt mir die Augen aufgetan mit deinem Kuß, und ich ſehe, was ich nicht ſehen ſollte, ich ſehe dich, Beata — ganz wie du biſt! — Die goldſchimmernden Augen, die mich ſo flehend anblicken — die roten Lippen, die mich ſo hold geküßt! — Ich ſehe dein wallendes Haar, ich ſehe die ganze minnige Maid bis herab zu den kleinen Füßen, die mir ſo treu gefolgt — alles — alles! Beata! Und ich möchte dich an mein Herz nehmen und untertauchen in dieſe unergründlichen Augen und begraben in dieſen weichen Haaren — ich möchte mir den Tod ſaugen an deinem ſüßen Mund —! Aber es darf nicht ſein — es darf nicht. Großer Gott, ſteh mir bei!“ betet er laut und umſchlingt den Baumſtamm, an dem er gelehnt, als wolle er ſich mit ſeinen eigenen Armen daran feſtketten, daß er das Mägdlein nicht an ſeinen Buſen reiße und mit ihr untergehe in dem entfeſſelten Feuerſtrom. Es iſt derſelbe Kampf der Pflicht, den er ſchon einmal

gekämpft, aber diesmal ist's ein ander Ringen. Damals war's ein Kampf mit seinen Sinnen, seinen Augen — und er war ausgelöscht mit diesen. Doch diesmal ist's ein Kampf mit seinem ganzen Sein — denn sein ganzes Sein gehört dem Kinde, und er müßte sich die Seele ausreißen, wollte er ihn schlichten. — Da hebt er verzweifelnd die Arme zum Himmel auf: „Allmächtiger Gott, das ist die Liebe! Nun ist sie doch gekommen, und alles war vergebens!"

Das Kind steht da und erzittert wie die junge Knospe im ersten Gewittersturm. Donatus drückt das Gesicht an die rauhe Rinde des Stammes. Wieder rinnen blutige Tränen über seine Wangen. „Lösche, o lösche die Glut!" stöhnt er leise: „Laß regnen, mein Gott, laß deine Bäche schwellen, dies Blut zu kühlen —! Wasser — Beata — aus Barmherzigkeit — führe mich zum Quell oder ich vergehe!"

Entsetzen ergreift das Mädchen und als wage sie es nicht mehr, ihn zu berühren, faßt sie ihn am Gewand und führt ihn dem Wildbach zu, der sich in jähem Gefäll über die Felsen herabstürzt, weiß schäumend wie der Firnschnee, dem er entströmt. Ein tiefes Rinnsal hat er sich in den Boden gewühlt, darin er zornig brodelt und seinen Gischt emporspritzt. Und wie ein dem Brand der Hölle Entfliehender wirft sich der Blinde dem eisigen Strahl entgegen, und prasselnd stürzt sich der Schwall auf ihn herab, daß es ihn zu Boden reißt. Mit betäubender Gewalt rauschen sie über ihn hinweg, die kalten Wogen des reinen, des reinigenden Elementes. Die Wogen des erhitzten Blutes gerinnen darunter zu Eis — seine Glieder erstarren und kalt wie der Tod tritt es ihm ans Herz.

Sechstes Kapitel.

Es ist Nacht geworden. Wie bleiche Wächter schauen die weißen Häupter der Ferner in das stille schlummernde Trafoytal herein. Tief in die Schatten der umgrenzenden Bergwände versunken liegt es da — eigentlich nur eine Schlucht — eine klaffende Wunde, in das Herz der Ortlerkette hineingerissen. Schutt und Trümmer herabgestürzter Felsen decken den Boden mit einem Meer von Steinen, und nur hie und da leuchtet eine rote Lohe aus dem Schatten auf, — sie kommt von den Schmelzöfen, die hier herum zerstreut liegen. Sonst regt sich nichts Lebendiges weit und breit.

Sterbensmatt watet das einsame Paar wunden Fußes durch das Steinmeer hin, der verborgenen grünen Bucht zu, wo das wundertätige Wasser der heiligen drei Bronnen entspringt.

„Siehst du etwas?“ fragt Donatus mit schwacher Stimme: „es ist so still —!“

„Ich sehe nichts weit und breit,“ antwortet das Kind.

„Beata!“ sagt Donatus — „wenn sie auch hier nicht wäre?“ er kann nicht ausreden, die Angst schnürt ihm die Kehle zu.

Und sie schleppen sich still weiter. — Er lauscht auf jedes Geräusch, das ihm die Nähe eines Reisezuges verkünden möchte, — sie strengt die scharfen Augen doppelt an, um seinetwillen —! Aber wie hell auch ihre Blicke und wie scharf sein Ohr, nichts zeigt sich, nichts regt sich. Sie haben das Tal durchschritten. —

„Ich höre Quellen rauschen, sind wir wohl schon den heiligen Bronnen nahe?“ fragt Donatus.

„Ja, wir sind da!“ sagt Beata zögernd, als zittre sie, es ihm zu sagen.

„Und niemand zu sehen?“

„Niemand!“ haucht sie kaum hörbar.

„Allmächtiger Gott — und ich kann nicht weiter!“ — Donatus läßt sich auf der Stelle, wo er steht, nieder und verbirgt das Gesicht in den gerungenen Händen.

„O lieber Gott, das Elend!“ klagt Beata. „Bleib hier liegen — ich will zu den Schmelzhütten zurückgehen und dort nach Kunde von der Herzogin forschen.“

„Beata, auch du kannst nicht mehr gehen!“ stammelt Donatus.

„Für dich kann ich alles!“ sagt sie groß und ruhig, und bald hört der Blinde ihre Schritte sich entfernen.

Eine endlose Spanne Zeit verstreicht in ohnmächtigem Harren. Dem angstvoll Wartenden wird das dumpfe Schweigen um ihn her zum versteinernden Basilisken, der sein Opfer langsam zu Tode quält! Er horcht und horcht und hört doch nichts, als das Sausen des eigenen Blutes in den Ohren — das ununterbrochene Rieseln der drei Bronnen dicht bei ihm und den fernen Donner der Wasserstürze, die sich von den Schroffen der Königsspitze herab ergießen. Von Zeit zu Zeit fühlt er seine Gedanken sich verwirren, der lärmende Reisezug der

Herzogin naht, er ruft ihr zu, was seines Auftrages, sie aber hört es nicht. Er vermag sich nicht verständlich zu machen, er will schreien — er kann nicht. Die Pferde gehen über ihn weg, er fühlt ihre zermalmenden Tritte, er zuckt auf und greift um sich — es sind die harten Steine, darauf er liegt, davon ihn der ganze Körper schmerzt und der Lärm des Trosses, den er zu hören vermeint, ist das Rauschen der Wasser. Still ist es — und still bleibt es ringsum! Und dann faßt ihn wieder die Angst, Beata könne nicht mehr zurückkommen, es könne dem Kind bei den Schmelzern, den halbwilden Männern, Unheil zugestoßen sein! Und er, der elende Schatten eines Mannes — er kann sie nicht retten — er muß sich von dem schwachen, dem hilflosen Weibe beschützen lassen —! Ihn ekelt vor sich selbst. Kann Gott an solch jammervollem Krüppel Freude haben? „Schwächling — blinder Schwächling — stirb!“ stöhnt er, und Fieberfrost schüttelt sein Gebein. „Unheilssohn, wozu lebst du? Daß du den Samen des Unglücks immer weiter ausstreuest, den du im Busen trägst?“ Und in seiner Todesangst um das Kind, schreit er in die Nacht hinaus: „Beata — Beata — wo bist du?“ bis sich aufs neue das Bewußtsein umwölkt.

Da endlich neigt sich's über ihn und ruft sanft seinen Namen.

„Bist du's, Beata?“ fragt er auffahrend, und seine Arme umfassen zitternd die schlanke Gestalt, als könne sie ein Traum sein und wieder in nichts zerrinnen. Sein Haar klebt auf seiner Stirn, sein Atem fliegt, sein Gesicht glüht vom ausbrechenden Fieber. Beata erkennt es mit Schrecken — er ist krank — schwer krank!

„Mein lieber Herr, ich bringe dir einen Knaben mit, des Schmelzers Sohn aus der Hütte dort. Er will mir helfen, dich unter seines Vaters Dach tragen, daß du ruhen könnest!“

Donatus rafft sich wankend auf: „Nein, nein, nicht ruhen — die Herzogin — wo ist die Herzogin?“ ruft er.

„Wir holen sie nicht mehr ein, mein armer Herr!“ sagt Beata zögernd: „Sie ist der Tageshitze halber bei Nacht aufgebrochen — seit einer Stunde ist sie fort und niemand kann mir sagen, wohin.“

„Seit einer Stunde?!“ schreit Donatus auf, „das ist die Stunde meiner Anfechtung, das ist die Stunde, die ich mit dir im Wald gesäumt und geträumt — die Stunde, da ich dich schlafen ließ, da dein schlummernder Odem mich umstrickte, daß ich alles vergaß! Um die eine Stunde hat sich's gehandelt — und jetzt — verloren — alles — durch meine Schuld!“ Und er steht taumelnd auf und versucht ein paar Schritte zu gehen: „Ihr nach — ihr nach —!“

„Lieber Herr — wie kannst du, bedenke, sie sind zu Pferde und haben eine Stunde Vorsprung; du aber bist krank und kannst nicht mehr von der Stelle!“

„Gott, tu ein Wunder — du tatest ihrer so viele — tu auch eines für mich! Helft mir, tragt mich, wir holen sie noch ein — nur fort, nur fort!“ stöhnt er und sinkt dem Mägdlein und dem harrenden Knaben in die Arme: „Die Wolke, die Wolke ist stark genug, die kann mich tragen! Nein — halt! Das geht zu rasch — Erd und Himmel — mir schwindelt — laßt mich nicht fallen!“

„O, lieber Herr —!“ Beata bricht in Tränen aus und gleitet mit dem schweren Körper auf die Knie

nieder, ihn auf ihrem Schoß bettend. Der Knabe, ein rußiger Geſell mit dumm ſtieren Augen, ſteht ſtumpfſinnig dabei und ſieht zu.

„Geh und hol deinen Vater, daß er uns helfe!“ ſagt Beata.

Der Bub ſchüttelt den Kopf: „Der Vater kann nicht weg, ſo lang das Erz im Fluß iſt!“

„So geh und bitt ihn, daß er kommt, ſobald er kann!“

Der Kleine trollt langſam fort.

Erbarmungslos ſtarren die himmelhohen zerklüfteten Wände des Ortler, des Madatſch- und Trafoyferners rings auf die Verlaſſenen nieder — da iſt kein Vorſprung, keine Höhlung, die für den Kranken ein Obdach gewähren könnte. Grauenhaft kahl und ſteif, faſt ſenkrecht ſteigen ſie empor, als wären es Rieſenmauern, aufgetürmt, der Welt Allerheiligſtes zu ſchützen. Und dort iſt es ja auch — dies Allerheiligſte! — Wie Ströme ſilbernen Lichtes ergießen ſich die „heiligen drei Brunnen“ im Mondſchein aus den Herzen der hölzernen Muttergottes, des Erlöſers und des Täufers, darüber aber wölbt ſich ein ſchützendes Dächlein, das könnte wohl dem Kranken ein Unterkommen bieten. Dahin, wenn ſie ihn brächte —? Und ſie flüſtert ihm ins Ohr — und ermahnt und beſchwört ihn ſo lange, bis er ſie hört und ſich zu regen beginnt: „Lieber Herr — wenn du nur noch drei Schritte gehen könnteſt — da fließt das wundertätige Waſſer — das macht dich geſund —!“

Der Kranke hört auf ihre Worte: „Wo — wo?“

„Komm nur — komm! Ich helf dir auf! So, jetzt einen Schritt, — jetzt noch einen, — da ſind wir ja!“ Sie hat ihn mit höchſter Anſtrengung hingebracht und

läßt ihn nun unter dem schützenden Dach vor der Madonna sanft zur Erde gleiten. „Du knieſt vor der Mutter Gottes!“ flüstert sie ihm ehrfurchtsvoll zu und wäscht ihm Stirn und Augen mit dem heilskräftigen Naß. „O heilige Jungfrau, erbarme dich unser,“ fleht sie und stützt dem Blinden die zitternden Hände, die nicht mehr die Kraft haben, sich im Gebet emporzuheben.

„Erbarme dich unser,“ stammelt er ihr nach: „Rosa mystica, maris stella, stella matutina,“ betet die lallende Lippe den tausendmal gebeteten Rosenkranz. Dann aber sinkt sein Haupt bewußtlos in den Schoß des Mägdleins zurück.

Siebentes Kapitel.

Neunmal ist die Sonne auf- und neunmal untergegangen, ohne daß der umnachtete Geist des Kranken des gewahr geworden. Zwar hätten es ihm die blinden Augen nicht gesagt, auch wenn er wach gewesen wäre — aber das Maß der Zeit, das der Mensch in sich trägt, hätte auch im Dunkeln ihren Lauf gemessen und die geängstigte Seele hätte heimgedrängt zu den bedrohten Brüdern. Hier und da ist er auch wohl erwacht und hat nach der Zeit gefragt, aber das Mägdlein, — Gott wird ihm die Sünde verzeihen — hat ihn getäuscht, hat seine Blindheit benutzt und ihn glauben gemacht, er habe eine Stunde geschlafen — indessen es ein ganzer Tag oder eine ganze Nacht gewesen ist! Sie hat es gut gemeint, auf daß er sich beruhige und nicht zum Tod krank weiter ziehe. So hat er jedesmal sein Haupt wieder niedergelegt und sich vertrösten lassen — „bis es Tag würde," um weiter zu gehen. — Es wurde aber solcher Art neunmal Tag und neunmal Nacht. Heute zum ersten Male hat sich der Sturm des Fiebers gelegt, und das erwachende Bewußtsein fängt an, das bleiche Antlitz zu verklären.

„Beata, bist du da?“ fragt er.

„Ja, Herr!“

„Ich glaube, du hast die Nacht nimmer geschlafen, — so oft ich dich rief, warst du wach! Wird es denn noch nicht Tag?“

„Doch, lieber Herr — bald! Ruhe nur noch ein wenig!“

Donatus tastet um sich — er fühlt staunend ein weiches Strohlager unter sich und an seiner Seite eine Wand.

„Wo bin ich denn?“

„In des Schmelzers Hütte. Wir trugen dich dahin, auf daß du vor Wind und Wetter geschützt seist.“

„So sind wir bei Menschen?“

„Ja, lieber Herr! Es sind arme Leute, aber mitleidig und hilfreich!“

„Wie viele sind es ihrer?“

„Ein Mann mit seinem Knaben!“

„Glaubst du, daß der Knabe mich gen Marienberg geleiten könne?“

„Gen Marienberg?“ fragt Beata erbleichend.

Er antwortet lange nicht — dann spricht er: „Es ist hier so schwül und dumpf — tu noch das Letzte für mich — hilf mir auf und führe mich in Gottes freie Luft, daß mein Geist sich fasse!“

„Herr, du bist noch zu schwach, um aufzustehen, hab doch Geduld!“ fleht sie.

„Nicht eine Minute darf ich mehr säumen — ich muß heim zu meinen Brüdern, die Gefahr mit ihnen zu teilen, die ich nicht abwenden konnte.“

Er erhebt sich vom Lager. Schwankend und stumm führt das Mägdlein ihn ins Freie.

Ätherrein blaut der Himmel über den gewaltigen Firnen ringsum. Eisiger Morgenwind fährt von den Gletschern herunter und weht dem Kranken die langgewordenen Haare aus dem Gesicht.

Mit gierigen Zügen trinkt er den reinen Hauch der Höhen, wie ein der Gruft Entstiegener. Der Himmel sendet ihm seine Grüße von den wolkennahen Gipfeln herab — sie ziehen ihn hinauf — er fühlt es — der Brand der Hölle züngelt vergebens nach ihm. Das Mägdlein läßt ihn auf eine Steinbank vor der Tür nieder.

„Beata!" spricht er mit hohler Stimme, „wir müssen scheiden."

Das Kind stößt einen Schmerzenslaut aus, daß es ihm tief durch die Seele zittert. Er aber fährt fort: „Beata — ich habe mich geirrt. Ich habe geglaubt, der Liebe zu entgehen, wenn ich mich blende, und mich so in Sicherheit gewieget, daß die Versuchung mir nahe war, eh ich mich des versah! Es war so schön Beata, da wir noch schuldlos miteinander dahingingen, wir wandelten im Paradiese, — aber die alte Erbsünde hat uns daraus vertrieben! Von der Stunde an, wo mich ein irdisch Verlangen nach deinem süßen Leib erfaßt — von der Stunde an ist unser Paradies versunken. Beata, die Hölle soll keine Macht über das haben, was ewig in uns ist — laß es uns retten! Noch ist es Zeit, noch hab ich ihr widerstanden, der hölliſchen Versuchung — nun aber laß uns auseinandergehen, daß nicht dem bösen Gelüste die schlimmere Tat folge! Ich habe meine Augen hingegeben, um rein zu bleiben — ich gebe auch dich hin! Sei stark, Beata, zeige dich wert der Schmerzen, die ich um dich leide — und gehorche schweigend!"

„Nein — nein — verlange alles, nur das nicht!“ schreit das Mägdlein auf. „Stoß mir ein Messer ins Herz, und ich will nicht zucken — aber verlange nicht, daß ich von dir scheiden soll, ohne hinauszuschreien wie ein Wild, das, nur halb getroffen, nicht leben und nicht sterben kann!“ —

Donatus faltet die Hände, kalter Schweiß bedeckt seine Stirn. Beata wirft sich vor ihm nieder.

„Herr, Herr, stoß mich nicht von dir — du kannst nicht so grausam sein — du glaubst nur, daß du's kannst. Es wird dich reuen, wenn du tausend Schritt gegangen bist, und du wirst dein Kind wieder zurückrufen — dann aber ist's zu spät. Herr, lieber Herr, ich bin bei dir gewesen in den Stunden der Angst, meine Augen sind trübe vom Wachen an deinem Lager, das Blut meiner Füße hat die Steine des Weges gerötet, da ich dich führte — und du willst mich verstoßen? O Herr, du Gütiger, nicht ein verlaufen Hündlein würdest du von dir jagen, das dir bittend die Hände leckt — und meiner Angst, meiner Tränen willst du dich nicht erbarmen?“ Und sie legt das weinende Antlitz in seine Hände und umschlingt zitternd seine Knie.

Da stöhnt der gequälte Mann aus der Tiefe seines Herzens — „Gott, mein Gott, ist es denn noch nicht genug? Beata, hab Erbarmen, du selbst! Kein Teufel könnte grausamer quälen, als du mich quälst. Beata, so du nicht unter der Gewalt der Hölle stehest, so du nicht ein Werkzeug von Dämonen bist, ausgesandt, mich zu versuchen — laß ab von mir. Geist Gottes erleuchte sie — läutere sie — rette sie — wie du mich gerettet!“

Er steht auf und erhebt feierlich die Hand: „Beata! Willst du dich um die ewige Seligkeit bringen?“

„Ich will keine Seligkeit als bei dir!“ sagt das Kind.

„Beata — willst du auch, daß ich sie verliere?“

— Das Kind schweigt erschauernd.

„Beata, so du mir entsagest, kann ich noch selig werden. So du aber nicht von mir abläßest und machest mich treulos an meinem Gelübde — werde ich verdammt sein in Ewigkeit! Nun wähle — was willst du?“

Da haucht das Mägdlein mit ersterbender Stimme: „Ich will — dich lassen —!“

Es ist still geworden — wie wenn ein Leben ausgerungen hat nach schwerem Kampf — und die Umstehenden leise flüstern: „es ist vorbei!“ —

Noch einen Augenblick lauscht der unselige Mann von Angstschweiß bedeckt, aber nichts rührt sich mehr. Da streckt er die Arme gen Himmel, als wollt er fragen: „Was kann mir nun noch kommen?“ und tastet sich zur Hütte zurück. — „Gib mir deinen Knaben,“ ruft er dem Schmelzer zu, „daß er mich heimführe gen Marienberg.“

„Willst du schon weiterziehen?“ fragt der Mann. „Wo ist das Mägdlein, das dich geleitet?“

„Es ist — es muß hier bleiben — nimm dich seiner an. Du bist ein braver Mann. Behüte mir das Kind wie deinen Augapfel! O, Engel Gottes werden deine Hütte umlagern, so lang es bei dir ist!“ Er schlägt die Hände vor das Gesicht und bricht in lautes Schluchzen aus.

„Wenn dich's so schmerzt, warum verläßest du sie?“ fragt der Mann.

„Frage nicht — sprich nicht — gib mir den Sohn und laß mich ziehen! Wenn ich in die Abtei zurückgekehrt, schicke ich dir durch den Knaben reichen Lohn!“ Der Knabe tritt herzu, da er vom Lohne hört. Donatus

faßt die rauhe Hand — das Herz krampft sich ihm zusammen, es ist nicht mehr Beatens weiche liebende Hand!

„Fahr wohl!“ ruft er der Entschwundenen zu, daß es schmerzlich von den Felsen ringsum widerhallt.

Sein Fuß hat das Gehege des Schmelzers überschritten, und dahin geht er ohne Zaudern nach Marienberg. —

Zum neuntenmal, seit er ausgezogen, ist die Sonne hinter den Bergwänden von Mals und Burgeis untergegangen, da der müde Wanderer von der schweren, fruchtlosen Pilgerfahrt zurückkehrt, arm und elend, als hätten ihn Sturm und Welle schiffbrüchig ans Land gespült, im Innersten versengt und verödet, als hätte ihm die Wüstensonne auf der Wallfahrt ins gelobte Land Herz und Hirn verbrannt, und er wäre geflohen, ohne des Heils teilhaftig geworden zu sein!

Mühsam arbeitet er sich den Berg empor an der Hand des unbeholfenen Führers. Unbedacht hat ihn der Knabe den einsamen abgelegenen Geißsteg hinaufgeführt, der darum so genannt wird, weil nur die Ziege und ihr Hirt schwindelfrei darauf gehen können. Jeder Schritt kann dem Blinden den Absturz bringen in die gähnende Tiefe.

Die Abendnebel senken sich feucht und schwer um den Berg. Es wird gleich zur Vesper läuten — Donatus hat schon den ganzen Weg darauf geharrt.

„Knabe, siehst du kein Licht im Kloster?“

„Nein,“ sagt der Bub, „'s ist alles dunkel.“

„Es muß doch schon spät sein?“ fragt Donatus keuchend und windet sich immer rascher die Steilung empor.

„Freilich!“ sagt der Knabe.

Jetzt tönen die Vesperglocken von Burgeis aus der Tiefe herauf. Jetzt werden sie auch hier oben läuten —!

Er lauscht — einen — zwei — drei Herzschläge lang, alles bleibt still.

„Was ist das!“ Ein Schauder durchrieselt ihn. Kalt bläst der nächtliche Höhenwind ihn an und schlägt ihm den Schweiß fröstelnd ins Mark zurück. In einzelnen Stößen trägt er das Vespergeläute von Nah und Fern aus den Ortschaften herauf, nur hier oben bleibt es stumm!

„Sieht man schon das Kloster?“ fragt der Blinde.

„Da ist es!“ sagt der Bub gleichgültig.

„Führe mich zur Pforte!“

Der Knabe tut, wie ihm geheißen. Donatus greift nach dem Klopfer — aber er greift in die Luft.

„Die Pforte ist offen,“ sagt der Bub.

„Warte hier draußen,“ sagt Donatus und tritt ein. Leicht findet er sich auf dem wohlvertrauten Klosterhof zurecht. Es ist unbegreiflich, daß die Pforte unverschlossen und kein Mensch um die Wege ist. Er tastet sich längs der Mauern hin zum innern Eingang, aber auch dieser ist offen. Er greift rechts und links, es sind die Türpfosten, aber keine Tür! Er hat sich vielleicht im Raum geirrt und ist in einer ganz anderen Richtung, als er glaubte? Aber was wäre denn hier sonst für eine Lücke in dem festen Viereck, das der Hof bildet, wenn es nicht die Tür wäre? Er ruft — hier wird ihn doch jemand hören? Er lauscht — keine Antwort. Es ist etwas Unheimliches in diesem Schweigen, — eine unerklärliche Bangigkeit befällt ihn. Er fühlt ganz deutlich mit dem Fuß die Schwelle, er steht also doch unter der Tür! Er tastet nach rechts, da muß die Wand sein mit dem

steinernen Weihwasserbehälter. — Sie ist auch da — und hier ist der Behälter, so ist er doch richtig gegangen! Er taucht die Hand in das Tröglein, um sich mit Weihwasser zu besprengen — es ist leer! Seltsam, wer hat es ausgeschüttet?

Jetzt kommt die Tür des Refektoriums — da müssen endlich die Brüder sein. Da ist der geschnitzte, eisenbeschlagene Türpfosten. Er faßt nach dem schweren Knauf — und wieder greift seine Hand ins Leere, tritt sein Fuß über eine offene Schwelle.

Ist er denn wahnsinnig? Oder täuscht ihn seine Blindheit mit falschen Raumvorstellungen, trügt ihn sein Tastsinn? Treibt ein Teufel sein Spiel mit ihm und gaukelt ihm das alles vor, ihn zu ängstigen? Vielleicht ist er noch an einer Scheuer und bildet sich ein, den ganzen Weg bis zum Speisesaal zurückgelegt zu haben! —

Ein scharfer Zugwind pfeift ihm entgegen wie durch offene Hallen und Gänge. Es ist ein widriger Wind, er bläst ihm eklen Rauchgeruch zu, als wäre er über eine kalte Brandstätte gefegt, und ein feiner Wirbel wie von aufgewehter Asche fliegt dem Blinden ins Gesicht.

„Ist denn niemand da?“ ruft er laut. — Alles bleibt still.

Er schreitet weiter, — diesmal ohne Ziel, ohne Richtung ins Dunkle hinein. Da stößt sein Fuß an einen ungefügen Gegenstand. Er bückt sich — der Speisetisch der Brüder liegt umgestürzt da. Wieder weht ihm jener seltsame Brandgeruch entgegen, und unter seiner tastenden Hand bröckeln Stücke ab — der Tisch ist halb verkohlt! Donatus geht um ihn herum, wohin er tritt, Trümmer! Er prallt an die jenseitige Wand an. Er

taſtet nach einem Fenſter — da tritt ſein Fuß klirrend in Glasſplitter — die Fenſterhöhlung iſt leer, das Holzwerk verbrannt! —

Gewalt — hier ward Gewalt verübt! Und mit all ihren Schrecken fällt die grauſe Nachhut, die ſie überall hinterläßt, wo ſie gehauſt, Entſetzen und Verlaſſenheit den Blinden an.

„Meine Brüder — mein Abt, — wo ſeid Ihr?“ ſchreit er verzweiflungsvoll in die Nacht und das Wirrnis hinein.

„Mein Vater — meine Brüder —“ jammert er, daß es durch die öden Räume widerhallt, und irrt ſtrauchelnd, planlos, ziellos zwiſchen Trümmern und Gebälk hin — bald geradeaus, bald im Kreis ſich drehend, ohne zu wiſſen — was und wohin.

„Zur Kapelle, zur Sakriſtei!“ raunt ihm endlich eine innere Stimme zu — „vielleicht beten ſie dort —!“ Und mit unendlicher Mühe taſtet er ſich in dem Chaos der Zerſtörung weiter. Er findet ſich nicht mehr zurecht, denn alles, was ihm vertraut und ihm als Anhaltspunkt dienen könnte, iſt von der Stelle gerückt oder zerſchlagen. Wie in einem ſchweren Traum arbeitet er ſich keuchend durch die Finſternis dem Ziele zu, dem immer wieder verfehlten und doch ſo nahen! —

„Hilfe — Licht!“ ſchreit er wie ſinnlos in die Nacht hinaus, als könnte er es ſehen das Licht, wenn es auch käme! Er vergißt ſeine Blindheit — er vergißt alles, halb wahnſinnig vor Grauen.

Dann bleibt er wieder ſtehen und lauſcht — nichts regt ſich als der Sturm, der unaufhörlich ſein wildes Klagelied durch die offenen Fenſterhöhlen ſingt.

Und weiter irrt er der Kapelle zu. Endlich miſcht

sich der Brandgeruch mit dem Duft alten Weihrauchs. Und ein wildes Durcheinander von zertrümmerten Chorstühlen, Bildsäulen und Kandelabern hemmt seine Schritte.

„Seid Ihr hier, meine Brüder? Ist niemand hier?“ ruft er wieder und lauscht. Da regt sich etwas — diesmal ist es nicht der Wind, es ist ein leises Stöhnen aus einer Menschenbrust.

„Wer ist da? Gebt mir Antwort!“ fragt er bebend.

„Wer bist du?“ dringt jetzt eine wohlbekannte, aber gebrochene Stimme an sein Ohr.

„Correntian!“ schreit Donatus zwischen Schreck und Freude.

„Donatus!“ ruft die Stimme, und es durchschauert ihn seltsam bei dem Ruf — als ging es zum jüngsten Gericht, und eine Stimme aus den Wolken riefe seinen Namen unter der Liste der Verurteilten.

„Donatus!“ wiederholt Correntian, „Unglückssohn, warum kommst du so spät? Dein Ausbleiben hat uns verdorben!“

„Correntian, mein Bruder, ich will dir alles sagen; reich mir nur deine Hand und hilf mir über diese Trümmer hinweg.“

„Ich liege mit zermalmten Schenkeln unter dem umgestürzten Altar, ich kann dir nicht helfen!“ stöhnt Correntian.

„Allmächtiger Gott! Wie geschah das?“

„Ich wollte die Schutzbriefe unseres Klosters vor den Feinden retten und unter dem Altar bergen, da überraschten sie mich, und im Kampf stürzte der Altar auf mich!“

„Und die Brüder, wo sind sie?“

„Sie sind entflohen! — Vertrieben, nackt und bloß die ganze Schar. Unsere Herden geraubt, das Kloster zerstört und geplündert! Dein Vater, im Bunde mit deiner Sippschaft mütterlicherseits hat den Frevel verübt.“

Zitternd, mit höchster Anstrengung hat sich der Jüngling weitergetastet, der Richtung zu, von wo die Stimme kommt.

Jetzt hemmt eine Hand seinen aufgehobenen Fuß. „Halt, du trittst auf mich!“

Er bückt sich nieder — da liegt Correntians Körper auf dem nackten Steinboden, halb begraben unter der Zentnerlast des steinernen Altars.

„O Greuel!“ schreit der Jüngling auf. „Zermalmt wie ein Wurm, der große, der gewaltige Mann, und keiner, der dir half — keiner?“

„Die Brüder retteten kaum das eigene Leben — die Leute der Umgegend fliehen den Ort des Schreckens — seit zweien Tagen lieg ich verlassen — und keine Hand, die mir nur einen Trunk gereicht hätte!“

„Ich will dir Wasser holen, ich will den Brunnen suchen!“ ruft Donatus, doch Correntian hält ihn zurück: „Nein laß! Der Brunnen ist verschüttet — es wär mir nicht nütze. Meiner Qualen Ende ist da — ich fühl's!“

„O, Correntian — sollst du so furchtbar enden?“ klagt der Jüngling. „Soll dich der Altar zermalmen, dem du so treu gedient?“

„Weine nicht um mich — ich sterbe, wie ich gelebt — für die Kirche! Daß Gott mich solchen Todes würdigt, das ist die höchste Gnade! Es gibt noch einen, der jammernswerter ist als ich!“

Donatus erbebt. „Gott stärke mich! Doch nicht der Abt?“

„Ja, unseliger Knabe — der Abt, der dich geliebt mit einer Liebe, die Sünde an der heiligen Ordensregel war, er hat sie furchtbar gebüßt —“

„Rede aus — Barmherzigkeit, foltere mich nicht länger,“ fleht Donatus. „Was geschah ihm?“

„Der Reichenberger forderte von ihm, daß er dich herausgäbe, denn er glaubte dich im Stift verborgen, und da er's weigerte — weigern mußte — ließ er ihn binden und ins Schlinnigtal schleppen — und dann —“ Correntian muß Atem holen —

„Weiter — weiter — was dann?“

„Dann ließ ihm der Reichenberg seine beiden Augen ausstechen für die deinen — wie er es geschworen!“

Ein Schrei gellt durch die Kapelle, daß es zitternd in den zersplitterten Scheiben nachschrillt. Dann bleibt es eine Weile still, als wäre dem Jüngling mit diesem Schrei das Herz gesprungen, und er wäre eine Leiche.

Correntian atmet langsam und schwer. Todesengel schweben mit bleiernem Flügelschlag hernieder und umlagern harrend die Stufen des Altars. Da endlich löst sich die Erstarrung des ersten Schlags.

„O ewige Gerechtigkeit, wo bist du — wenn dies geschehen konnte?“ schluchzt der Jüngling, „Gott der Güte, Gott der Gnade, wo warst du, als sie das verübten? Der Reine, der Schuldlose, der Heilige — gestraft um meine Schuld — Gott der Barmherzige — wie vermochtest du dies?“

Und er sinkt an dem zertrümmerten Altar nieder und weint — als wolle er das Meer der Tränen, das die Welt durchflutet, auf einmal ausschütten.

„Dieſe Augen, dieſe freundlichen Augen, die mich ſo oft liebend angeblickt, die ſo treu über mir gewacht — Gott, gib mir die meinen wieder, daß ich ſie noch einmal ausweinen könne für dieſe geliebten Augen!“

Und leiſer und leiſer wird die Klage, als läge er zu des Abtes Füßen, und dieſer neige ihm gütig wie früher ſein Ohr: „O Lamm Gottes, geduldiges, ſchmerzensreiches Opfer! — Du haſt es mir verziehen in deiner Milde, denn du biſt zu groß, als daß du zürnen könnteſt — aber ich — ich kann mir nicht verzeihen! Mein Vater, einmal, nur einmal noch, reich mir deine geliebten Hände, daß ich den Kuß der Reue darauf drücken könne — einmal noch, nur einmal — und dann hinabſinken in die Verdammnis, auf ewig zu büßen, was nie mehr gut zu machen iſt!“

Und wieder verſtummt er, die Kraft der Seele, die auch das Leiden erfordert, iſt verbraucht. Er muß ausruhen und Atem ſchöpfen zu neuer Klage.

„Und die Brüder,“ ſtöhnt er endlich, „konnten ſie ihn nicht ſchützen?“

„Die Überzahl war zu mächtig — es war ein ganzes Heer von Räubern!“ ſpricht Correntian. Da richtet ſich Donatus auf:

„O, wäre ich dageweſen, ich hätte ihn geſchützt — ich hätte ihn gedeckt mit meinem eigenen Leibe und wäre es mein Tod geweſen!“

„Ja, wäreſt du gekommen zu rechter Zeit — dann wäre alles anders! Warum auch kamſt du nicht — wo weilteſt du ſo lange?“

„Vergebens folgt ich der Herzogin während zweier Tage.“

„Und dann?“

„Dann eilt ich her zu Euch!“

„Und dazu braucht es neun Tag und Nächte?“ ruft Correntian.

„Mein Bruder — was redest du? Heute vor drei Tagen verließ ich Euch!“

„Weh dir, Sohn des Unheils,“ schreit Correntian auf. „Wo warst du? Was täuschte so über die Zeit dich weg? Hast du in der Unterwelt geweilt, daß dir so ungezählt die Tage enteilen konnten? Warst du verzaubert, daß du nicht merktest, wie, seit du fort bist, mehr denn eine Woche verstrich?“

„Allmächtiger Gott — eine Woche?“ fragt Donatus, „und sie sagte mir, eine Nacht hätte ich geschlafen. O, Beata — Beata — so hast du mich getäuscht!“

„Beata?!“ widerholt Correntian, „also ein Weib war's, das dir die Zeit und die Besinnung stahl?“

„Weh mir!“ haucht Donatus zerschmettert vor sich hin.

„So hast du uns Wort gehalten?“ fährt der unerbittliche Richter fort. „Das waren deine Schwüre? Wehe, es ist alles gekommen, wie ich es gesagt bei deiner Geburt! Du warst der Wechselbalg, den uns die Hölle in unser friedlich Haus gelegt, uns zu vernichten! Und dennoch hast du selbst *mich* zu täuschen vermocht, daß ich meine eigene Weissage widerrief und dir vertraute. Ja noch mehr! Vernimm es, Gott, und strafe mich dafür — du warst der erste Mensch, den ich *geliebt*. Und in dem Augenblick, da ich dir die Martyrkrone aufs Haupt gesetzt, fällst du zurück in das unreine Element, dem du entstiegen — und reißest uns alle mit hinab in deinen Sturz!“

„Correntian, höre mich! Ja, ich bekenne es, ich habe

Euch verdorben um eines Mägdleins willen und will es büßen in Ewigkeit. Selbst meine Blindheit hat mich nicht geschützt. Eusebius hatte recht — die Hölle ist listiger als Menschenwitz! Und dennoch bin ich schuldlos — und dennoch blieb ich rein!"

„Rein?" schreit Correntian auf, „du wagst es noch, dich rein zu nennen, Frevler!" Und im ganzen Grimm seines Schmerzes reckt er sich mit dem Oberkörper empor und streckt die Arme gegen Donatus aus. „Den Fluch, der dich im Keim schon dem Verderben weihte — ich nehm ihn auf und schleudre ihn verdoppelt auf dein Haupt. Nur Vaterfluch hat dich bisher belastet, ich füg ihm noch der Mutter Fluch hinzu, denn deine Mutter ist die Kirche, die du geschändet! Ausgestoßen sollst du sein, Eidbrüchiger, ausgestoßen aus der Kirche, ausgestoßen aus der Schar der Büßer, die noch hoffen. Das Gras verdorre, darauf dein Fuß tritt, die Hand erstarre, die dir die heilige Hostie reicht; Tod und Siechtum treffe den, der sich deines Hungers erbarmt. In Staub zerfalle dein Gebein, und daß sein Pesthauch nicht das Erdreich vergifte, das andere Wesen nährt, entfleuch ans Ende der Welt, hinauf in das Reich des Todes, in das Eis der Gletscher, soweit dich deine Füße tragen, wo kein Halm mehr sprießt, der deiner Leiche Gift einsaugen könnte! Ausgetilgt sei aus der Schöpfung, was sterblich an dir ist und was unsterblich ist, das leide in Ewigkeit die Folterqual, die mir seit dreien Tagen das Mark durchwühlt —" Er stockt, ein Schauer des Todes hat ihn erfaßt. Der aufgerichtete Oberkörper schlägt auf die Steinplatten zurück — noch einmal bäumt er sich auf — die geballten Fäuste krallen sich in der letzten Angst in die Ritzen des Bodens ein. „Herr Gott, sei mir

Sünder gnädig!" stöhnt er und Entsetzen erfaßt ihn — denn er muß dahin gehen, ohne die Sterbesakramente, mit einem Fluch auf den Lippen! Er fühlt es, der Tod tritt ihm ans Herz — es ist zu spät — die Lippen wollen noch etwas stammeln — der Krampf klemmt ihm die Kiefern zusammen. So ohne Trost, ohne Versöhnung gibt er ihn auf, den Geist, den starren, unbeugsamen. Er hofft auf kein Erbarmen, wie auch er keines übte — und doch war er treu gewesen, sich und der Kirche, treu bis in den Tod!

Donatus aber, der Zerschmetterte, Verfluchte, kniet neben der Leiche und betet um Gnade für die arme, irrende Seele. Wird Gott das Gebet des Verfluchten noch annehmen? Dringt es noch zum Herrn auf? Er neigt die Stirn zur Erde und küßt die kalten Steine zum Abschied. Dann erhebt er sich und schleppt sich zurück zum Tor, wo er den Knaben harren hieß.

„Knabe, wo bist du?" ruft er. Keine Antwort — der Knabe ist fort. Er hat den Fluch Correntians gehört und ist entflohen. Da steht der Blinde nun ganz verlassen.

Wo soll er hin? Die Kirche verwirft ihn — die Erde stößt ihn aus! „Herr, hast du denn keinen Tropfen der Gnade mehr für mich übrig aus deinem reichen Born? War ich denn nicht gehorsam deinem Willen, soweit ich ihn verstand? Das Licht meiner Augen gab ich hin, um der Versuchung zu entrinnen. Den Stab, der meiner Nacht Führer war, zerbrach ich und warf ihn hin, und doch werden all meine Opfer zum Fluch und mein Gehorsam zum Verhängnis! Kann ich nicht sagen wie Hiob: ‚Mein Angesicht ist geschwollen vom Weinen und meine Augen sind dunkel und dennoch klebt kein

Frevel an meiner Hand, und mein Gebet ist rein!' Herr, mein Gott, wenn du mich sahest in jener Stunde, da ich die Jungfrau verstieß, die treue, die reine, dann wirst du es ja wissen, ob ich gebüßt und ob ich Gnade verdiene oder nicht? Ja, ich will fliehen aus dem Verband alles Lebens, einsam will ich enden, wie der letzte Lichtstrahl, der sich zitternd in eine Eisspalte verliert, austilgen die Spuren meiner Tritte hienieden, daß das Verhängnis mir nimmer folgen könne. Gott, mein Gott — wird meiner Leiden Maß dann erfüllet sein?"

So stehet der Blinde, die Arme hoch erhoben, eine dunkle Schmerzensgestalt, wie ein Marterbild am Wege.

Hinter den jagenden Wolken blitzen hin und wieder einzelne Sterne auf ihn herab — schlummerstill liegt die Tiefe unter ihm und der Nachtsturm zerrt unbarmherzig an den Fetzen, die ihn nur notdürftig umhüllen. Hohläugig, mit stummem Vorwurf stieren die leeren Fenster der zerstörten Gottesveste auf ihn nieder. Kein Ruf aus der Höhe oder Tiefe gibt seiner Klage Antwort, keine Hand faßt erbarmend die seine, ihn zu führen zum letzten Ziel! Er birgt sein Haupt in den Händen. „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Achtes Kapitel.

Hoch oben, wo kein Fruchthalm mehr wächst, in der Gletscherwildnis der Ortlerkette, lebt der einsame Büßer an der letzten Grenze, wo noch Wesen von Fleisch und Blut atmen können, Correntians Fluch buchstäblich erfüllend.

Unter ihm in unermeßlicher Tiefe liegt das öde Trafoytal zwischen den furchtbar zerklüfteten Wänden, wie ein offenes Grab. Um ihn her tosen in schwarzen Runsen und Spalten die Gletscherbäche herab, welche die heiligen drei Bronnen speisen, daß der Fels zerbröckelt unter der Wucht des mächtigen Schwalls, und breite Muren das Land verwüsten.

Dort hinauf hat ihn ein fremder Hirtenknabe gebracht, der ihn in jener Nacht auf dem Marienberge fand und sich seiner erbarmte, um Gottes Willen. Es war ein mühevolles Werk, den Blinden auf diese Höhe zu führen, aber Schutzgeister waren mit ihm und stützten ihn, sonst wäre er der Hand des schwachen Knaben wohl zu Hunderten von Malen entglitten, auf dem steilen, gerölligen Pfad. Nur dem, der es liebt, fordert die Gottheit das Leben ab — der Unglückliche, dem der Tod Erlösung wäre, darf nicht sterben! — Mehrmals wollte

der Knabe Halt machen, aber der Büßer war nirgend zum Bleiben zu bewegen, wo noch ein Vogel pfiff, wo seine Hand noch lebendiges Erdreich unter sich fühlte. — So hat er nach langem Wandern das Ziel erreicht, das letzte, nach dem er sich gesehnt, das Reich der ewigen Ruhe, wohin kein Laut einer Menschenstimme mehr dringt, wohin keine Wurzelfaser mehr reicht, die Menschen mit Menschen verbindet. Hier ist die Vorhölle, die kalte, stille — hier darf er büßen, darf er sterben, um drüben ewig zu leben!

Der Knabe hat ihm ein notdürftig Obdach gegen Wind und Wetter unter überhängenden Felsen bereitet und ihn dann verlassen. Aber von Zeit zu Zeit kommt er herauf und bringt dem Einsiedler Brot. Es ist ein seltsamer Knabe — er kommt und geht, ohne daß der Blinde des gewahr wird, lautlos, wortlos! Und Donatus weiß es ihm Dank. Es wäre ihm Entweihung, das heilige Schweigen zu brechen, das seine Seele umflutet wie ein Meer, in dessen Tiefe kein profaner Laut mehr hinabdringen soll.

Allwöchentlich einmal findet er sein Mooslager frisch bereitet, ein duftendes Brot liegt daneben. Der es aber gebracht, ist verschwunden, wie er kam. Manchmal will es den Blinden bedünken, als wäre es kein Knabe von Fleisch und Blut, als wäre es ein freundlicher Todesengel, ihm von Gott gesandt, ihn hierher zu führen und ihm das Dasein zu fristen, bis er reif zum Sterben sei. — Und er glaubt es immer fester, je weiter die Jahreszeit vorrückt, je schwerer es wird, daß ein Mensch den schneeverwehten Pfad daherauf finde. — Was soll den fremden, den niedrigen Hirtenknaben zu solch ungeheurer Aufopferung vermögen? Um welchen Lohnes willen sollte

er es tun? Was ist ihm der Ausgestoßene, der Verfluchte, der nicht einmal mehr einen Segen zu spenden hat? Ja, es wird ihm immer offenbarer, es ist ein Bote aus jener Welt, er fühlt es täglich mehr — der Erdentrückte ist dem Reiche der Geister nahe. — Im Brausen des Sturmes, im Donner der Lawinen, im beklemmenden Nebeltreiben — in allen Schrecken der Wildnis empfindet er ehrfurchtsschauernd die Nähe Dessen, der auf Wolken fährt und mit der Stimme des Donners redet — und was Sterbliche zermalmt und mit Bangen erfüllt, das hebt ihn, der alles Leben überwunden hat, empor in jauchzender Hoffnung der Erlösung.

„Zerreiße, zerschmettere diesen Leib!“ jubelt er der rasenden Windsbraut, dem stürzenden Felsblock, den Wassern des Himmels zu, wenn sie ihn im tollen Wirbel umtosen. Er küßt die unsichtbare Sturmeshand, die ihn peitscht, er lobsinget dem Schmerz, der ihm die froststarrenden Glieder zernagt — das alles ist ja Buße, und Buße ist Seligkeit! — Und dann wieder, wenn der Aufruhr sich gelegt hat, und die letzten Strahlen der Herbstsonne durch den versöhnten Himmel fluten und es stille wird in den Lüften — dann ist es ihm, als umwalle auch ihn ein versöhnter Geist, ein liebliches Etwas, für das er keinen Namen hat. — Dann kann es ihn wohl überkommen, daß er die Arme in die leere Luft ausbreitet und ein Ruf seiner Lippe entschwebt, wie ein befreiter Vogel dem Käfig: „Beata!“

Und so nahe, so deutlich fühlt er ihres Geistes Walten, daß er ihre Atemzüge zu hören glaubt — daß er zu fühlen meint, wie sie leicht an ihm vorüberstreift. „Beata — bist du gestorben da unten in der Tiefe, und heraufgestiegen zu mir, auf mich zu warten, bis ich dir

folgen könne in die Ewigkeit? O, armes Kind, der Verdammte kann dir nicht folgen — auch nicht, wenn die sterbliche Hülle von ihm abfällt, du schwingst dich auf in die Gefilde der Seligen — und ich muß hinab zu den Büßenden!" Und dann ist ihm, als trügen ihm die Lüfte ihr leises Weinen zu. Ja gewiß, es ist ihre Seele, die um ihn trauert, die unter Tränen bei den Heiligen für ihn bittet. Können sie diesem Flehen widerstehen, die Himmlischen? Ihm ist, als wehe ihn ein Hauch der Erlösung an in solchen Stunden. O, es ist der Offenbarungen voll hier oben an den Grenzen der Welt, an den Grenzen des Jenseits. Sie fluten ineinander, die beiden Reiche, und er lernt es mehr und mehr verstehen, das leise Herüber- und Hinüberweben.

Es wird Winter — und immer rauher faßt ihn die züchtigende Hand, immer enger ziehen sich die Todesschranken um ihn zusammen. Er aber lobsinget und betet ohn Unterlaß. Und so oft er ein neues Brot an seinem Lager findet und ein wärmendes Fell, der steigenden Kälte zu wehren — empfängt er es als Wunder Gottes, des Herrn, der einst auch Manna regnen ließ auf sein hungerndes Volk. — So lange Gott ihm Nahrung schickt, so lange ist es sein Wille, daß er lebe, und er genießt die Speise dankbaren Herzens und heiliger Andacht voll, als wäre es der Leib Christi, den keine Hand ihm mehr reichen darf. —

Da endlich, bleibt das Brot aus! Er weiß es nicht, wie viele Tage verstrichen sind, denn für ihn wird es ja nie Tag noch Nacht, aber er merkt, daß es länger ist als sonst, denn sein karger Vorrat war nie erschöpft, ehe der neue kam. Jetzt ist er erschöpft — und die Stelle, wo er das Brot zu finden gewohnt, ist leer. Nun weiß

er es, das ist die letzte Prüfung! Gebieterisch fordert die Natur ihr Recht, und nagender Hunger wühlt in seinen Eingeweiden. In Hungersgestalt tritt der Tod ihn an. Er fühlt es — es wird ein schwerer Kampf, aber er dankt dem Herrn dafür. Nun ist die Stunde gekommen, wo er seinen Eid erfüllen wird und die Buße vollenden. Er wickelt seinen Rosenkranz um die Hand und betet nur: „Herr, sei mir gnädig, daß ich die Prüfung bestehe!“

Dann tritt er vor die Höhle hinaus, sich in eine Eisspalte zu betten, damit alles werde, wie er geschworen. — Da hemmt etwas seine Schritte. Es liegt zu seinen Füßen, es schmiegt sich weich an seine Knie wie ein treuer Hund. Aber es ist kein Hund, — es greift zitternd an ihm empor und faßt seinen Arm mit Menschenhand. „Donatus,“ — fleht es mit schwacher Stimme — „Donatus, vergib!“

„Beata,“ schreit der Blinde auf und sinkt taumelnd an die Felswand zurück. — Ihm ist, als wäre der Berg mit ihm eingestürzt und hätte alles unter sich begraben — Menschen und Menschenwerk und Menschensatzung — und er wäre allein übrig geblieben, er und Beata und Gott. Aber der Gott, der da spricht: „Ich bin die Liebe!“ —

„Donatus, ich weiß mir nicht mehr zu helfen — ich kann dir kein Brot mehr holen,“ stammelt das Mägdlein, „seit dreien Tagen müh ich mich vergebens, aber es geht nicht mehr — die Füße sind mir erfroren — die Kälte — ich fühl's, ich muß sterben! — O du Armer! was wird nun aus dir?“

„Beata, Engel des Lebens, Engel meiner Seele!“ jauchzt und wehklagt Donatus in einem Atem: „Beata,

Selige, Weltüberwinderin! Du warst bei mir die ganze Zeit, du hast für mich gesorgt, du hast mir das Brot gebracht, hast bei mir ausgehalten in Schnee und Eis, in Tod und Verderben? Allmächtiger Gott, warum schwiegst du so lange?"

„Auf daß du nicht sündigen solltest um meinetwillen, noch, mich verjagen, hab ich geschwiegen! Vergib mir, wenn ich ungehorsam war, — ich konnte dich nicht verlassen!"

„Vergeben — ich dir vergeben, Gnadenbringerin, du!" Und mit mächtigem Arm hebt der Blinde das sterbende Kind auf und trägt es in den geschützten Raum und legt es auf sein Lager und deckt es zu mit den wärmenden Fellen, die es ihm selbst in unermüdlicher Sorge heraufgeholt. Und dann wirft er sich nieder an dem Lager und bedeckt das verhärmte Gesicht und die treue Brust und die armen erstarrten Füßchen mit Küssen ohne Zahl. Sprechen kann er nicht mehr, nur Laute, ungeformte Laute der Liebe und des Schmerzes stößt er aus und hält sie in seinen Armen und wiegt sie und herzt sie wie eine Mutter ihr sterbendes Kind! —

Und sie schmiegt sich an ihn im höchsten, im süßesten Glück. — „Siehst du — nun sterbe ich doch bei dir — nun ist es doch gekommen, wie ich's sagte," flüstert sie ihm ins Ohr: „Und du hast Wort gehalten: du wolltest mich selig machen — und nun bin ich selig!"

Da ergreift es den Blinden wie im Sturm einer himmlischen Offenbarung: „O Märtyrerin, du hast vollbracht, was kein Mensch vollbrachte. Wir alle, die wir entsagen und uns bezwingen, wir hoffen auf einstigen Lohn und fürchten die einstige Strafe, — du aber, du hast entsagt und gelitten, ohne Hoffnung, ohne Furcht.

Frei und ohne Zwang hast du dich geopfert und bist schweigend verblutet! Was ist alle Größe und alle Keuschheit, die je geübt, gegen diese Tat? Nein, das ist nicht die Macht des Teufels, die solches vollbringt! Nicht mit sterbenden Lippen lockt der Versucher — — nicht mit dem Kuß des Todes bestrickt er seine Opfer. Das ist eine höhere Macht! Ja — jetzt erkenn ich sie! — Beata, dein Tod hat mir die Binde gelöst, — es gibt eine Liebe, die Gottes ist — mit dieser Liebe haben wir einander geliebt und um dieser Liebe willen werden wir Gnade finden!" —

„Amen!" sagt das Mägdlein und umschlingt mit seligem Lächeln sein Haupt, das auf ihre Brust gesunken. Und es wird Friede in ihnen — Gottesfriede. — Sie atmet nur noch kurz und schwach, aber sie hält ihn umschlungen mit letzter Kraft. Er drückt sie an seine Brust, er reibt ihr die erfrorenen Glieder, — er haucht ihr seinen warmen Odem ein. Er fleht sie an in tausend Liebesworten: „Stirb nicht, mein Kind, mein armes treues Kind! Bleib bei mir! Gott, der sie mir gab, laß sie mir noch einen Tag — noch eine Stunde, nur eine einzige Stunde, daß ich gut machen kann, was sie um mich gelitten!" —

Vergebens — die kalte Hand streichelt noch einmal liebend seinen Scheitel, dann sinkt sie herab.

„Beata!" ruft er ihr ins Ohr, „ich hab dich im Leben verlassen — aber im Tod verlaß ich dich nicht, ich sterbe mit dir!"

Sie hat es noch gehört, ein Seufzer der Wonne wie aus bräutlicher Brust antwortet ihm — es ist der letzte Hauch! Dann neigt sie das Haupt und entschlummert still und ruhig — auf den Lippen ein Lächeln. —

Sie ist dahin gegangen wie der Nachtfalter, dem nicht bestimmt war, sich jemals der Sonne zu freuen, und den der erste Winterfrost hinwegrafft — ohne Laut, ohne Klage — aus dem Dunkel ins Dunkel!

Donatus lauscht noch eine Weile, ob sich nichts mehr rege in der stillen Brust. Kein Atemzug, kein Herzschlag mehr — es ist vorbei. Lange, lange liegt er so, die Leiche ans Herz gepreßt, dann erhebt er sich und sagt halblaut, als könne sie es noch hören: „Komm, mein Kind!“ Er lädt den zarten Körper auf seine Schulter, wie ein totes Lamm, und tritt damit hinaus ins Freie.

Leise, leise rieselt der Schnee hernieder und breitet ihm eine weiche Decke unter die Füße, darauf er unhörbar hingleitet, sich an der Felswand forttastend. Wohin will er — was sucht er? Er gibt sich keine Antwort mehr, die Zeit des Denkens ist vorbei, es gibt nur noch ein Fühlen — und das ist die Liebe! Vor seinen blinden Augen wird es hell. Eine lichte Gestalt hebt sich aus dem Dunkel und schwebt vor ihm her — wehmütig, selig lächelnd. Es ist Beatas verklärter Geist. Sie zeigt ihm den Weg und winkt ihm mit unbeschreiblicher Liebe im Blick. „Ja, ich komme, ich folge dir!“ ruft er und schleppt sich, so rasch er kann, durch den Schnee — ihr nach. Da erreicht die holde Gestalt eine Stelle, wo der Fels jäh abstürzt, eine senkrechte Wand von mehr denn tausend Klaftern. Sie bleibt stehen und sieht sich um: „Wart, ich komme!“ ruft er. Noch einmal winkt sie — dann schwingt sie sich hinaus und schwebt über den Abgrund hin! — Da hat auch er die Stelle erreicht und blindlings eilt er weiter — ihr nach. Doch er tritt ins Leere, der Boden unter

seinen Füßen ist weg, ihn aber trägt kein Geisterfittich über den Abgrund — in einer Wolke von Schnee gleitet er mit seiner Last in die Tiefe, und als donnernde Lawine stürzt sie ihm nach, die losgerissene Masse, den Raum erfüllend, alles einhüllend mit einem Meer von Schnee!

Doch wie die mitgerissene Atherwelle, wenn ein schwerer Körper in die Tiefe des Meeres sinkt, als Luftperle wieder emporsteigt zu dem verwandten Element, so steigt auch die Seele des Verschütteten aus dem Abgrund auf zu ihrer ewigen Heimat. — — — —

Tot und stumm liegt die Erde, als könne die Sonne nie wieder kommen und nie wieder die Liebe, — und sie kommt doch und bringt mildere Zeiten, und unter ihrem mächtigen Hauch versöhnen sich Erde und Himmel!

Ende.

Inhalt.

	Seite
Einleitung. St. Valentin auf der Heide	9
Erſtes Buch. Das Kind des Fluches	27
Zweites Buch. Martyrium	95
Drittes Buch. Gnade	199

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Die Geier-Wally.

Eine Geſchichte aus den Tiroler Alpen

von

Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.

Siebente Auflage. Oktav. Geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit

von

Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.

Vierte Auflage.

Miniatur-Format. — Elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mk.

Friedhofsblume.

Novelle

von

Wilhelmine von Hillern
geb. Birch.

Oktav. — Geheftet 4 Mk. — Elegant gebunden 5,50 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Rosa Maria.

Roman

von

Karl Federn.

Oktav. Geheftet 3,50 Mk. Elegant gebunden 4,50 Mk.

Schreie.

Novellen und Skizzen

von

Ilse Frapan-Akunian.

Oktav. Geheftet 4 Mk. Elegant gebunden 5 Mk.

Drei Novellen.

Von

Anselm Heine.

Oktav. Geheftet 5 Mk. Elegant gebunden 6,50 Mk.

Unfreie Liebe.

Roman

von

Lisa Weise.

Oktav. Geheftet 6 Mk. Elegant gebunden 7 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel

Berlin W. 35.

Achtleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ber, Eva. Der Andere. Novelle in Briefen. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Blum, Hans. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1892. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geheimnisse eines Vertheidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Heitere Erzählungen aus dem Leben. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Juvalta. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. 1892. 8°. Eleg. geb. 15.—

— Der Kanzler von Florenz. 1891. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—

Brandt, M. von. Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Kolonialfragen. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Bunsen, Marie von. Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50

Cohn, Gustav. Die deutsche Frauenbewegung. Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele. 1896. 8°. Eleg. geb. 5.50

Dambrowski, Herzog Friedrich zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers von H. von Dambrowski. Mit 14 Heliogravüren und 37 Textilluſtrationen nach Originalzeichnungen von Carl Saltzmann, Hans Bohrdt, L. Arenhold, H. von Stenglin, G. Theuerkauf, Carl Malchin, J. Kleiner, H. von Dambrowski, einer Originalaufnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und anderen Photographien. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 5.50

Ebner-Eschenbach, Marie von. Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Rittmeister Brand. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Dorf- und Schloßgeschichten. Fünfte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Dritte Aufl. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Das Gemeindekind. Erzählung. Achte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Glaubenslos? Erzählung. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 5. Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Ein kleiner Roman. Erzählung. Dritte Auflage. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.50

— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50

— Gesammelte Schriften. Acht Bände. 8°. In 8 Bdn. eleg. geb. 36.—

— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—

— Unsühnbar. Erzählung. 6. Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Zwei Comtessen. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bitterfüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frenzel, Karl. Die Geschwister. Roman. Vier Bände. 1881. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 15.—
— Schönheit. Novelle. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8° Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gizycki, Lily von. Deutsche Fürstinnen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50
Gregorovius, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Hermann von Petersdorff. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—
Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—
Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50
Herzl, Theodor. Philosophische Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
Hoechstetter, Sophie. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Landsturm. Erzählung. Zweite Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Hoffmann, Hans. Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman. Drei Bände. 1893. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—

— Neue Geschichten des Majors. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Der alte Praktikant Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände. 1892. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Jähns, Max. Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des vierteljahrhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Karin von Schweden. Dreizehnte Auflage. 1903. 8°. Eleg geb. 5.—

Juncker, E. Schleier der Maja. Roman. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Vier Teile. 1888. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 15.—

— Der Verlobungstag und andere Novellen. 1888. 8°. Eleg. geb. 5.50

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg geb. 12.—

Krebs, Karl. Dittersdorfiana. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Die großen Mächte. Eleg. geb. 4.—

Lorenz, Ottokar. Friedrich, Großherzog von Baden. Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum 1852 — 24. April — 1902. 1902. 8°. Eleg. geb. 3.50

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50

— **Wanderbuch.** Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Münz, Siegmund. Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. 1896. 8°. Eleg. geb. 5.50

Nöldeke, Theodor. Orientalische Skizzen. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Petri, Julius. Rothe Erde. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Siebente, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1898. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Reinke, J. Die Welt als That. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Zweite Auflage. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—

— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—

— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Rundschau. Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. I.—XXVIII. Jahrg. = 112 Bände. gr. 8°. à Band eleg. geb. 8.—

Rundschau. Generalregister zur Deutschen Rundschau. Band 1—40 (I.—X. Jahrgang). 1885. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—

— Generalregister zur Deutschen Rundschau. Band 41—80. (XI.—XX. Jahrgang.) 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

— „Gloria victis!" Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Fünfte Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geschichten aus der Tonne. Vierte Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

— John Riew'. Ein Fest auf Hoderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Der Schimmelreiter Novelle. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg geb. 5.—

— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Strasburger, Eduard. Streifzüge a. d. Riviera. 1895. gr. 8°. Eleg. geb. 6.50

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb 5.—

— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Widmann, J. V. Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr 8°. Eleg. geb. 14.—

Deutsche Rundschau.

XXIX. Jahrgang.

Herausgeber:
Julius Rodenberg.

Verleger:
Gebrüder Paetel in Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem neunundzwanzigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von mindestens 10 Bogen. Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

b) Halbmonatshefte von mindestens 5 Bogen Umfang. Preis pro Heft 1 Mark.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

2749263

ILL

CANCELLED

FEB 0 8 1989

Widener Library
3 2044 100 909 753